

Jahrbuch für
**WIRTSCHAFTS
GESCHICHTE**

1998/2

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Prof. Dr. habil. Gert Heinrich, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Bonn

Jahrbuch für WIRTSCHAFTS GESCHICHTE

Herausgeber: Lothar Baar (Berlin), Rainer Fremdling (Groningen),
Karin Hausen (Berlin), Hartmut Kaelble (Berlin),
Peter Kriedte (Göttingen), Dietmar Petzina (Bochum),
Toni Pierenkemper (Köln), Heinz Reif (Berlin),
Bertram Schefold (Frankfurt/Main),
Reinhard Spree (München)

Unter beratender Mitarbeit von:

Rolf Adamson (Stockholm), Wraclaw Długoborski
(Breslau), Barry Eichengreen (Berkeley), Patrick
Fridenson (Paris), Eiichi Hizen (Tokio), Robert Lee
(Liverpool), Yves Lequin (Lyon), Alan Milward
(London), Milan Myška (Ostrau), Sidney Pollard (Sheffield),
Gianni Toniolo (Venedig)

Verantwortlich für Teil 2/1998:

Peter Kriedte in Verbindung mit Hans Medick
und Jürgen Schlumbohm

Geschäftsführender Herausgeber:

Toni Pierenkemper

Redaktion: Wilfried Forstmann, Marie-Luise Georg, Stefanie van de
Kerkhof

Seminar für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität zu Köln,
Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln

Tel.: 02 21/4 70-22 20, Fax: 02 21/4 70-52 09

Internet: <http://www.uni-koeln.de/wiso-fak/wigesch/jahr.html>

Jahrbuch für

1998/2

WIRTSCHAFTS GESCHICHTE

Proto-Industrialisierung



Akademie Verlag

ISBN 3-05-003291-X

ISSN 0075-2800

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 1998

Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der R. Oldenbourg-Gruppe.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Druck: Druckhaus „Thomas Müntzer“, Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

Inhalt

I. Abhandlungen und Studien

Peter Kriedte, Hans Medick und Jürgen Schlumbohm

Eine Forschungslandschaft in Bewegung.

Die Proto-Industrialisierung am Ende des 20. Jahrhunderts..... 9

Ulrich Pfister

Proto-industrielles Wachstum: ein theoretisches Modell.....21

Rolf Kießling

Ländliches Gewerbe im Sog der Proto-Industrialisierung?

Ostschwaben als Textillandschaft zwischen Spätmittelalter und Moderne.....49

Jaume Torras

Small Towns, Craft Guilds and Proto-Industry in Spain.....79

Klaus Gestwa

Der Marktcontext russischer Proto-Industrialisierung.

Das Kleineisengewerbe von Pavlovo im 19. Jahrhundert.....97

Tirthankar Roy

Indian Handlooms in the 20th Century.....129

II. Diskussion

Paolo Capuzzo

Transportation system and urban space. Vienna 1865-1938.....153

Michael Kopsidis

Der westfälische Agrarmarkt im Integrationsprozeß 1780-1880.

Phasen und Einflußfaktoren der Marktentwicklung in historischen

Transformationsprozessen.....169

Götz Albert

Eine Branche im Stützkorsett: Subventionen in der deutschen

Schiffbauindustrie in der Nachkriegszeit.....199

III. Forschungs- und Literaturberichte

Richard Hauser, Gert G. Wagner und Klaus F. Zimmermann

Memorandum: Erfolgsbedingungen empirischer Wirtschaftsforschung

und empirisch gestützter wirtschafts- und sozialpolitischer Beratung.....221

Autorenverzeichnis

Abhandlungen und Studien

Eine Forschungslandschaft in Bewegung. Die Proto-Industrialisierung am Ende des 20. Jahrhunderts

Von Peter Kriedte, Hans Medick und Jürgen Schlumbohm (alle Göttingen)

Obwohl inzwischen mehr als 25 Jahre seit der Veröffentlichung von Franklin Mendels' Pionier-Aufsatz zur "Proto-Industrialisierung" vergangen sind, hält - so scheint es - die Forschung und die Debatte zu diesem Thema mit unverminderter Lebhaftigkeit an. Jahr für Jahr erscheinen in zahlreichen Ländern Monographien und Aufsätze zu bestimmten Regionen, Orten oder Branchen, finden Kolloquien statt und werden Sammelbände publiziert.¹

Gewiß besteht die Gefahr, daß die weitgehende Akzeptanz und vielfältige Verwendung des Terminus 'Proto-Industrialisierung' dazu führt, daß die analytische Schärfe des Konzepts geringer wird. Daß dies keineswegs eine zwangsläufige Konsequenz ist, mögen u.a. die hier versammelten Aufsätze belegen. Freilich sind die theoretischen und vor allem die empirischen Beiträge zu diesem Forschungsfeld inzwischen so zahlreich, daß es immer schwieriger wird, es in seiner Gesamtheit zu überblicken. Deshalb mag es nützlich sein, es nach einigen Haupt-Aspekten zu gliedern - obwohl einer der fruchtbarsten Impulse des forschungsstrategischen Konzepts 'Proto-Industrialisierung' dahin ging, die Trennung zwischen verschiedenen Teilgebieten der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu überwinden und insbesondere Gewerbe-, Agrar-, Bevölkerungs- und Familiengeschichte zusammenzuführen. Immerhin lassen sich pragmatisch mehrere Brennpunkte der Debatte und der empirischen Forschung unterscheiden. Für die ökonomische Analyse der Proto-Industrialisierung steht der Beitrag Ulrich Pfisters in diesem Heft. Zu den demographischen Aspekten wurde anderwärts eine Zwischenbilanz gezogen.² Hier seien einleitend zunächst einige Fragen aus der spezifisch sozialgeschichtlichen Debatte um die Proto-Industrialisierung herausgegriffen. Es folgen Überlegungen zur Bedeutung des politisch-institutionellen Kontexts. Abschließend sei der Blick auf die Heimarbeit in der gegenwärtigen transnationalen Wirtschaft gelenkt - in der

1 F. Mendels, Proto-Industrialization: The first phase of the industrialization process, in: *Journal of economic history* 32, 1972, S. 241-261. Sammelbände bzw. Zeitschriften-Themenhefte: Aux origines de la révolution industrielle. Industrie rurale et fabriques, in: *Revue du Nord* 61, 1979, S. 7-207; Aux origines de la révolution industrielle, fsc.2, in: ebd. 62, 1980, S. 5-251; C. Poni (a cura di), Protoindustria, in: *Quaderni storici* 52, 1983, S. 5-179; ders. (a cura di), Forme protoindustriali, in: ebd. 59, 1985, S. 341-528; A. De Clementi (a cura di), La società inafferrabile. Protoindustria, città e classi sociali nell' Italia liberale, Roma 1986; M. Berg/P. Hudson/M. Sonenscher (Eds.), *Manufacture in Town and Country before the Factory*, Cambridge 1983; Sh. C. Ogilvie (Ed.), Proto-industrialization in Europe, in: *Continuity and Change* 8, 1993, S. 151-355; M. Cerman/Sh. C. Ogilvie (Hg.), Protoindustrialisierung in Europa. Industrielle Produktion vor dem Fabrikzeitalter, Wien 1994, erweiterte englische Fassung u.d.T.: *European Proto-Industrialization. An Introductory Handbook*, Cambridge 1996; R. Leboutte (Ed.), Proto-industrialisation. Recherches récentes et nouvelles perspectives. Mélanges en souvenir de Franklin Mendels, Genève 1996 (im folgenden: Proto-industrialisation); D. Ebeling/W. Mager (Hg.), Protoindustrie in der Region. Europäische Gewerbelandschaften vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Bielefeld 1997; M. Ågren (Ed.), *Iron-making Societies. Early Industrial Development in Sweden and Russia, 1600-1900*, Providence 1998; s. auch G.L. Fontana (a cura di), *Le vie dell'industrializzazione europea. Sistemi a confronto*, Bologna 1997.

2 P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, Sozialgeschichte in der Erweiterung - Proto-Industrialisierung in der Verengung? Demographie, Sozialstruktur, moderne Hausindustrie, eine Zwischenbilanz der Proto-Industrialisierungs-Forschung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 18, 1992, S. 70-87, 231-255, hier S. 73-87.

Erwartung, daß von hier aus neues Licht auf die frühneuzeitliche Proto-Industrialisierung fallen kann.

*

Eine Frage, die in der Proto-Industrialisierungs-Debatte von Anfang an eine prominente Rolle gespielt hat, auch in den hier versammelten Aufsätzen in mehr oder minder expliziter Form präsent ist und doch noch weiterer empirischer und theoretischer Klärung zu bedürfen scheint, ist die nach den sozialen Trägern der ländlichen Heimgewerbe. Die frühen Modellüberlegungen divergierten in wichtigen Aspekten voneinander; einig waren sie sich jedoch darin, daß "in den meisten Fällen" die hausindustriellen Arbeitskräfte "am unteren Ende der sozialen Stufenleiter" standen: Sie rekrutierten sich aus den landarmen und landlosen Schichten, die sich ein zusätzliches oder ein alternatives Einkommen außerhalb der Landwirtschaft suchen mußten.³

Seitdem haben sich die Historiker mehr für die Differenz interessiert, die proto-industrielle Arbeitskräfte von einem 'wirklichen Proletariat' trennte; und sie haben eher die Vielfalt als die gemeinsamen Züge der Heimarbeiterschaft hervorgehoben. Beide Tendenzen stimmen, so scheint es, zu neueren Trends in der Forschung über die Arbeitskräfte in der gegenwärtigen sog. Dritten Welt: Die Arbeiter in den Ländern der Peripherie waren und sind oft nur "partiell proletarisiert", nicht frei im doppelten Marx'schen Sinne; vielmehr findet sich dort eine große Vielfalt von "Zwischenformen".⁴ Wenn in diesem Zusammenhang auf Parallelen in der Geschichte Europas insbesondere in der Periode der Proto-Industrialisierung verwiesen wird⁵, kann das als Echo auf einen früheren Kontakt zwischen diesen beiden Feldern verstanden werden: Einige Aspekte der ursprünglichen Proto-Industrialisierungs-Theorien waren angeregt durch ökonomische Modelle zum Wirtschaftswachstum und Arbeitskräfteangebot in sog. Entwicklungsländern.⁶ Allerdings hat ein Austausch zwischen den Forschern dieser beiden Felder bisher nur gelegentlich und in eher punktueller Form stattgefunden; eine intensivere Kooperation könnte - wie im folgenden zu einem anderen Aspekt etwas näher ausgeführt wird und insbesondere auch Roy's Beitrag zeigt - interessante neue Perspektiven eröffnen.

Die empirischen Untersuchungen der letzten beiden Jahrzehnte haben in der Tat ein breites Spektrum von Befunden zur Sozialstruktur der proto-industriellen Produzenten erbracht. In nicht wenigen Fällen spielten Vollbauern auch im ländlichen Gewerbe eine beträchtliche Rolle.⁷ In manchen Gebieten gab es eine eindeutige positive Korrelation zwischen der Größe des Landbesitzes der Haushalte und dem Umfang ihrer gewerblichen Produktion: Im Osnabrücker Land stellten die Großbauern je Haushalt am meisten Löwendleinen her, die

3 *Mendels*, Proto-Industrialization, S. 242; s. die Nuancierung bei *P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm*, Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1977, S. 40 ff., vgl. 178 ff.

4 Nützliche Einführung: *Sh. Amin/M. van der Linden (Hg.)*, "Peripheral" labour: Studies in the history of partial proletarianization (International review of social history, Supplement 4, Bd. 41), Cambridge 1996. Das Zitat ist aus der Einleitung der Herausgeber, S. 4.

5 Ebenda.

6 *Mendels*, Proto-industrialization, S. 253 ff.; *Kriedte/Medick/Schlumbohm*, Industrialisierung vor der Industrialisierung, S. 57 f., 71 f., 81, 107, 216 f.

7 S. etwa *M. Isacson/L. Magnusson*, Proto-industrialisation in Scandinavia. Craft skills in the industrial revolution, Leamington Spa 1987, S. 21 ff.; weitere Beispiele bei *Kriedte/Medick/Schlumbohm*, Sozialgeschichte in der Erweiterung, S. 234 ff.

Landlosen am wenigsten, während die Kleinbauern in der Mitte lagen.⁸ In anderen Gegenden nahmen eher die mittleren Schichten der ländlichen Gesellschaft eine führende Position im Gewerbe ein⁹, während anderswo die unterbäuerlichen Schichten die eigentlichen Träger der Heimindustrie waren - entsprechend den ursprünglichen Hypothesen. Ulrich Pfister hat in äußerst anregender Weise versucht, die Vielfalt dieser empirischen Befunde durch ein ökonomisches Modell zu systematisieren; dabei kommt der Frage eine Schlüsselrolle zu, ob die einzelnen Haushalte für die heimgewerbliche Tätigkeit ein gewisses Kapital benötigten oder nicht.¹⁰

Wenn die ursprünglichen Theorien auch nicht die Existenz eines ländlichen Proletariats zur Voraussetzung der Proto-Industrialisierung erklärten, so neigten sie doch zu der Ansicht, daß im Verlaufe der proto-industriellen Entwicklung eine breite Unterschicht in der dörflichen Gesellschaft entstand.¹¹ Einige Autoren haben diesen Aspekt der Proto-Industrialisierung als Bestandteil eines umfassenden Prozesses der Proletarisierung interpretiert, den sie als einen dominierenden Trend der Sozialgeschichte der westlichen Welt seit dem Mittelalter auffaßten.¹²

Solche Thesen können unter methodologischen Gesichtspunkten als teleologisch kritisiert werden.¹³ Im Lichte der reichhaltigen empirischen Arbeiten der letzten zwanzig Jahre erscheinen sie zumindest als unzulässige Vereinfachungen.¹⁴ Sogar mit Blick auf Mendels' klassischen Fall ist gesagt worden, daß "die sog. Pauperisierung sich im Flandern des 18. Jahrhunderts nirgends findet".¹⁵ In manchen Gegenden bestand das Phänomen der "Arbeiter-

8 J. Schlumbohm, *Lebensläufe, Familien, Höfe: Die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650-1860* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 110), Göttingen 1994, S. 69 ff.; *ders.*, Agrarische Besitzklassen und gewerbliche Produktionsverhältnisse: Großbauern, Kleinbesitzer und Landlose als Leinenproduzenten im Umland von Osnabrück und Bielefeld während des frühen 19. Jahrhunderts, in: *Mentalitäten und Lebensverhältnisse. Festschrift für Rudolf Vierhaus*, Göttingen 1982, S. 315-334, hier S. 319 ff.

9 So im Feinleingewerbe der Dörfer um Bielefeld: Ebenda, S. 324 ff. Auch im württembergischen Laichingen hingen die Chancen eines Haushalts im Leinengewerbe in erheblichem Maße von seinem Landbesitz ab: H. Medick, *Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900: Lokalgeschichte als allgemeine Geschichte* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 126), Göttingen 1996, S. 212 ff., 229 ff., 245 ff., 259 ff.

10 U. Pfister, *Die Zürcher Fabriques. Protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert*, Zürich 1992, S. 266 ff., 285 ff.; *ders.*, The protoindustrial household economy: Toward a formal analysis, in: *Journal of family history* 17, 1992, S. 201 - 232, bes. S. 203 ff.; kurz dazu auch sein Beitrag in diesem Heft.

11 Mendels, *Proto-Industrialization*, S. 252 f.; *Kriedte/Medick/Schlumbohm*, *Industrialisierung vor der Industrialisierung*, S. 155 ff., 222 ff.

12 S. etwa die anregenden Essays von D. Levine, *Reproducing families: The political economy of English population history*, Cambridge 1987, und Ch. Tilly, *Demographic origins of the European proletariat*, in: D. Levine (Hg.), *Proletarianization and family history*, Orlando 1984, S. 1-85.

13 J.H. Quataert, A new view of industrialization: "protoindustry" or the role of small-scale, labor-intensive manufacture in the capitalist environment, in: *International labor and working-class history* 33, 1988, S. 3-22, bes. S. 11.

14 L.A. Clarkson, *Proto-industrialization: The first phase of industrialization?*, Houndmills 1985, S. 49 f.; *Kriedte/Medick/Schlumbohm*, *Sozialgeschichte in der Erweiterung*, S. 233 ff., 240 ff.

15 Ch. Vandenbroeke, *Le cas flamand: Evolution sociale et comportements démographiques aux 17e - 19e siècles*, in: *Annales E.S.C.* 39, 1984, S. 915-938, zit. 920. Vgl. die Antwort von F. Mendels, *Niveau des salaires et âge au mariage en Flandre 17e - 18e siècles*, in: ebenda, S. 939-956.

bauern" bis weit in die Fabrikindustrie des 19. und 20. Jahrhunderts hinein.¹⁶ Freilich wäre wenig gewonnen, wenn die Verallgemeinerungen über Proletarisierung durch ähnlich vereinfachende Aussagen über Kontinuitäten ersetzt würden. Vielmehr gilt es, den Wandel im Zeitverlauf - in Perioden der Konjunktur und der Krise - sowohl im agrarischen wie im gewerblichen Kontext differenziert zu analysieren.¹⁷

Wenn einmal die verallgemeinernden Hypothesen über den proletarischen oder semi-proletarischen Status der proto-industriellen Arbeitskräfte aufgegeben sind, kann sogar gefragt werden, ob nicht das ganze Konzept 'soziale Ungleichheit' irreführend ist - zumindest in einigen regionalen oder lokalen Gesellschaften des vorindustriellen Europa. Denn Unterschiede, die in einer Querschnitts-Betrachtung soziale Schichten zu markieren scheinen, können sich in longitudinaler Analyse als Etappen im Lebenslauf erweisen. In der Tat gibt es die Ansicht, eine solche "zyklische Mobilität" sei ein allgemeines Charakteristikum der "bäuerlichen Gesellschaften" auf dem europäischen Festland gewesen.¹⁸ Auch in einigen proto-industriellen Regionen ist eine bedeutende Mobilität im Lebenslauf beobachtet worden: Mancher begann als Weber, erwarb nach und nach mehr und mehr Land und endete als Bauer. Das ist Akkumulation von Besitz, De-Proletarisierung im Lebenslauf!

Ulrich Pfister hat Anzeichen für solche Prozesse in einigen Dörfern des Kantons Zürich gefunden, aber nicht in anderen. Im Rahmen seines Modells erwartet er eine intragenerationelle Mobilität dieser Art immer dann, wenn die institutionellen, sozialen und ökonomischen Bedingungen in der betreffenden Gemeinde ein Sparen und Investieren *in kleinen Schritten* ermöglichten. Besonders wichtig war ein flexibler Landmarkt.¹⁹ Freilich läßt sich nur in nominativer Mikroanalyse, nicht auf der aggregativen Ebene, klären, ob die Weber, die später zu Bauern wurden, diesen sozialen Aufstieg aufgrund von Ersparnissen aus ihrer proto-industriellen Arbeit schafften oder aber dadurch, daß sie nach und nach immer mehr Landstücke von ihren Eltern erbten²⁰ - entsprechend der allmählichen Form des Besitztransfers zwischen den Generationen, wie sie für Gebiete mit egalitärer Erbpraxis typisch scheint.²¹

*

Einige der interessantesten Erkenntnisfortschritte der Proto-Industrialisierungs-Debatte liegen - was oft nicht ausreichend gesehen oder sogar als Defizit beklagt wird - nicht auf der Ebene einliniger strikter historisch-sozialwissenschaftlicher Modell- und Theorieaussagen, sondern in der wachsenden Einsicht in die historische Vielfalt des Spektrums proto-

16 S. z.B. D.R. Holmes/J.H. Quataert, An approach to modern labor: Worker peasantries in historic Saxony and the Friuli region over three centuries, in: Comparative studies in society and history 28, 1986, S. 191-216; F.M.M. Hendrickx, "In order not to fall into poverty". Production and reproduction in the transition from proto-industry to factory industry in Borne and Wierden (the Netherlands), 1800-1900, Amsterdam 1997, bes. S. 207 f.

17 S. etwa Medick, *Weben*, S. 191 ff., 244 ff.

18 A. Macfarlane, *The origins of English individualism. The family, property and social transition*, Oxford 1978, S. 29 f.

19 Pfister, *Fabriques*, S. 265, 274 ff., 302 ff., 347, 349, 370 ff., 382 ff., 389 ff.; *ders.*, Protoindustrial household economy, S. 203, 221 f.

20 Eine solche Mikroanalyse bei Medick, *Weben*, S. 221 ff.

21 D.W. Sabeau, Property, production, and family in Neckarhausen, 1700 - 1870 (Cambridge studies in social and cultural anthropology, Bd. 73), Cambridge 1990, S. 16, 189 ff., 247 ff., 259 ff., 300 ff. Dies war natürlich eine Hauptursache der lebenszyklischen Mobilität: ebenda, S. 256 ff., 479 f.

industrieller Möglichkeiten. Diese Einsicht ist sicherlich der außerordentlichen Vermehrung der lokalen und regionalen Falluntersuchungen zuzuschreiben, welche durch die Debatte angeregt wurden. In ihr tritt aber zugleich auch eine grundsätzlichere Umorientierung der Perspektive auf eine "Geschichte der Möglichkeiten" zu tage.²² Dies bedeutet keineswegs ein "Alles-ist-möglich-Konzept" von Proto-Industrialisierung.²³ In den Blick gerieten vielmehr in stärkerem Maße als in den Anfängen der Debatte die unterschiedlichen historischen Optionen und Wahlmöglichkeiten, welche die Trägerschichten der ländlichen wie städtischen proto-industriellen Gewerbe in den sozialen, ökonomischen und politisch-herrschaftlichen Zwangslagen ihrer lokalen und regionalen Lebenswelten jeweils verfolgten.

Auch die Frage nach den politisch-institutionellen Rahmenbedingungen der Proto-Industrialisierung stand unter diesem Gesichtspunkt von Anfang an auf der Tagesordnung, ohne daß ihr freilich ausreichende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Sie wurde zu wenig thematisiert. Dort, wo erste Antworten versucht wurden, blieben diese zu stark im Banne von Denkvoraussetzungen, welche nicht nur die Befreiung von institutionellen Zwängen als Entwicklungsziel proto-industrieller Dynamik unterstellten, sondern die Gegebenheit einer - zumindest partiellen - Befreiung gewissermaßen schon als Startbedingung annahmen. So wurde etwa die Freiheit von Verlegern und Kaufleuten wie ländlich-gewerblichen Produzenten von Zunftkontrollen und korporativen Bindungen als durchgängiges Merkmal und bewegendes Moment ihres Handelns unterstellt, aber auch die weitgehende Freiheit von grundherrschaftlich-feudalem Zwang und von direkten staatlich-herrschaftlichen Zugriffen.²⁴

Schon Eckart Schremmer hat in einer bemerkenswerten Replik in der ersten Phase der Debatte²⁵ auf diese "offene Flanke" des Proto-Industrialisierungskonzepts hingewiesen. In gewisser Weise ist sie es bis heute geblieben. Schremmer bemängelte insbesondere die Unterschätzung der Bedeutung der Zünfte als unter Umständen durchaus positiver, keineswegs durchgängig neuerungsfeindlicher Elemente in den Wachstumsprozessen der frühneuzeitlichen Exportgewerbe.²⁶ Er regte an, auch dem frühneuzeitlichen "Proto-Staat" kritische Aufmerksamkeit zu schenken,²⁷ freilich in seiner dem modernen Staat keineswegs vergleichbaren ambivalenten Rolle als "proteisches" infrastrukturelles Element der Proto-Industrialisierung.

Eine Arbeit, die neuerdings als Falluntersuchung wie als Konzeptualisierungsversuch einen ehrgeizigen Schritt in diese Richtung zu gehen versucht, ist Sheilagh Ogilvie's "State Corporatism and Proto-Industry. The Württemberg Black Forest 1580-1797".²⁸ Sie wird

22 Vgl. hierzu als Fazit aus der Proto-Industrialisierungsdebatte den Beitrag von *St. Engermann*, Family and Economy: Some Comparative Perspectives, in: *R L. Rudolph (Hg.)*, The European Peasant Family. Historical Studies, Liverpool 1995, S. 233-248, hier S. 239 ff.; als Vorschlag eines allgemeinen Perspektivenwechsels in der Wirtschaftsgeschichte, besonders im Blick auf den Industrialisierungsprozeß vgl. die Einleitung von *Ch.F. Sabell/J. Zeitlin*, Stories, Strategies, Structures: Rethinking Historical Alternatives to Mass Production, in: *dies. (Hg.)*, World of Possibilities. Flexibility and Mass Production in Western Industrialization, Cambridge 1997, S. 1-33, hier bes. S. 5 ff.

23 S. hierzu *Pfister*, Protoindustrielles Wachstum: ein theoretisches Modell (in diesem Band).

24 Vgl. *Kriedte/Medick/Schlumbohm*, Industrialisierung vor der Industrialisierung, S. 48 ff., 58 ff., 260 ff.

25 *E. Schremmer*, Industrialisierung vor der Industrialisierung. Anmerkungen zu einem Konzept der Proto-Industrialisierung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 6, 1980, S. 420-448.

26 Ebenda, S. 435 f.

27 Ebenda, S. 438.

28 Cambridge 1997; vgl. auch *dies.*, Soziale Institutionen, Korporatismus und Protoindustrie. Die Württembergische Zeugmacherei (1580-1797), in: *Ebeling/Mager*, Protoindustrie in der Region, S. 105-138, ferner *dies.*,

diesem Ziel allerdings nur zum Teil gerecht. Ogilvies Darstellung der zunehmend stagnierenden Entwicklung des württembergischen Zeugmachergewerbes im Umland von Calw und Wildberg vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts weist - wie dies bereits Walter Troeltsch am Ende des letzten Jahrhunderts in seiner klassischen Untersuchung herausgearbeitet hat²⁹ - die starke korporative Eingebundenheit der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Zeugmacher in die Institutionen und Reglements von Zunft und Gemeinde nach, und zugleich deren Abhängigkeit vom Vertriebs- und Aufkaufmonopol der landesherrlich privilegierten Kaufmannskorporation der sog. "Calwer Zeughandlungskompanie". Diese korporative Einbindung und Abhängigkeit ist für Ogilvie Teil des umfassenderen Wirkungszusammenhangs eines "state corporatism". Sie sieht diesen maßgeblich von den fiskalischen Bedürfnissen eines wachsenden Staatsapparats bestimmt. Der Staat und die von ihm privilegierten korporativen Organisationen und Monopole seien mit ihrer Expansion während des 17. und 18. Jahrhunderts gewissermaßen den Möglichkeiten und Kräften ökonomischen Wachstums voraus- und davongelaufen. Ogilvie betrachtet den von ihr untersuchten Fall keineswegs als Ausnahmefall. Im Gegenteil, mit der Ausnahme von England, Holland und wenigen anderen Regionen stellt das württembergische Beispiel für sie den Normalfall von europäischen Entwicklungen dar, in welchen die lokale und regionale Dynamik von Prozessen der Proto-Industrialisierung stärkstens und zumeist auf hemmende Weise von institutionellen Momenten bestimmt wurde. Nicht die Durchsetzungsfähigkeit von Marktverhältnissen und deren sozialen Trägergruppen bestimmte hiernach in letzter Instanz die unterschiedlichen regionalen und lokalen Pfade der Entwicklung proto-industrieller Exportgewerbe, sondern die Art und Weise, in der jeweils spezifische Konfigurationen zünftig-korporativer und staatlich-herrschaftlicher Institutionen die "Opportunitätskosten" proto-industrieller Arbeit und die der anderen relevanten Produktionsfaktoren gestalteten.

So anregend dieser konzeptuelle Ansatz ist, zeigt bereits das gewählte württembergische Beispiel die Gefahr, den Einfluß nicht nur korporativer Elemente, sondern auch staatlich-herrschaftlicher Reglements und Einflußnahmen auf gewerblich-proto-industrielle Entwicklungen zu überschätzen. Schon der in Ogilvies Arbeit immer wieder vorgenommene, unvermittelte Sprung und Schluß vom speziellen Fall des württembergischen Zeugmachergewerbes auf die Verhältnisse in Württemberg als Ganzem erweist sich angesichts des gänzlich anderen, äußerst dynamischen Verlaufs der Entwicklung im zweiten, ökonomisch sehr viel bedeutenderen württembergischen proto-industriellen Exportgewerbe, der Leinenweberei, als höchst problematisch. Hier forderten Zünfte nicht nur frühzeitig "Freihandel" für ihre Mitglieder, sondern setzten diesen auch - auf dem Lande stärker als in der Stadt - gegen staatliche Reglements und gegen eine herrschaftlich privilegierte Kaufmannskorporation erfolgreich durch.³⁰ Überdies verweist auch der gänzlich anders gelagerte Einzelfall eines württembergischen Zeugwebers des 18. Jahrhunderts³¹ auf die Gefahren der Einseitig-

Soziale Institutionen und Proto-Industrialisierung, in: *dies./Cerman*, Proto-Industrialisierung in Europa, S. 35-51.

29 *W. Troeltsch*, Die Calwer Zeughandlungskompanie und ihre Arbeiter. Studien zur Gewerbe- und Sozialgeschichte Altwürtembergs, Jena 1897.

30 *Medick*, Weben und Überleben, Kap 1: Proto-industrielles Handwerk und privilegiertes Handelskapital in der "politischen Ökonomie" Altwürtembergs, S. 39 ff.

31 Vgl. *W. Troeltsch*, Die Göppinger Zeugmacherei im 18. Jahrhundert und das sog. Vayhingerbuch, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche 20, 1896, S. 165-87. Eine größere Arbeit von Dennis Frey Jr. (Syracuse University), der das erhaltene Selbstzeugnis des Göppinger

keit einer aggregativ-institutionalistischen Betrachtungsweise. Dieser Zeugweber entfaltete, trotz Eingebundenheit in seine Zunft, eine Vielfalt unternehmerischer Eigeninitiativen, die weit über sein mit kommerziellem Sachverstand betriebenes Weberhandwerk hinausreichten, bis hin zur lukrativen kommerziellen Aufzucht von Kanarienvögeln in Zeiten der Baisse seines Handwerks. Bei einer bloßen Betrachtung seines Handelns innerhalb der Zunft wären diese anderen unternehmerischen Aktivitäten nicht in Erscheinung getreten. Dieser Ausnahmefall ist insofern "normal" und zugleich kritisch relevant,³² als er die möglichen Verkürzungen einer institutionenorientierten Betrachtungsweise deutlich werden läßt, welche ihre Befunde nicht ausreichend kontextualisiert und sie nicht der mikro-historischen Nagelprobe unterzieht. Die schon dem Terminus "state corporatism" inhärente Annahme der ausschlaggebenden ökonomischen Wirkungsmächtigkeit und Durchsetzungskraft staatlich-obrigkeitlicher Eingriffe³³ und korporativer Einbindungen erscheint - nicht nur in Württemberg - als ein weiterhin - zumindest - offenes Forschungsproblem.

Mehrere Beiträge des vorliegenden Heftes setzen neue Akzente im Hinblick auf die Bedeutung der politisch-institutionellen Rahmenbedingungen und deren Einschätzung in der bisherigen Diskussion: Rudolf Kießling zeigt, daß sich die besondere Dynamik der ostschwäbischen Textillandschaft seit dem 17. Jahrhundert keineswegs einer fugenlosen Symbiose von staatlich-herrschaftlichen Rahmenbedingungen und korporativen Zunftorganen verdankte. Im Gegenteil, gerade die "politische Kleinkammerung" (Fr. Quartal) der Region erweist sich in seiner Untersuchung als ausschlaggebendes Moment einer gewerblichen Expansion, in der die ökonomische Zentralität der Reichsstädte zunehmend in Wettbewerb mit einer zunftmäßig organisierten Textilproduktion auf dem Lande wie in kleineren Städten geriet; für diese stellten zahlreiche kleine Adelige und geistliche Herrschaftsträger, aber auch fürstenstaatliche Enklaven, politische und unternehmerische Frei-Räume bereit. Klaus Gestwas Untersuchung der Entwicklung der metallverarbeitenden Gewerbe der ländlichen Quasi-Stadt Pavlovo im zentralrussischen Gewerbegebiet zwischen dem 18. und frühen 20. Jahrhundert zeigt, daß proto-industrielle Entwicklungen in Rußland keineswegs notwendig, wie in der Diskussion der letzten Jahre überwiegend angenommen,³⁴ von der feudalen Einbindung der ländlichen Produzenten bestimmt waren. Weit mehr als bisher deutlich werden konnte, fanden sie gewissermaßen in den Nischen des russischen Feudalsystems statt. Wie Gestwa hervorhebt, können sie in gewisser Weise als Teil einer "autozentrierten Entwicklung" der russischen Bauerngesellschaft gesehen werden, in der bäuerliche Unternehmer, Marketender und Händler eine zentrale Rolle spielten. Gestwas Untersuchung und die daraus gezogenen Schlußfolgerungen sind folgenreich über den engeren Gegenstand der Proto-Industrialisierung hinaus. Gegen Alexander Gerschenkrons einflußreiche Substitutionstheorie

Zeugmachers Ernst Jakob Vayhinger im Kontext der lokalen Arbeits- und Lebensverhältnisse untersucht, ist in Vorbereitung.

32 Zum aus der italienischen Mikro-Historie stammenden erkenntniskritischen Konzept des "normalen Ausnahmefalls" s. *H. Medick*, Mikro-Historie, in: *W. Schulze* (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994, S. 40-53, hier S. 46 f.

33 Vgl hierzu die skeptische Position bei *J. Schlumbohm*, Gesetze, die nicht durchgesetzt werden - ein Strukturmerkmal des frühneuzeitlichen Staates? in: *Geschichte und Gesellschaft* 23, 1997, S. 646-663, bes. S. 652.

34 Vgl. z.B. *R.L. Rudolph*, Agricultural Structure and Proto-Industrialization in Russia: Economic Development with Unfree Labour, in: *Journal of Economic History* 45, 1985, S. 47-69; *E. Melton*, Proto-Industrialization, Serf Agriculture and Agrarian Social Structure. Two Estates in Nineteenth Century Russia, in: *Past and Present* 115, 1987, S. 69-106.

der Industrialisierung Rußlands, die von der notwendig übermächtigen Funktion des Staates im russischen Industrialisierungsprozeß ausgeht, sieht Gestwa die von ihm untersuchte, in den Nischen des russischen Feudalsystems entstehende und ebenso stadt- wie staatsferne proto-industrielle Dynamik auf dem Lande als eine "Hauptstraße der industriellen Entwicklung Rußlands". Die Bedeutung des von Gestwa untersuchten und demnächst in umfassenderen Zusammenhang dargestellten Fallbeispiels³⁵ ist nicht zuletzt darin zu sehen, daß sie zu einer Erweiterung der Vorstellungen der sozialen Determinanten und institutionellen Vorbedingungen der Proto-Industrialisierung im osteuropäischen Raum nötigt. Die vielfältige ökonomische Nutzung der Handlungsspielräume an den offenen oder geschlossenen Grenzen feudaler Herrschaft für proto-industriell-gewerbliche Tätigkeiten oder mit ihnen verbundene händlerisch-unternehmerische Aktivitäten dürfte sich weiterhin als ein interessantes Forschungsfeld erweisen.³⁶ Dem trägt das von Ulrich Pfister vorgestellte offene Interpretationsmodell Rechnung, das den Aspekt der Transaktionskosten als ein entscheidendes Element proto-industrieller Wachstums-, aber auch Stagnations- und Rückbildungsprozesse in den Mittelpunkt stellt. Er kommt hierbei zu einer differenzierenden, jedenfalls keineswegs durchgängig negativen Bewertung des Beitrags, den sowohl gutsherrlich-feudale Herrschaftsverhältnisse wie auch Zünfte und Formen staatlicher "Protektion" zu Prozessen proto-industriellen Wachstums leisten konnten: ihre institutionellen Folgen wirkten sich vor allem in der mehr oder weniger günstigen Gestaltung der Transaktionskosten bei der Organisation proto-industrieller Arbeit wie bei der Gewährleistung des Zugangs der erzeugten Waren zu überregionalen Märkten aus. Als Schlußfolgerung seines argumentativen offenen "Modells" ergibt sich jedoch vor allem das Desiderat zukünftiger vergleichende Untersuchungen. Diese hätten den Betrachtungshorizont des ökonomischen Modells und der Identifizierung seiner kritischen Variablen zu überschreiten und den Unterschieden zwischen den gesellschaftlichen, kulturellen und politisch-institutionellen Entwicklungspfaden vergleichbarer proto-industrieller Gewerbe ebenso nachzugehen wie den unterschiedlichen proto-industriellen Entwicklungen in vergleichbaren gesellschaftlichen, kulturellen und politisch-institutionellen Kontexten.

*

Die Probleme, die unter Rückgriff auf den Terminus 'Proto-Industrialisierung' in den letzten drei Jahrzehnten in den Geschichtswissenschaften diskutiert worden sind, haben, wie ein Blick auf die "globale Fabrik" unserer Tage zeigt, durchaus auch eine aktuelle Seite. Das hindert nicht, daß sie, wie das Beispiel Indien zeigt, mitunter eine lange Vorgeschichte hat. Wenn es hier, wie der Beitrag von Tirthankar Roy deutlich macht, im Bereich der Textilindustrie seit der Unabhängigkeit zu einer signifikanten Expansion des Handwebereisektors bei einem gleichzeitigen Schrumpfen des fabrikindustriellen Sektors kam, war das teilweise eine Produkt von politisch-ideologischen Vorgaben: arbeitsintensive Technologien im allgemeinen und Handstühle im besonderen wurden unter den besonderen Schutz des Staates gestellt.

35 K. Gestwa, Proto-Industrialisierung in Rußland. Das Baumwollgewerbe in Ivanovo und das Kleiseisengewerbe in Pavlovo 1741-1932, Göttingen 1999 (im Druck).

36 Vgl. zur bisherigen Diskussion M. Myška, Proto-Industrialisierung in Böhmen, Mähren und Schlesien, in: Cerman/Ogilvie, Protoindustrialisierung in Europa, S.177-193; M. Cerman, Protoindustrialisierung und Grundherrschaft. Sozialstruktur, Feudalherrschaft und Textilgewerbe in Nordböhmen (15.bis 17. Jahrhundert), in: Ebeling/Mager, Protoindustrie in der Region, S. 157-198.

Daneben spielten freilich segmentierte Märkte mit einer Nachfrage nach ganz speziellen Produkten meist traditioneller Natur eine nicht minder bedeutsame Rolle. Seit der 1985 eingeleiteten Neuorientierung der staatlichen Wirtschaftspolitik kommt diesem Faktor eine umso größere Bedeutung zu.³⁷

Sehen wir von diesem Fall ab, der mehr oder weniger für sich steht, so war es die seit den achtziger Jahren im Zeichen einer neoliberalen Wirtschaftspolitik in verstärktem Maße in Gang gesetzte Deregulierung, Flexibilisierung und Informalisierung der Produktion, die der Heimarbeit vor allem in der unterentwickelten Welt, aber auch in den ostasiatischen "Tigerstaaten" und schließlich in den Metropolen zu einer neuen Blüte verhalf.³⁸ Hatten viele Unternehmen, insbesondere in der Textil- und Elektronikindustrie, im Zeichen einer "neuen internationalen Arbeitsteilung" zunächst auf die Verlagerung der Produktion bzw. von einzelnen Produktionsabschnitten an den jeweils kostengünstigsten Standort gesetzt, so ergänzten sie diese Strategie seit den achtziger Jahren durch die der Flexibilisierung: Zum einen wählten sie den Weg des Subkontrakts, zum anderen gingen sie verstärkt dazu über, auf "kontingente" Formen der Arbeit zu rekurrieren. Beides konnte sich miteinander verbinden, wenn nicht in derselben Firma, so doch in derselben Subkontraktkette. Dabei scheint die Heimarbeit mehr als jede andere Produktionsform die von einem global agierenden Kapitalismus mit Nachdruck eingeforderte und immer wieder angemahnte Flexibilität zu garantieren. Dort, wo sie heute auftritt, ist sie zumeist in ein umfassendes, kapitalistisch strukturiertes Netzwerk inkorporiert, für das "seemingly peculiar, contradictory mixes of exploitation and opportunity, of abject dependence and chimerical autonomy, of production for national markets and export needs" (Michael L. Blim) charakteristisch sind. Arbeiter/innen und kapitalistische Agenten, Haushalte und kleine Familienfirmen, dezentralisierte und zentralisierte Bereiche, kleine nationale Firmen und ausländische Handelsketten oder auch transnationale Unternehmen stehen einander gegenüber und sind oftmals über Subkontrakte miteinander verknüpft. Mit der Heimarbeit wird einmal mehr ein 'vorkapitalistisches Residuum' dem kapitalistischen Akkumulationsprozeß dienstbar gemacht. Mehr als je zuvor ist heute Heimarbeit Frauenarbeit; der Anteil der Frauen an der Zahl der Heimarbeiter wird auf zwischen 70 und 95 Prozent geschätzt. Vieles deutet darauf hin, daß sich im Verlauf der Flexibilisierung die Feminisierung des Arbeitskräftepotentials verstärkt hat. In sehr vielen Gesellschaften der unterentwickelten Welt gilt Heimarbeit im Rahmen der überlieferten geschlechtlichen Arbeitsteilung weiterhin als eine spezifisch weibliche Tätigkeit. Sie reproduziert und zementiert damit die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern.³⁹

37 Vgl. dazu auch T. Roy, *Artisans and Industrialization. Indian Weaving in the Twentieth Century*, Delhi 1993.

38 Für den in diesem Zusammenhang zumeist verwendeten Begriff 'Heimarbeit' (homework, travail à domicile) spricht, daß die Organisation der Produktion und des Absatzes, die wir in den betreffenden Gewerben vorfinden, äußerst vielfältige Formen aufweist. Die Verwendung des älteren Terminus 'Hausindustrie' könnte deshalb falsche Vorstellungen wecken. Der Begriff 'home-based work' wird zumeist in einem weiteren Sinne gebraucht; s. E. Prügl/E. Boris, Introduction, in: *dies.* (Eds.), "Homeworkers in Global Perspective". *Invisible No More*, New York 1996, S. 3-18, hier S. 5. - Zur Soziologie des Neoliberalismus s. insbesondere Y. Dezalay/B. Garth, Le "Washington Consensus". *Contribution à une sociologie de l'hégémonie du néolibéralisme*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 121-122, 1998, S. 3-22.

39 E. Prügl, Home-Based Producers in Development Discourse, in: *Boris/Prügl*, "Homeworkers" S.43-47; M.L. Blim, Introduction: The Emerging Global Factory and Anthropology, in: *F.A. Rothstein/M.L. Blim* (Eds.), *Anthropology and the Global Factory. Studies of the New Industrialization in the Late Twentieth Century*, New York 1992, S. 1-30, hier S. 16-19, das Zitat S. 16; *F.A. Rothstein*, Conclusion: *New Waves and Old*

Eine vergleichsweise einfache Struktur weist die in den achtziger Jahren entstandene heimgewerbliche Handstrickerei in Istanbul auf, in der etwa 15 000 Handstrickerinnen (ohne die in Westanatolien, in Izmir, Bursa und anderswo, für Istanbul Firmen arbeitenden Handstrickerinnen) vornehmlich Pullover für den Export nach Westeuropa und in die USA anfertigen. Die Exportfirmen sind nach dem Verlagsprinzip organisiert. Sie beschäftigen zwischen weniger als 100 und bis zu 3 500, in einem Einzelfall bis zu 10 000 Handstrickerinnen. Diese arbeiten in ihren Wohnungen und werden von Zwischenmeisterinnen kontrolliert, von denen sie das Rohmaterial erhalten und entlohnt werden. In der Firmenzentrale sind hingegen nur ganz wenige Personen beschäftigt.⁴⁰ Erheblich komplizierter stellt sich die Situation in der Elektro- und Elektronikindustrie in Mexiko-Stadt dar. In einem nicht untypischen Fall setzt sich die Subkontraktkette aus vier Gliedern zusammen. An der Spitze steht eine multinationale Firma mit 3 000 Beschäftigten. Diese steht in einem Subkontraktverhältnis zu einer Firma (350 Beschäftigte), die Radioantennen, Fernsehantennen und Mikrophone fertigt. Mit Ebene 3 beginnt der informelle Sektor: In einem im Keller gelegenen "sweatshop" arbeiten sechs Jugendliche im Alter zwischen 15 und 17 Jahren. Ebene 4 ist hingegen heimgewerblich organisiert; die Zahl der Beschäftigten schwankt. Auf Ebene 3 und 4 wird dasselbe hergestellt (elektrische Wicklungen und Montage von Einzelteilen). Die Löhne auf Ebene 2 erreichen nur 71, auf Ebene 3 nur 49 und auf der heimgewerblichen Ebene 4 nur 15 Prozent des Durchschnittslohnes auf Ebene 1. Das deutet darauf hin, daß die Absenkung der Arbeitskosten eines der Motive für die Dezentralisierung der Produktion ist.⁴¹

Inzwischen hat die Heimarbeit auch in den Metropolen wieder an Boden gewonnen. Es entstanden gewissermaßen "Dritte-Welt-Enklaven" (Swasti Mitter) in der Ersten Welt. In den großen "globalen" Städten wie New York und London, weniger offenbar in Tokyo ist

Industrialization, Labor, and the Struggle for a New World Order, in: ebenda, S. 238-246, hier S. 242-244; S. Mitter, *Common Fate, Common Bond. Women in the Global Economy*, London 1986, S. 108-138; Home Work (Conditions of Work Digest 8,2), Geneva 1989: International Labour Office, hier heißt es S. 7: "Home work is women's work almost by definition"; A. Rangel de Paiva Abreu/B. Sorj, "Good Housewives". Seamstresses in the Brazilian Garment Industry, in: *Boris/Prügl*, "Homeworkers", S. 93-110; Z. Ghavamshahidi, "Bibi Khanum". Carpet Weavers and Gender Ideology in Iran, in: ebenda, S. 111-128; s. auch J. Breman, *Footloose Labour. Working in India's Informal Economy*, Cambridge 1996, S. 54-56; insgesamt E. Altvater/B. Mahnkopf, *Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft*, Münster ²1997, S. 297-319; zur "neuen internationalen Arbeitsteilung" s. die einst grundlegenden Studien von F. Fröbel/J. Heinrichs/O. Kreye, *Die neue internationale Arbeitsteilung. Strukturelle Arbeitslosigkeit in den Industrieländern und die Industrialisierung der Entwicklungsländer*, Reinbek 1977 und *dies.*, *Umbruch der Weltwirtschaft. Die globale Strategie: Verbilligung der Arbeitskraft/Flexibilisierung der Arbeit/Neue Technologien*, Reinbek 1986.

40 I. Spang-Grau, *Die Handstrickerinnen von Istanbul. Eine wirtschafts- und sozialgeographische Studie über einen Zweig exportorientierter Heimarbeit in der Türkei*, Saarbrücken 1994, S. 117-139.

41 L. Benertá/M. Roldán, *The Crossroads of Class and Gender. Industrial Homework, Subcontracting and Household Dynamics in Mexico City*, Chicago 1987, S. 34-39; vgl. auch L. Benertá, *Subcontracting and Employment Dynamics in Mexico City*, in: A. Portes/M. Cartells/L.A. Benton (Eds.), *The Informal Economy. Studies in Advanced and Less Developed Countries*, Baltimore 1989, S. 173-188, hier S. 176 f., 179-181; zu Mexico s. auch J.A. Alonso Herrero, *Mujeres maquiladoras y microindustria doméstica*, México 1991. Zur Heimarbeit in Hong Kong - verbreitet vor allem in den Sektoren Bekleidung sowie Schuhwerk, Leder, Gummi und Plastikprodukte (8,5 bzw. 10,4% der in den beiden Branchen beschäftigten Arbeitskräfte waren 1981 Heimarbeiter/innen) - s. *Tai-Lok Lui*, *Waged Work at Home. The social organization of industrial outwork in Hong Kong*, Aldershot 1994, S. 45-92.

Heimarbeit zusammen mit der Generierung eines Marktes für gelegentliche und informelle Arbeit. Kehrseite des "downgrading" des gewerblichen Sektors. Beide Städte erlebten eine Renaissance des "sweatshop". Mit ihm kehrte auch die Heimarbeit zurück. Die Löhne waren derweilen so gefallen, daß in Heimarbeit und/oder in "sweatshops" hergestellte Textilien mit Produkten aus Niedriglohngeländern in der unterentwickelten Welt konkurrieren konnten. In New York gab es bereits 1982 über 50 000 "Untergrund"-Arbeiter/innen im Bekleidungs-gewerbe. Für London wurde ihre Zahl auf 30 000 bis 40 000 geschätzt.⁴² In den USA setzte sich auch außerhalb von New York Heimarbeit wieder stärker durch, wie zum Beispiel in der Bekleidungsindustrie in Miami und Los Angeles; aber auch jenseits dieser für Heimarbeit immer sehr anfälligen Branche griff sie um sich, so in der Elektronikindustrie in Silicon Valley und in New York.⁴³ Neben diesen traditionelleren Varianten der Heimarbeit fand im Bürobereich eine white-collar-Version dezentralisierter Arbeit in der Form der Tele-Heimarbeit eine wachsende Verbreitung. Büro-Heimarbeit geht in den USA bis in das Ende der vierziger und in die fünfziger Jahre zurück. Einen neuen Stellenwert erhielt sie mit der Computerisierung der Schreibarbeit. Alvin Toffler, Autor des Bestsellers "The Third Wave", sagte 1980 "a return to cottage industry on a new, higher, electronic basis, and with it a new emphasis on the home as the center of society" voraus. Für 1991 wurde die Zahl der Tele-Heimarbeiter/innen in den USA bereits auf 5 und 1992 auf 6,6 Millionen geschätzt. Auf dem Markt erschienen zahlreiche meist wenig kritisch gestimmte Handreichungen für potentielle Interessenten/innen an Tele-Heimarbeit. Trotz der herrschenden Euphorie ist keineswegs sichergestellt, daß nicht in vielen Fällen die "electronic cottage" nur zu schnell zu einem "electronic sweatshop" verkommt. Beispiele gibt es dafür bereits genug.⁴⁴

Was die Europäische Gemeinschaft anlangt, hat Jane Tate, die Berichterstatte-rin der von der Europäischen Kommission eingesetzten ad-hoc-Arbeitsgruppe 'Heimarbeit' gefolgert, daß "überall in Europa die Heimarbeit in einer ganzen Reihe von Branchen sowohl im informellen als auch im formellen Sektor zunehmen dürfte"; Heimarbeit sei keine "marginale oder unwichtige Beschäftigungsform in Europa", sondern müsse "als ein Extremfall in einem ganzen Spektrum von flexiblen Beschäftigungsverhältnissen betrachtet werden, die ein entscheidender Faktor bei der Umstrukturierung der westlichen Volkswirtschaften" seien. In

42 S. Sassen, *The Global City*. New York, London, Tokyo, Princeton 1991, S. 281-299; Mitter, *Common Fate*, S. 115-129, das Zitat S. 116; E. Boris, *Home to Work. Motherhood and the Politics of Industrial Homework in the United States*, Cambridge 1994, S. 340-344; S. Bowman, *New Openings for Women in the UK: Design and Craft for Computer-aided Retailing*, in: S. Mitter (Eds.), *Computer-aided Manufacturing and Women's Employment. The Clothing Industry in Four EC Countries*, London 1992, S. 107-116, hier S. 111.

43 M.P. Fernández-Kelly/A.M. García, *Hispanic Women and Homework: Women in the Informal Economy of Miami and Los Angeles*, in: E. Boris/C.R. Daniels (Eds.), *Homework. Historical and Contemporary Perspectives on Paid Labor at Home*, Urbana 1989, S. 165-179, hier S. 168-171; J.F. Dangler, *Electronic Subassemblers in Central New York: Nontraditional Homeworkers in a Nontraditional Homework Industry*, in: ebenda, S. 147-164, hier S. 152-160. Generell zur Verbreitung der Heimarbeit in den USA s. H. Silver, *The Demand for Homework: Evidence from the U.S. Census*, in: ebenda, S. 103-129, hier S. 115 f.

44 Boris, *Home to Work*, S.305-336, das Zitat S. 324; ferner K. Christensen, *Home-based Clerical Work: No simple Truth, No Single Reality*, in: Boris/Daniel, *Homework*, S. 183-197, hier S. 187-190. Zur Tele-Heimarbeit in der EG und in Japan s. U. Huws, *Telearbeit. Vertiefende Untersuchung zum Weißbuch. Bericht an die Task Force Beschäftigung der Europäischen Kommission*, in: *Soziales Europa*, Beiheft 3/95, Luxembourg 1995, S. 1-73, hier S. 11-26 und H. Puppe, *Tele-Heimarbeit in Japan*, Bochum 1994, S. 26-72. Ein Beispiel für die genannten Handreichungen: L. Shaw, *Telecommute! Go to Work without Leaving Home*, New York 1996.

Italien sind der Distrikt von Prato und die Benneton-Gruppe Beispiele dafür, welche Bedeutung Dezentralisierung, "outwork" und Heimarbeit unter den Bedingungen eines fortgeschrittenen kapitalistischen Produktionssystems erlangen können.⁴⁵ Wenn auch in West-, Mittel- und Südeuropa die Entwicklung noch längst nicht so weit fortgeschritten ist wie in den USA, so wird man doch festhalten können, daß Heimarbeit in den Metropolen keineswegs aus dem Arsenal der "Produktionsoptionen" des modernen kapitalistischen Unternehmens ausgeschieden ist. Vielmehr wird man damit zu rechnen haben, daß ihr Stellenwert im Rahmen einer Strategie "produktiver Dezentralisierung" künftig eher weiter zunehmen wird.⁴⁶

45 J. Tate (Berichterstatlerin), Heimarbeit in der Europäischen Union. Bericht der Ad-hoc-Arbeitsgruppe (Soziales Europa, Beiheft 2/95), Luxembourg 1995, S. 22-46, das Zitat S. 34; P.C. Jackson, Homeworking in Italy in the Age of Computer Technology, in: *Mitter*, Manufacturing, S. 93-101, hier S. 95-99; V. Capecchi, The Informal Economy and the Development of Flexible Specialization in Emilia-Romagna, in: *Portes/Cartells/Benneton*, Informal Economy, S. 189-215, hier S. 262 f.; J.-A. Ybarra, Informalization in the Valencian Economy: A Model for Underdevelopment, in: ebenda, S. 216-227, hier S. 223 f.; M.L. Blim, Small-Scale Industrialization in a Rapidly Changing World Market, in: *Rothstein/Blim*, Anthropology, S. 85-101, hier S. 86 f. (zu Italien); H.C. Buechler/J.-M. Buechler, Spanish Galician Industrialization and the Europe of 1992: A Contextual Analysis, in: ebenda, S. 102-118, hier S. 110-112.

46 J.F. Dangler, Industrial homework in the modern world-economy, in: *Contemporary Crises* 10, 1987, S. 257-279, hier S. 269-274; dies., Electronic Subassemblers, S. 149, 160 f.; Jackson, Homeworking, S. 93-95.

Proto-industrielles Wachstum: ein theoretisches Modell

Von Ulrich Pfister (Münster i. W.)

Summary

After a review of the discussion which followed from the seminal work by Mendels and others, the paper calls for the development of proto-industry theory in a way that renders it capable to explain for regional differences in the development of handicraft industries in a more satisfactory way than is currently the case. In its main part, the paper provides an exposition of such a reformulation which essentially rests on three elements: First, a macro-economic growth model based on the assumption of a static technology; second, a model of the labor allocation process of households participating in manufacture production; and, third, reflections on the economic role of institutions in proto-industrial growth. The presentation includes empirical references which suggest that this model can structure in a coherent fashion our knowledge on a wide array of phenomena related with early modern manufacture production. The concluding discussion offers reflections with respect to ramifications of the main argument, our understanding of the origins of the industrial revolution and the possible limits of the model.

Der Begriff der Proto-Industrialisierung bezieht sich auf Formen gewerblicher Produktion vor der um 1800 einsetzenden Industrialisierung. Wichtige Merkmale proto-industrieller Produktion sind die Existenz verdichteter Gewerbe auf regionaler Basis, die starke Ausrichtung der Produktion auf den Absatz auf überregionalen Warenmärkten sowie die Existenz komplexer Organisationsformen, die vom Kaufsystem über den Verlag bis zur Manufaktur und zur Profabrik reichen. Über die Beschreibung dieser frühen gewerblichen Produktionsformen hinaus ist jedoch der Proto-Industrialisierungsbegriff mit dem Anspruch verknüpft, deren funktionelle Logik zu verstehen, letztlich also eine Theorie regional verdichteter, exportorientierter Gewerbe vor der Industrialisierung zu erarbeiten.

Die Anknüpfungspunkte der neueren Forschungen zur Proto-Industrie liegen in sozialhistorischen Arbeiten der 1960er Jahre, die sich im Gegensatz zur älteren Gewerbegeschichte weniger für die Organisation früher verdichteter Gewerbe an sich interessierten als für deren Einbettung in regionale Agrarsysteme, die demographischen Voraussetzungen und Begleiterscheinungen ländlicher Gewerbe, die Mentalität und Alltagskultur der ländlichen Gewerbetreibenden sowie die in Herrschaftsverhältnissen verankerten institutionellen Rahmenbedingungen früher Industrien.¹ In den 1970er Jahren wurde darauf das Konzept der Proto-Industrialisierung durch die Arbeiten von Franklin Mendels und das bekannte Buch von Peter Kriedte, Hans Medick und Jürgen Schlumbohm über die »Industrialisierung vor der Industrialisierung« zu einem eigentlichen Paradigma, das bis heute die internationale Diskussion um die verdichteten Gewerbe der frühen Neuzeit prägt, ausgearbeitet.² Im Zentrum des

1 Klassisch sind I.D. Chambers, The Vale of Trent, 1660–1800, in: Economic History Review, Supplement 3, 1957; J. Thirsk, Industries in the countryside, in: F.J. Fisher (Hg.), Essays in the economic and social history of Tudor and Stuart England in honour of R. H. Tawney, Cambridge 1961, S. 70-88; R. Braun, Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800 (Zürcher Oberland), Erlenbach 1960; E.L. Jones, Agricultural origins of industry, in: Past and Present 40, 1968, S. 58-71; H. Kisch, Die hausindustriellen Textilgewerbe am Niederrhein vor der industriellen Revolution. Von der ursprünglichen zur kapitalistischen Akkumulation, Göttingen 1981.

2 F.F. Mendels, Proto-industrialization. The first phase of the industrialization process, in: Journal of Economic History 32, 1972, S. 241-261; Ders., Landwirtschaft und bäuerliches Gewerbe in Flandern im 18. Jahrhundert,

Blickwinkels des Proto-Industrialisierungskonzepts steht die Teilnahme ländlicher Haushalte an einer dezentral organisierten Produktion im Rahmen einer Gewerberegion. Diese setzt eine wie auch immer geartete Verbindung (im Grenzfall über internationale Märkte) zwischen zwei ländlichen Gruppen voraus, nämlich zwischen Produzenten von landwirtschaftlichen Überschüssen einerseits sowie andererseits Haushalten, deren kleine Betriebe nicht zur Selbstversorgung ausreichen, so daß ein gewerblicher Nebenerwerb gesucht werden muß. Da dank der gewerblichen Produktion eine Haushaltsgründung ohne landwirtschaftliche Basis möglich wird, erfolgt in proto-industriellen Regionen ein starkes Bevölkerungswachstum. Sofern dadurch ein ländliches, aber weitgehend landloses Proletariat entsteht, schafft die Proto-Industrialisierung ein Arbeitskräftereservoir für die spätere Industrialisierung, das dank der gewerblichen Beschäftigung ebenfalls schon für industrielle Arbeiten qualifiziert ist. Auch durch weitere Faktoren unterstützt die Industrialisierung mündet: Die Expansion dezentraler Produktion führt langfristig zu Problemen der Qualitätskontrolle, die sich nur durch eine Zentralisierung und Mechanisierung der Arbeitsprozesse im industriellen Betrieb beheben lassen. Daneben fördert die Proto-Industrialisierung auf seiten der Unternehmer die Akkumulation des in der Industrialisierung benötigten Kapitals und das Interesse an organisatorischem und technischem Wissen, somit die Akkumulation von für die spätere Industrialisierung relevantem Humankapital.

Diese klassischen Formulierungen des Proto-Industrialisierungskonzepts waren in sich allerdings keineswegs geschlossen. Mendels visierte relativ pragmatisch eine um demographische und agrarhistorische Gesichtspunkte ergänzte Regionalgeschichte der verdichteten Gewerbeproduktion an. »Industrialisierung vor der Industrialisierung« war ambitionierter, insofern als neben Landwirtschaft und Demographie auch die Familienwirtschaft sowie institutionelle Rahmenbedingungen (Organisation der Produktion, Einbettung in Herrschaftsverhältnisse und in die entstehende europäische Weltwirtschaft) thematisiert wurden. Allerdings wurde ausdrücklich kein homogener Entwurf vorgelegt; zwei der drei Autoren wollten die Proto-Industrialisierung als eigenständiges Produktionsverhältnis im universalhistorischen Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus verstanden wissen, während der dritte das Proto-Industrialisierungskonzept eher als Instrument zum systematischen Vergleich von Gewerberegionen verstand. Eine eigentliche Theorie der Proto-Industrialisierung wurde somit ausdrücklich nicht entwickelt und steht letztlich bis heute aus.³

in: P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1977, S. 325-349; *Ders.*, Seasons and regions in agriculture and industry during the process of industrialization, in: S. Pollard (Hg.), Region und Industrialisierung (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 42), Göttingen 1980, S. 177-195; *Ders.*, Industrialization and population pressure in eighteenth-century Flanders, New York 1981; *Ders.*, Des industries rurales à la proto-industrialisation. Historique d'un changement de perspective, in: Annales, E.S.C. 39, 1984, S. 977-1008. Ebenfalls wichtig ist die Arbeit von D. Levine, Family formation in an age of nascent capitalism, New York 1977; maßgeblich zur Etablierung der Proto-Industrialisierung als ein Leitthema der Forschung der 1970er und 1980er Jahre trugen bei C. und R. Tilly, Agenda for European economic history, in: Journal of Economic History 31, 1971, S. 184-198.

3 Mendels, Des industries rurales, S. 988-992; Kriedte et al., Industrialisierung vor der Industrialisierung, S. 26-35; Dieselben, Die Proto-Industrialisierung auf dem Prüfstand der historischen Zunft. Antwort auf einige Kritiker, in: Geschichte und Gesellschaft 9, 1983, S. 87-105, hier S. 99-105.

Die Auseinandersetzung mit dem Proto-Industrialisierungskonzept verlief auf zwei Ebenen. Erstens erschienen schwerpunktmäßig in den Jahren 1980–1984 eine Reihe von »review essays«, die sich mit allgemeinen Gesichtspunkten auseinandersetzten. Dabei wurden unterschiedliche Positionen entwickelt. Auf der einen Seite stehen verhalten positive Reaktionen, die aber auf empirisch problematische Behauptungen sowie auf Unterlassungen hinweisen, zusätzlich aber auch nützliche Überlegungen anstellen, an welchen »offenen Flanken« weiterzudenken wäre. In diesem Sinn hervorzuheben sind insbesondere die Äußerungen von Berg et al., Deyon und Schremmer, auf die im folgenden zum Teil zurückzukommen sein wird. Auf der anderen Seite stehen harsche Kritiken, die im unwirschen Wort von Coleman gipfeln, das Proto-Industrialisierungskonzept sei »ein Konzept zu viel« in unserer Welt.⁴ Die Proto-Industrialisierungsforschung hat diese Diskussionsphase insofern ganz gut überstanden, als der Begriff keineswegs wieder aus der Fachsprache verschwunden ist sowie nach wie vor Tagungen in dieser Tradition organisiert und Sammelbände herausgegeben werden.⁵ Überdies sind seither einführende Übersichten erschienen, und neuere Handbücher würdigen ausdrücklich die Erträge der Proto-Industrialisierungsforschung.⁶

Letztlich folgenschwerer entwickelte sich die zweite Form der Auseinandersetzung mit den konzeptionellen Arbeiten der 1970er Jahre, nämlich diejenige im Rahmen regionaler empirischer Fallstudien, die bis heute anhält. Aus der ersten Hälfte der 1980er Jahre sind insbesondere die Arbeiten von Gullickson, Gutmann und Leboutte sowie Lehning hervorzuheben, die für spezifische französische bzw. wallonische Kontexte nachweisen, daß hier zentrale Aussagen der klassischen Arbeiten zum agrarstrukturellen Kontext und zu den demographischen Begleiterscheinungen der Proto-Industrialisierung nicht zutreffen. In diesen Fällen entwickelte sich das ländliche Gewerbe keineswegs nur (wie ursprünglich behauptet) in Gebieten mit marginaler Subsistenzlandwirtschaft, sondern auch in solchen mit kommer-

4 Stellvertretend für diese Phase der Diskussion seien angeführt *H. Linde*, Protoindustrialisierung. Zur Justierung eines neuen Leitbegriffs der sozialgeschichtlichen Forschung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 6, 1980, S. 103-124; *E. Schremmer*, Industrialisierung vor der Industrialisierung. Anmerkungen zu einem Konzept der Protoindustrialisierung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 6, 1980, S. 420-448; *P. Jeannin*, La protoindustrialisation. Développement ou impasse?, in: *Annales, E.S.C.* 35, 1980, S. 52-65; *M. Berg/P. Hudson/M. Sonenscher*, Manufacture in town and country before the factory, in: *Dieselben (Hg.)*, Manufacture in town and country before the factory, Cambridge 1983, S. 1-32; *D.C. Coleman*, Proto-industrialization. A concept too many, *Economic History Review*, 2nd ser. 36, 1983, S. 435-448; *Kriedte et al.*, Proto-Industrialisierung auf dem Prüfstand; *P. Deyon*, Fécondité et limites du modèle protoindustrial. Premier bilan, in: *Annales, E.S.C.* 39, 1984, S. 868-881; *R. Houston/K.D.M. Snell*, Proto-industrialization? Cottage industry, social change, and industrial revolution, in: *Historical Journal* 27, 1984, S. 473-492.

5 Wichtig sind *P. Hudson (Hg.)*, Regions and industries. A perspective on the industrial revolution in Britain, Cambridge 1989; *M. Berg (Hg.)*, Markets and manufactures in early industrial Europe, London 1991; *R. Leboutte (Hg.)*, Proto-industrialisation. Recherches récentes et nouvelles perspectives, Mélanges en souvenir de Franklin Mendels, Genève 1996; *D. Ebeling/W. Mager (Hg.)*, Protoindustrie in der Region. Europäische Gewerbelandschaften vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Bielefeld 1997.

6 *L.A. Clarkson*, Proto-industrialization. The first phase of industrialization?, Basingstoke 1985; *M.P. Gutmann*, Toward the modern economy. Early industry in Europe, 1500-1800, New York 1988; *M. Cerman/S.C. Ogilvie (Hg.)*, Proto-Industrialisierung in Europa. Industrielle Produktion vor dem Fabrikzeitalter, Wien 1994; vgl. auch die erweiterte englische Fassung: *S.C. Ogilvie/M. Cerman (Hg.)*, European proto-industrialization, Cambridge 1996. Exemplarisch für den Eingang in Handbücher ist die Enzyklopädie deutscher Geschichte: *W. Reininghaus*, Gewerbe in der frühen Neuzeit, München 1990, S. 81-91; *W. Trossbach*, Bauern 1648-1806, München 1993, S. 58-64; *C. Pfister*, Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500-1800, München 1994, S. 119-122.

zieller Getreideproduktion. Und gegen die ältere These, daß mit der gewerblichen Entwicklung ein durch vermehrte Heiraten gesteuertes Bevölkerungswachstum einherging, wird ein stabil hohes Heiratsalter verbunden mit einem schwachen Bevölkerungswachstum festgestellt.⁷

Solche Ergebnisse zu den demographischen Begleiterscheinungen der Ausbildung von Regionen verdichteten Gewerbes standen am Anfang einer Entwicklung, die bis in die frühen 1990er Jahre dazu führte, daß im Rahmen der Proto-Industrialisierung zunehmend alles möglich erschien, mit einem entsprechenden Substanzverlust des Konzepts selbst.⁸ Dieses Alles-ist-möglich-Verständnis der Proto-Industrialisierung schlug sich dabei bei weitem nicht nur in den Aussagen zu demographischen Variablen nieder. Zwei weitere Themenfelder seien in diesem Zusammenhang kurz angeführt. Die klassischen Formulierungen der 1970er Jahre haben, zum Teil gegen die Bevorzugung städtischer Unternehmer als Träger des frühneuzeitlichen Gewerbes seitens der älteren Historiographie gewendet, ein großes Gewicht auf den ländlichen Charakter der Proto-Industrialisierung gelegt. In der Folge hat die Kritik zu Recht darauf hingewiesen, daß sowohl hinsichtlich gewerblicher Produktionsabläufe als auch bezüglich der Kapitalausstattung eine enge Verflechtung zwischen Stadt und Land vorgeherrscht habe. Als Reaktion hierauf wurden zwar nützliche Gesamtentwürfe zu den Veränderungen, die die europäische Stadtlandschaft im Gefolge der Expansion frühneuzeitlicher Gewerbe erfuhr, sowie wertvolle Fallstudien zu Gewerbestädten vorgelegt. Ein Bedenken der Implikationen, die der Einbezug der Städte in das eben doch primär auf eine Analyse ländlicher Verhältnisse ausgerichtete ursprüngliche Proto-Industrialisierungskonzept hat, fand jedoch nicht statt.⁹

7 J.R. Lehning, *The peasants of Marlies. Economic development and family organization in nineteenth-century France*, London 1980; G.L. Gullickson, *Agriculture and cottage industry. Redefining the causes of proto-industrialization*, in: *Journal of Economic History* 43, 1983, S. 831-850; *Dies.*, *Spinners and weavers of Auffay. Rural industry and the sexual division of labor in a French village, 1750-1850*, Cambridge 1986. Auf die Problematik einiger Aussagen von Gullickson weist hin J. Bottin, *Structures et mutations d'un espace protoindustriel à la fin du xviiè siècle*, in: *Annales*, E.S.C. 43, 1988, S. 975-995. Weiter s. M.P. Gutmann/R. Leboutte, *Rethinking proto-industrialization and the family*, in: *Journal of Interdisciplinary History* 14, 1984, S. 587-607; vgl. auch die Monographien von Gutmann, *Toward the modern economy*, u. R. Leboutte, *Réconversions de la main-d'oeuvre et transition démographique. Les bassins industriels en aval de Liège xviiè-xxè siècles*, Paris 1988.

8 Maßgeblich P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, *Sozialgeschichte in der Erweiterung - Proto-Industrialisierung in der Verengung? Demographie, Sozialstruktur, moderne Hausindustrie. Eine Zwischenbilanz der Proto-Industrialisierungs-Forschung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43, 1992, S. 70-87, 231-255; vgl. auch den ausführlichen Forschungsüberblick in S. Ogilvie, *State corporatism and proto-industry. The Württemberg Black Forest, 1580-1797*, Cambridge 1997, S. 16-34; weniger ausdrücklich kommt der Trend auch in anderen gewichtigen neuen Regionalstudien zum Ausdruck, vgl. D. Terrier, *Les deux âges de la protoindustrialisation. Les tisserands du Cambrésis et du Saint-Quentinois 1730-1880*, Paris 1995; M. Cerman, *Protoindustrialisierung und Grundherrschaft. Ländliche Sozialstruktur, Feudalismus und proto-industrielles Heimgewerbe in Nordböhmen vom 14. bis zum 18. Jahrhundert (138-1790)*, Ms. Diss. Wien 1996.

9 Die Kritik z.B. bei Deyon, *Fécondité et limites*, S. 870 f.; Houston/Snell, S. 491 f. Als Reaktion darauf P. Kriedte, *Die Stadt im Prozeß der europäischen Proto-Industrialisierung*, in: *Die alte Stadt* 9, 1982, S. 19-51; Gutmann, *Toward the modern economy*, Kap. 2, 4; nützlich in diesem Zusammenhang auch H. van der Wee (Hg.), *The rise and decline of urban industries in Italy and in the Low Countries (late Middle Ages - early modern times)*, Leuven 1988. Wichtige Fallstudie ist P. Kriedte, *Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts* (Veröffentlichungen des

Ähnlich mußte bald anerkannt werden, daß die gewerbliche Entwicklung der frühen Neuzeit auf regionaler Ebene keineswegs zwangsläufig in eine spätere Industrialisierung mündete. Vielmehr finden sich sowohl im 19. Jahrhundert als auch schon in der frühen Neuzeit Fälle der Deindustrialisierung, und umgekehrt stellt die manchmal für die proto-industrielle Phase für typisch gehaltene kleingewerbliche Produktion bis in die gegenwärtige Zeit eine wichtige Alternative zur Massenproduktion dar. Was diese Erkenntnisse für das Verständnis der Proto-Industrialisierung als »erste Phase der Industrialisierung« (Mendels) bzw. als Gesellschaftsformation im Übergangsstadium vom Feudalismus zum Kapitalismus (Kriedte et al.) bedeutet, ist jedoch bislang nicht bedacht worden.¹⁰

Neben der Entwicklung zu einem analytisch wenig griffigen Alles-ist-möglich-Konzept ist auf die beschränkte Assimilationsfähigkeit des Proto-Industrialisierungskonzepts hinzuweisen. Damit ist gemeint, daß die Diskussion um die Proto-Industrialisierung zwar international gewichtige Leitplanken der Forschung markierte, die ältere Gewerbeforschung in den einzelnen Ländern jedoch oft ziemlich unbeirrt und unbekümmert weiterbetrieben wurde.¹¹ Auch ein (allerdings auf der beschreibenden Ebene verbleibender) Versuch, die proto-industrielle Entwicklung nach einzelnen Branchen sowie ihrer je spezifischen Produktionsabläufe zu unterscheiden und dadurch Interessen der älteren Gewerbe-geschichte einzubeziehen, scheint bislang ohne Ertrag geblieben zu sein.¹²

Wie ist die Entwicklung des Proto-Industrialisierungsbegriffs zu einem relativ beliebigen Konzept mit beschränkter Assimilationsfähigkeit zu erklären? Im Rückblick scheint das Hauptproblem der klassischen Arbeiten der 1970er Jahre in deren eher phänomenologischen als analytischen Vorgehensweise zu liegen. Mit anderen Worten, deren Leistung bestand darin, aus einem damals noch schmalen Satz isolierter Fallstudien ein idealtypisches Modell des Verlaufs und der konstitutiven Elemente der Entwicklung verdichteter Gewerbe abzuleiten. Es war deshalb nur folgerichtig, wenn sich später die Integration neuer Elemente und Ergebnisse ins ursprüngliche Modell als schwierig erwies. Typisch für die Problemlage ist etwa der Ansatz von Mendels in seinem Aufsatz von 1983, in dem er die Ergebnisse zur demographischen Entwicklung einer Reihe von proto-industriellen Regionen miteinander vergleicht und zum Schluß kommt, daß die Fälle, die seinem Modell entsprechen, gegenüber abweichenden Fällen in der Mehrheit sind. Dieses Vorgehen mag legitim sein, interessanter wäre jedoch das Orten von Variablen, die Unterschiede in den demographischen Mustern von proto-industriellen Regionen erklären würden, und so ein analytisches Modell zu ent-

Max-Planck-Instituts für Geschichte 97), Göttingen 1992; vgl. auch *M. Cerman*, Proto-industrialization in an urban environment. Vienna, 1750-1857, in: *Continuity and Change* 8, 1993, S. 281-320.

¹⁰ Zum Argument *Ogilvie*, State corporatism, S. 33 f.; *Kriedte et al.*, Sozialgeschichte in der Erweiterung, S. 243-255; wichtige Fallstudien *J.K.J. Thomson*, Clermont-de-Lodève 1633-1789. Fluctuations in the prosperity of a Languedocian cloth-making town, Cambridge 1982; *M. Zell*, Industry in the countryside. Wealden society in the sixteenth century, Cambridge 1994.

¹¹ Für den deutschen Sprachraum vgl. stellvertretend *H. Pohl* (Hg.), Gewerbe- und Industrielandschaften vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 78), Stuttgart 1986; *R. Holbach*, Frühformen von Verlag und Großbetrieb in der gewerblichen Produktion (13.-16. Jahrhundert) (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 110), Stuttgart 1994.

¹² *W. Mager*, Protoindustrialisierung und Protoindustrie. Vom Nutzen und Nachteil zweier Konzepte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 14, 1988, S. 275-303; vorzuziehen ist die mit Anmerkungen versehene englische Fassung: Proto-industrialization and proto-industry. The uses and drawbacks of two concepts, in: *Continuity and Change* 8, 1993, S. 159-179.

wickeln. Ähnlich verdient festgehalten zu werden, daß durchaus schon in »Industrialisierung vor der Industrialisierung« mehrere demographische Muster für proto-industrielle Bevölkerung beschrieben werden, daraus allerdings keine Konsequenzen für wichtige allgemeine Thesen wie etwa der Beziehung zwischen Selbstausbeutung und Proletarisierung gezogen werden.¹³

Aus der aktuellen Situation lassen sich unterschiedliche Konsequenzen ziehen. Einerseits mag man sich zufrieden geben mit dem Proto-Industrialisierungsbegriff als Chiffre für einen losen Diskussionszusammenhang, der sich über die herkömmliche Analyse der Organisation verdichteter Gewerbe hinaus für die weiteren institutionellen Rahmenbedingungen (Agrarsystem, Familienorganisation, Herrschaftsverbände), die demographischen Voraussetzungen und Begleiterscheinungen gewerblicher Produktion sowie schließlich die alltägliche Arbeits- und Lebenserfahrung und -gestaltung seitens der Gewerbetreibenden interessiert. Andererseits kann die gegenwärtige offene Situation auch als Herausforderung gesehen werden, eine eigentliche Theorie der Proto-Industrialisierung verstanden als Satz von Hypothesen, die relevante Unterschiede zwischen Regionen und ihren Entwicklungspfaden erklären, überhaupt erst zu formulieren.

Der vorliegende Aufsatz geht den letzteren Weg anhand der Entwicklung eines einfachen Modells proto-industriellen Wachstums. Ich hoffe zu zeigen, daß eine Diskussion der Variablen dieses Modells die Integration verschiedener Anliegen der Forschung zur Proto-Industrialisierung und die Interpretation einer Vielfalt konkreter proto-industrieller Entwicklungsprozesse innerhalb eines einigermaßen geschlossenen, vergleichend angelegten Rahmens erlaubt. Das Hauptanliegen der Darstellung ist daher, die integrativen Fähigkeiten eines solchen Modells proto-industriellen Wachstums aufzuzeigen. Deshalb wird auch auf eine formale Exposition verzichtet, obwohl letztlich ein analytischer Ansatz angestrebt wird.¹⁴

I. Das Wachstumsmodell

M1 Grundlagen. Ausgangspunkt des Modells ist die Vorstellung einer stilisierten regionalen Wirtschaft, die Fertigprodukte für den Export in überregionale Märkte oder in Weltmärkte im Austausch für den Import von Lebensmitteln produziert. Es wird davon ausgegangen, daß Export- und Importneigungen hoch und konstant sind. Erstes Hauptelement des Modells ist die Annahme einer Produktionsfunktion mit konstanter, exogen gegebener Faktorproduktivität (Gleichung 1; sog. Leontief-Produktionsfunktion). Eine solche Produktionsfunktion impliziert einerseits, daß der Umfang von Kapital und Arbeit, die nötig sind, um eine

13 Mendels, *Des industries rurales*, S. 994-996; Kriedte et al., *Industrialisierung vor der Industrialisierung*, S. 179-181.

14 Hier werden frühere Fassungen des Modells erweitert und modifiziert, vgl. U. Pfister, *Die Zürcher fabriques. Protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert*, Zürich 1992, S. 21-32; Ders., *A general model of proto-industrial growth*, in: R. Leboutte (Hg.), *Proto-industrialisation. Recherches récentes et nouvelles perspectives*, Mélanges en souvenir de Franklin Mendels, Genève 1996, S. 73-92. Nachgelagerte Theorieteile finden sich in: Ders., *The proto-industrial household economy. Toward a formal analysis*, in: *Journal of Family History* 17, 1992, S. 201-232, abgedruckt auch in: R. Rudolph (Hg.), *The European peasant family and society. Historical studies*, Liverpool 1995, S. 114-145; Ders., *Protoindustrie und Landwirtschaft*, in: D. Ebeling/W. Mager (Hg.), *Protoindustrie in der Region*, S. 57-84; Ders., *Craft guilds and proto-industrialization in Europe, 16th to 18th centuries*, erscheint in den Akten der 12th International Economic History Conference, Sevilla, 24-28 August 1998, Session B1: Guilds, economy and society.

bestimmte Produktionsmenge herzustellen, als vorgegeben und konstant betrachtet wird; bei Vollbeschäftigung entspricht die Kapitalintensität dem Verhältnis der beiden Faktorproduktivitäten ($[K/L]^* = bL/bK$; Limitationalität). Es besteht somit keine Möglichkeit, Kapital durch Arbeit zu ersetzen und umgekehrt. Andererseits impliziert Gleichung 1, daß der Produktionsertrag pro Faktoreinheit unabhängig von der Höhe des Faktoreinsatzes konstant bleibt, daß also wenigstens zunächst der technologische Fortschritt, der die Faktorproduktivität erhöhen würde, ausgeblendet wird: Die Produktionsmenge kann nur durch ein proportionales Ansteigen des Einsatzes von Kapital und Arbeit zunehmen.¹⁵

$$Z = \min (bL \cdot L, bK \cdot K) \quad (1)$$

$$L = F (P_z/P_a, \sum_{i=1}^n U [Z_i, A_i]) \quad (2)$$

$$K = F (bK, TK, P_z/P_a) \quad (3)$$

$$P_z/P_a = F ([T_z + R_z]/[T_a + R_a]) \quad (4)$$

(Z Produktionsmenge gewerblicher Güter; K Kapitaleinsatz; L Arbeitseinsatz; bL , bK konstante Produktivität der beiden Produktionsfaktoren; TK im Zusammenhang mit dem Einsatz von Kapital entstehende Transaktionskosten; P_z Preis der gewerblichen Güter; P_a Preis der gehandelten landwirtschaftlichen Güter; U Nutzenfunktion der Produktion von gewerblichen $[Z_i]$ bzw. agrarischen $[A_i]$ Gütern auf der Ebene individueller Haushalte; n Anzahl Haushalte; R_z , R_a Transportkosten pro Einheit gewerblicher bzw. landwirtschaftlicher Güter)

Zweitens enthält das Modell Aussagen über die Angebotsfunktionen der beiden Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital (Gleichungen 2 und 3). Das Arbeitsangebot hängt im wesentlichen von der über die Gesamtbevölkerung aggregierten Nutzenfunktion der individuellen Haushalte in Bezug auf die Produktion gewerblicher bzw. alternativer agrarischer Güter ab; diese Nutzenfunktion wird weiter unten eingehender beschrieben (M2b). Auf aggregierter Ebene wirksam ist sowohl beim Arbeits- als auch beim Kapitalangebot der relative Preis der exportierten Manufakturwaren im Vergleich zu den importierten Nahrungsmitteln (Terms of Trade; P_z/P_a). Der relative Preis bestimmt den Wert der den Produktionsfaktoren zukommenden Einkommen und beeinflußt dadurch das Angebot. Ebenfalls wegen ihres Einflusses auf das Faktoreinkommen (und damit auf deren Angebot) werden auch Transport- und Transaktionskosten berücksichtigt, wobei Transaktionskosten allgemein verstanden seien als Kosten der Beschaffung von Informationen über Märkte (gängige Preise und Marktpartner), Kosten der Vertragsabschließung und schließlich Kosten der Vertragsdurchsetzung. In proto-industriellen Regionen entstehen Transaktionskosten sowohl bei der Organisation der Produktion mittels des Einsatzes von Umlaufkapital (TK in Gleichung 3; vgl. unten M2c) als auch bei der Vermittlung des Zugangs zu interregionalen bzw. Weltmärkten (vgl. M4). Letzteres drückt sich in Gleichung 4 darin aus, daß die relativen Preise abgesehen von den hier nicht ausdrücklich in Betracht gezogenen weltweiten Angebots- und Nachfrageverhältnissen als durch das Verhältnis von Transaktions- und

15 Durch die Produktionsfunktion grenzt sich das Modell von einem neoklassischen Modell ab und weist somit keynesianische Elemente auf vgl. K. Rose, Grundlagen der Wachstumstheorie, Göttingen 1973, S. 22-28; L. Bretschger, Wachstumstheorie, München, 1996, S. 17-19.

Transportkosten auf gewerblichen bzw. landwirtschaftlichen Aussenmärkten bestimmt gesehen wird.

Ergänzend sei erwähnt, daß die stilisierte Region abgesehen vom Marktsektor, in dem gewerbliche Güter produziert werden, auch einen Subsistenzsektor aufweist, der nicht gehandelte Verbrauchsgüter auf häuslicher Ebene produziert. Zwar gehen die Merkmale dieses Sektors nicht auf aggregierter Ebene in die Parameter des makroökonomischen Wachstumsmodells ein, doch spielen sie im Rahmen der später behandelten Nutzenfunktion individueller Haushalte eine wichtige Rolle (in Gleichung 2; vgl. M2b).

Das Modell nimmt etliche landläufige Vorstellungen proto-industrieller Entwicklung auf. Dazu gehört etwa das Nebeneinander eines Marktsektors, der auf den Export von Gütern spezialisiert ist, und eines Subsistenzsektors.¹⁶ Der Dualismus zwischen einem Markt- und einem Subsistenzsektor berücksichtigt insbesondere das mögliche (aber nicht zwangsläufig notwendige) Vorhandensein von brachliegenden Faktoren und infolgedessen die Möglichkeiten eines Entwicklungspfades, der auf einem »vent for surplus«-Modell beruht.¹⁷

Die Wahl einer Produktionsfunktion, die durch eine festgelegte Kapitalintensität und eine konstante Faktorproduktivität gekennzeichnet ist, widerspiegelt zwei allgemein anerkannte Tatsachen: Erstens nahm das industrielle Kapital vor der industriellen Revolution vorwiegend die Form von zirkulierendem Kapital an, während materielles Kapital dagegen relativ unbedeutend blieb.¹⁸ Zweitens bestanden insbesondere im Textilgewerbe Innovationen in der Regel in Produktvariationen wie der Herstellung neuer Gewebe oder Veränderungen bei der Endverarbeitung (neue Dessins, Art der Finissage), während faktorsparende Neuerungen vor dem Ende des 18. Jahrhunderts verhältnismäßig selten waren.¹⁹ Demgegenüber stellen Steigerungen der Faktorproduktivität die wichtigste Antriebskraft des langfristigen Wachstums in den seit der industriellen Revolution entstandenen modernen Ökonomien dar.²⁰ Das Fehlen eines technologischen Wandels als treibende Kraft des Wirtschaftswachstums kann daher als das grundlegende Merkmal gesehen werden, das proto-industrielles von industriellem Wachstum unterscheidet.

Die Abwesenheit der Steigerung der Faktorproduktivität als Variable in einem Modell proto-industriellen Wachstums bedeutet allerdings nicht, daß die Technologie und ihre Veränderung für proto-industrielles Wachstum gänzlich unbedeutend wäre. Bereits die Unterstellung einer stabilen Kapitalintensität b^*/b^k in Gleichung (1) beinhaltet eine technologieabhängige Beziehung, die zwischen proto-industriellen Regionen und zwischen verschiedenen Strukturperioden einer einzelnen Region variieren kann. Auf die Rolle der Technologie

16 *Mendels*, Des industries rurales, S. 988-993.

17 *R.E. Caves*, »Vent for surplus« models of trade and growth, in: *R.E. Baldwin et al.*, Trade, growth, and the balance of payments (Essays in honor of Gottfried Haberler), Chicago 1965, S. 95-115; auf diese Vorstellung beziehen sich unter anderen auch schon *Kriedte et al.*, Industrialisierung vor der Industrialisierung, S. 57 f.

18 Für Belege siehe *C.H. Feinstein*, Capital accumulation and the Industrial Revolution, in: *R. Floud/D. McCloskey* (Hg.), The Economic History of Britain since 1700, Bd. 1, Cambridge 1981, S. 128-142, hier S. 128, 133, 138.

19 *D.C. Coleman*, Textile growth, in: *N.B. Harte/K.G. Ponting* (Hg.), Textile history and economic history. Essays in honour of Miss Julia de Lacy Mann, Manchester 1973, S. 1-21, hier S. 5-7; *T. Griffith/P.A. Hunt/P.K. O'Brien*, Inventive activity in the British textile industry, 1700-1800, *Journal of Economic History* 52, 1992, S. 881-906, besonders S. 890-893.

20 *S. Kuznets*, Modern economic growth. Rate, structure and spread, New Haven 1967.

und ihrer mögliche Veränderung im proto-industriellen Wachstum wird deshalb noch mehrmals zurückzukommen sein (vgl. D1).

In zweierlei Hinsicht setzt sich das hier entwickelte Modell dagegen von älteren Ansätzen zur Proto-Industrialisierung ab. Erstens betrifft dies den Einbezug von Transaktionskosten (Gleichungen 3 und 4). Das Aufgreifen dieser Größe reflektiert die Bedeutung, die ihr in der Analyse wirtschaftlicher Institutionen insbesondere im Gefolge der Arbeiten von Douglass North beigemessen wird. Die Analyse von Transaktionskosten soll hier einen Zugang zur systematischen Behandlung einer Reihe von institutionellen Elementen der Proto-Industrialisierung, deren Bedeutung jüngst verstärkt ins Bewußtsein der Forschung gerückt ist, öffnen.²¹ Zweitens unterscheidet sich das Modell vom auf das ländliche Gewerbe ausgerichteten Ansatz der früheren Proto-Industrialisierungstheorie dadurch, daß es von der Makroökonomie einer ganzen Region ausgeht und somit sowohl städtische als auch ländliche Gewerbebezonen einbezieht. Auf diesem Weg wird der früher referierten Erkenntnis Rechnung getragen, daß städtische und ländliche Gewerbeproduktion in der frühen Neuzeit in vielfältiger Weise miteinander in Beziehung standen.

Die weiteren Ausführungen dieses Abschnitts befassen sich nun der Reihe nach mit den beiden Wachstumsfaktoren Arbeit und Kapital sowie dem Parameter der relativen Preise. Transaktionskosten kommen in allen drei Bereichen zur Sprache.

M2 Wachstumsrate der Arbeitskraft. Angesichts einer konstanten Faktorproduktivität kann das Wirtschaftswachstum einer proto-industriellen Region nicht rascher ausfallen als die Wachstumsrate der im Marktsektor der regionalen Wirtschaft eingesetzten Arbeitskraft. Letztlich kann diese Aussage als theoretische Legitimation der zentralen Stellung dienen, die historisch-demographische Analysen sowie die Beschäftigung mit den institutionellen Voraussetzungen für den Arbeitseinsatz im gewerblichen Sektor in der Diskussion um die Proto-Industrialisierung gespielt haben.

M2a Ein flexibler Arbeitsmarkt? Wenn die proto-industrielle Arbeitskraft kontinuierlich wachsen können soll, so müssen die einzelnen Arbeiterinnen und Arbeiter das Recht haben, ihre Arbeitskraft überhaupt im Manufaktursektor einzusetzen. Weiterhin muß es für potentielle Unternehmer möglich sein, neue Unternehmen zu gründen, eine unbegrenzte Zahl von Arbeitskräften einzustellen sowie ihre Produktpalette autonom festzulegen. Die frühere Forschung hat in diesen Sachverhalten zentrale institutionelle Voraussetzungen für eine proto-industrielle Entwicklung gesehen. So wurde erstens in der ostelbischen Gutsherrschaft mit ihren starken Eingriffen in die bäuerliche Betriebsführung (schlechtes Besitzrecht, hohe Frondienste) ein wichtiges Hindernis für den Einsatz ländlicher Arbeitskräfte im gewerblichen Sektor und damit für eine proto-industrielle Entwicklung überhaupt gesehen. Zweitens wurde argumentiert, daß die von Handwerkszünften im Verein mit städtischen Behörden errichteten Zugangsbarrieren zu bestimmten Gewerben sowie Bestimmungen über die Größe von Werkstätten und Produktgattungen die Ausbildung von proto-industriellen Gewerbebezonen erschwert hätten. Tatsächlich konnten sich Verlagssystem und Manufaktur oft erst

21 Allgemein D.C. North, Theorie des institutionellen Wandels. Eine neue Sicht der Wirtschaftsgeschichte, Tübingen 1988; *Ders.*, Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung, Tübingen 1992; speziell zur frühen Neuzeit *Ders.*, Institutions, transaction costs, and the rise of merchant empires, in: J.D. Tracy (Hg.), The political economy of merchant empires, Cambridge 1991, S. 22-40; zur Bedeutung von Institutionen für die Proto-Industrialisierung vgl. S.C. Ogilvie, Social institutions and proto-industrialization, in: Ogilvie/Ceraman, European proto-industrialization, S. 23-37; ausführlicher in Ogilvie, State corporatism, Kap. 11.

durchsetzen, nachdem kaufmännische Unternehmer den Widerstand der städtischen Zünfte überwunden und die Abschaffung von Regelungen erwirkt hatten, die die Produktion bestimmter Güter außerhalb der Stadt verboten, die Anzahl von Arbeitskräften pro Betrieb begrenzten und die Verwendung traditioneller Handwerkstechniken vorschrieben. Insgesamt wurde also postuliert, daß erfolgreiche Proto-Industrialisierung die schwache Ausbildung bzw. den Verfall traditioneller feudaler bzw. städtischer Institutionen voraussetze.²²

Neuere Forschungen sehen die institutionellen Voraussetzungen für einen flexiblen proto-industriellen Arbeitsmarkt differenzierter, insbesondere weisen sie auf vielfältige Formen der Koexistenz von auf den ersten Blick Rigiditäten schaffenden Institutionen mit einer Ausweitung proto-industrieller Produktion hin. Was das Verhältnis zwischen Proto-Industrialisierung und Agrarverfassung angeht, so kann allgemein gesagt werden, daß das Besitzrecht und das Arbeitsregime zunächst bestimmt, auf welcher Ebene überhaupt die Entscheidung über die Teilnahme einer Person im proto-industriellen Arbeitsmarkt angesiedelt war. Bei der Gutsherrschaft, aber auch bei Arbeitssystemen, bei denen von vollbäuerlichen Betrieben abhängige Unterschichtshaushalte existierten (so z.B. beim westfälischen Heuerlingswesen und dem schottischen Cottar-System), war dies nicht oder nicht nur der einzelne Unterschichtshaushalt, sondern in erster Linie die vorgelagerte bäuerliche bzw. gutsherrliche Betriebseinheit. Dies beeinflusste die Struktur der jeweiligen Arbeitsangebotsfunktion. So blieb z.B. auf vielen russischen Gütern des Nicht-Schwarzerdegebiets die gewerbliche Produktion auf die gleichmäßigere Ausnutzung der Arbeitskräfte über die Jahreszeiten hinweg beschränkt, so daß es nicht zur Ausbildung einer überwiegend von gewerblichem Einkommen abhängigen Gruppe von Unterschichtshaushalten kam. Daneben weisen einzelne Untersuchungen darauf hin, daß es unter bestimmten agrarischen und demographischen Voraussetzungen in gutsherrschaftlichen Gebieten Ostmitteleuropas (Lausitz, Schlesien, Nordböhmen) zur Bildung von hinsichtlich ihres Arbeitseinsatzes relativ autonomen Unterschichtshaushalten kommen konnte (Interesse von Gutsbesitzern an Geldrenten in landwirtschaftlich marginalen Zonen; teilweise nur mittelbarer Zugriff der Gutsherren auf Unterschichten unter Zwischenschaltung der als »labor brokers« agierenden Kolonen). Zusätzlich bot die Gutsherrschaft in einigen Fällen einen Rahmen zur Sicherung eines kontinuierlichen Einsatzes von Arbeitskraft (Robotdienste) bzw. Zuflusses von Rohmaterialien im Rahmen komplexer, arbeitsteiliger Produktionsprozesse (wie etwa der böhmischen Eisenverhüttung), und Gutsherren vermittelten oft auch den Kontakt zu städtischen Kaufleuten. In einem ländlichen Kontext mit einer oft schwachen Siedlungsdichte stellt dies ein nicht zu vernachlässigende institutionelle Leistung dar. Ähnlich, wie gleich anschließend zu den Zünften ausgeführt wird, läßt sich hier argumentieren, daß die Bewältigung der bei der Koordination komplexer Arbeitsvorgänge anfallenden Transaktionskosten (hier konkret also: Sicherung der Präsenz der benötigten Arbeitskräfte für jeden Arbeitsablauf) den Nachteil eines rigiden Arbeitsmarktes kompensierte.²³

22 Stellvertretend s. *Kriedte et al.*, Industrialisierung vor der Industrialisierung, S. 37 f., 47-52, 58-60; vgl. auch die Diskussion in *Ogilvie*, Social institutions, S. 23-25; *Ogilvie*, State corporatism, S. 36, 398-401, 412-420, 447 f.

23 *A. Fenster*, Adel und Ökonomie im vorindustriellen Rußland. Die unternehmerische Betätigung der Gutsbesitzer in der großgewerblichen Wirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 23), Wiesbaden 1983, S. 133-143; *R.L. Rudolph*, Agricultural structure and proto-industrialization in Russia. Economic development with unfree labor, in: *Journal of Economic History* 45, 1985, S. 47-69; *E. Melton*, Proto-industrialization, serf agriculture and agrarian social structure. Two estates in 19th-century

Was die Beziehung zwischen zünftischen Institutionen und proto-industriellem Wachstum angeht, ist vom Befund auszugehen, daß die Entstehung neuer Gewerbestandorte - im Widerspruch zur eingangs referierten These - zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert häufig mit einer Entstehung oder Vermehrung spezialisierter Handwerkszünfte einherging.²⁴ Dies erfordert es, nach den institutionellen Leistungen von Handwerkszünften im Bereich des proto-industriellen Wachstums zu fragen, und diese scheinen in erster Linie im Bereich der Kontrolle von Transaktionskosten gelegen zu haben. Erstens konnten Handwerkszünfte sog. *Agency-Probleme* durch eine Delegation von Überwachungsfunktionen (*delegated monitoring*) lösen. Sichtbar wird dies besonders im Zunftkauf, wie er aus dem niedersauerländischen Eisengewerbe und im von Nürnberger Kaufleuten organisierten böhmischen Leinwandgewerbe des 16. und frühen 17. Jahrhunderts bekannt ist. Zünfte garantierten hier feste Produktionsmengen in kontrollierter Qualität und überwachten die Vergabe und Bedienung von Vorschußkrediten, reduzierten also massiv die Verhandlungs- und Kontraktdurchsetzungskosten seitens auswärtiger Kaufleute.²⁵

Zweitens konnten Handwerkszünfte in Sektoren, die komplexe Güter herstellten, zur Kontrolle von Transaktionskosten beitragen, die bei der Vermittlung zwischen den einzelnen Produktionsstadien anfielen. Denn in Produktionssystemen wie dem Kaufsystem und dem Verlag, bei denen einzelne Unternehmen und Betriebe selten mehr als einen einzigen Produktionsschritt kontrollierten, stellten Zünfte und Marktregulierungen ein wesentliches Element in der vertikalen Integration komplexer Produktionsprozesse dar. Beispiele hierfür sind die Herstellung von Seidenflor in Bologna und das Uhrmachergewerbe in Genf. Bei einer im einzelnen völlig unterschiedlichen Struktur der Handwerkszünfte in den beiden Städten wirkten deren regulativen Bestimmungen in beiden Fällen in die Richtung einer Standardisierung von Halbfabrikaten hinsichtlich Qualität, Form und Abpackung und trugen so zu einem effizienten Arbeitsfluß zwischen verschiedenen Produktionsstadien bei.²⁶

Russia, in: *Past and Present* 115, 1987, S. 69-106, hier S. 73-76; *A. Klíma*, *Economy, industry and society in Bohemia in the 17th-19th centuries*, Prague 1991, S. 67-69; *M. Myška*, *Pre-industrial iron-making in the Czech lands. The labour force and production relations circa 1350-circa 1840*, in: *Past and Present* 82, 1979, S. 44-72, hier S. 55-64; *Cerman*, *Protoindustrialisierung und Grundherrschaft*, insbes. Kap. 1.3 und 3.3; allgemein zur These von Bauern als »labor broker« *E. Melton*, *Gutsherrschaft in East Elbian Germany and Livonia 1500-1800. A critique of the model*, in: *Central European History* 21, 1988, S. 315-349, hier S. 328-331, 335 f.; eine eingeschränkte Möglichkeit der proto-industriellen Entwicklung in gutsherrschaftlichen Gebieten räumen allerdings auch schon *Kriedte et al.*, *Industrialisierung vor der Industrialisierung*, S. 52-56 ein. Allgemein zur Bedeutung der Agrarverfassung für die Ebene der Entscheidungseinheit in Bezug auf den Einsatz proto-industrieller Arbeit vgl. *Pfister*, *Protoindustrialisierung und Landwirtschaft*, S. 65-68.

24 Überblick bei *Ogilvie*, *State corporatism*, S. 419-431; ausführlicher zum folgenden Argument *Pfister*, *Craft guilds*.

25 Allgemein s. *G.A. Akerloff*, *The markets for »lemons«. Quality uncertainty and the market mechanism*, in: *Quarterly Journal of Economics* 84, 1970, S. 488-500; *M.C. Jensen/W.H. Meckling*, *Theory of the firm. Managerial behavior, agency costs and ownership structure*, in: *Journal of Financial Economics* 3, 1976, S. 305-360; für die erwähnten Beispiele *G. Aubin/A. Kunze*, *Leinenerzeugung und Leinenabsatz im östlichen Mitteldeutschland zur Zeit der Zunftkäufe*, Stuttgart 1940, Kap. 5-7; *D. Scheler*, *Zunftkauf und Gewerbeentwicklung. Das Breckerfelder Stahl Schmiedehandwerk im 15. und 16. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins* 88, 1977/78, S. 100-152, hier S. 107-114, 141-143.

26 *C. Poni*, *Per la storia del distretto industriale serico di Bologna (secoli xvi-xix)*, in: *Quaderni storici* 73, 1990, S. 93-167, hier S. 98, 139 f.; *A. Babel*, *Histoire corporative de l'horlogerie, de l'orfèvrerie et des industries annexes (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève, 2ème série 13)*, Genève 1916, S. 79 f., 95-98.

Neben der Senkung von Transaktionskosten unterstützten Handwerkszünfte drittens durch das Lehrlingssystem die Schaffung und Reproduktion von Humankapital. Angesichts des Fehlens eines technischen Ausbildungswesens war somit das Zunftsystem in technologisch anspruchsvollen Produktionszweigen ein wichtiger Kanal, um das technische Wissen, das für die Aufrechterhaltung von Produktionsstandards erforderlich war, zu erhalten und zu überliefern. Auch die in Zunftstatuten manchmal festgelegten Zugangs- und Migrationsbeschränkungen konnten neben der damit verbundenen Rigidität des proto-industriellen Arbeitsmarkts als externe Effekte auch einen Beitrag zur Erhaltung eines Monopols, die seinerseits mitunter eine wichtige Wachstumsstrategie darstellte (s. unten M4a), leisten.

All dies bedeutet natürlich nicht, daß Handwerkszünfte optimale Institutionen proto-industriellen Wachstums dargestellt hätten. Vielmehr standen sie in Konkurrenz zu anderen Organisationsformen gewerblicher Produktion. Hierauf deutet zum Beispiel die Tatsache hin, daß sowohl in Bologna als auch in Genf im Verlauf des 18. Jahrhunderts der Verlag und der Eigenbetrieb des Unternehmens zunehmend an die Stelle einer durch Zünfte verfaßten Organisation der Produktion traten.²⁷ Überhaupt waren die dynamischen Proto-Industrien des späten 17. und 18. Jahrhunderts, insbesondere das Baumwollgewerbe, weitgehend ohne Zunftverfassung. Es scheint, daß die geschilderten Funktionen von Handwerkszünften vorwiegend in frühen Fällen proto-industrieller Entwicklung (d.h. 15.- frühes 17. Jahrhundert) von Bedeutung waren, als Kapital und unternehmerisches Know-how zur erfolgreichen Führung von Verlagen und Eigenbetrieben noch knapp war. Demgegenüber war die im Alltag der städtischen und zum Teil auch ländlichen Gesellschaften gut verankerte Zunft eine bekannte und »billige« Institution, die sich leicht in eine proto-industrielle Produktionsform einpassen ließ.

Was bedeutet dies alles für die Bedingung flexibler Arbeitsmärkte als Voraussetzung für proto-industrielles Wachstum? Ohne Zweifel begünstigte eine Arbeitsverfassung, die den Entscheid zum Engagement in der gewerblichen Produktion an einzelne Haushalte delegierte, das Funktionieren einer Arbeitsangebotsfunktion, die eine Ausweitung der proto-industriellen Arbeitskraft innerhalb eines gegebenen geographischen Rahmens erlaubte (s. dazu gleich anschließend M2b). Formal freie Arbeitsmärkte waren jedoch keine notwendige Voraussetzung für proto-industrielles Wachstum, da als Ersatz für eine flexible Ausweitung der Arbeitskraft vor Ort die Möglichkeit einer räumlichen Ausdehnung eines Gewerbeviers auf neue, allenfalls benachbarte Standorte offenstand. Dieser Nachteil wog solange nicht schwer, als Institutionen, die das Arbeitsangebot limitierten (wie etwa Handwerkszünfte), gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur Kontrolle der in der proto-industriellen Produktion anfallenden Transaktionskosten leisten konnten.

M2b Die Arbeitsangebotsfunktion: Räumliche Expansion vs. Bevölkerungswachstum. Eine langfristige Zunahme der in der Proto-Industrie tätigen Arbeitskräfte kann entweder durch die räumliche Expansion der regionalen Wirtschaft oder durch ein Ansteigen der Arbeitskräfte innerhalb eines gegebenen Raums zustande kommen. Letztere Variante ihrerseits kann sowohl auf eine langfristige Verlagerung von Arbeitskraft vom Subsistenz- in den proto-industriellen Marktsektor als auch auf ein Bevölkerungswachstum zurückgehen. Die genaue Kenntnis dieser drei Varianten verlangt eine wesentliche Verfeinerung der Arbeitsangebotsfunktion von Gleichung 2 und involviert drei Ebenen, nämlich die Arbeitsallokation auf der Ebene individueller Haushalte, die Bevölkerungsweise sowie die regionale Agrarver-

²⁷ Vgl. nochmals *Babel*, a. a. O., S. 79-81, 87, 105, 496-500; *Poni*, a. a. O., S. 94, 118, 134-136.

fassung. Eine derartige Spezifikation der proto-industriellen Arbeitsangebotsfunktion hat eine Hauptstoßrichtung der Forschung der letzten 25 Jahre dargestellt.²⁸

Auf der Ebene der einzelnen (ländlichen) Haushalte ist zu untersuchen, wie die vorhandene Arbeitskraft zwischen dem landwirtschaftlichen Subsistenzsektor und dem proto-industriellen Sektor aufgeteilt wird. Das vorhandene Material läßt sich dahingehend interpretieren, daß der Anteil der im gewerblichen Sektor eingesetzten Familienarbeitskraft nicht allein (wie in Gleichung 2) von den relativen Preisen, sondern zusätzlich vom Verhältnis der Arbeitsproduktivität in der gewerblichen Produktion und der Landwirtschaft sowie vom gegenseitigen Verhältnis der Kapitalproduktivität in den beiden Sektoren, und zwar jeweils gemäß der Produktionsfunktionen der individuellen Haushalte, bestimmt wird.²⁹ Innerhalb eines gegebenen lokalen Kontexts bedeutet diese Aussage, daß das Ausmaß, in dem ein Haushalt gewerblichen Aktivitäten nachging, auf unterschiedliche Art und Weise mit dessen Position im dörflichen Schichtungsgefüge korrelierte. Erstens besteht der seit langem bekannte Zusammenhang, daß landarme und landlose Haushalte wegen der niedrigen Grenzproduktivität der Arbeit auf ihrem geringen Bodenbesitz einen besonders hohen Anteil ihrer Arbeitskraft gewerblichen Aktivitäten widmeten. Je höher die in Geldwerten ausgedrückte Arbeitsproduktivität im proto-industriellen Sektor ausfiel, desto umfangreicher konnten - Konstanz der übrigen Variablen vorausgesetzt - diese proto-industriellen Unterschichten werden.

Zweitens war der Anteil der im proto-industriellen Sektor eingesetzten Arbeitskraft innerhalb eines Haushalts auch dann hoch, wenn das Grenzprodukt des dem Haushalt zur Verfügung stehenden Kapitals (in der Proto-Industrie die - allerdings meist nicht sehr teuren - Geräte; wichtiger ein Raum, um sie aufzustellen; allenfalls Umlaufkapital) in der Proto-Industrie höher als in der Landwirtschaft ausfiel. Dies scheint besonders bei relativ kleinen Investitionen³⁰ und im Umfeld eines arbeitsextensiven landwirtschaftlichen Nutzungssystems (d.h. bei relativer Ertragsarmut von Investitionen in Land) der Fall gewesen zu sein. Nun war die Verfügbarkeit von Kapital in der ländlichen Gesellschaft ungleich verteilt; landarme und landlose Haushalte verfügten meist nicht über die kleinen erforderlichen Summen. Proto-industrielle Aktivitäten, die nennenswerte Inputs seitens des Haushalts voraussetzten, waren deshalb in der ländlichen Unterschicht unterdurchschnittlich vertreten. Im Extremfall, in dem mangels Märkten für Rohwaren und Halbfabrikate die Inputs dem bäuerlichen Betrieb entnommen werden mußten, korrelierte der Umfang der proto-industriellen Arbeits-

28 Vgl. das bei *Kriedte et al.*, Sozialgeschichte in der Erweiterung, S. 73-87, 231-243, zusammengetragene Material. Die demographische Analyse von *Mendels*, Proto-industrialization, S. 249-252 stellte einen wichtigen Ausgangspunkt der Proto-Industrialisierungsdiskussion dar; und *Kriedte et al.*, Industrialisierung vor der Industrialisierung, Kap. 2 und 3 (zu Demographie und Hauswirtschaft), stellen zweifellos den am meisten zitierten Schwerpunkt dieses Buches dar.

29 Zu diesem Ergebnis und zur folgenden Diskussion s. *Pfister*, Proto-industrial household economy, S. 202-208, 222 f. Diese Aussagen stützen sich stark auf die durch eine außergewöhnlich gute Quellsituation ermöglichte genaue Analyse von mehreren 1000 Haushalten im Kanton Zürich, für die detaillierte Angaben über die Tätigkeit jeder einzelnen Person und den landwirtschaftlichen Besitz vorliegen; vgl. *Pfister*, Zürcher Fabriques, Kap. 4. Die angeführte Passage weist jedoch nach, daß sich diese Aussagen für ein breites Material aus ganz Westeuropa generalisieren lassen.

30 Wenn alle arbeitsfähigen Familienmitglieder mit einem Instrument und ausreichend mit Halbfabrikaten bzw. Rohmaterialien ausgestattet sind sowie das Haus genügend groß ist, um ungestört arbeiten zu können, sinkt das Grenzprodukt des proto-industriellen Haushaltskapitals rasch, und Investitionen in die Landwirtschaft werden wieder profitabler. Haushalte mit mehr als der minimalen Kapitalausstattung werden deshalb ihre Arbeit wieder stärker in der Landwirtschaft als in der Proto-Industrie einsetzen.

kraft eines Haushalts direkt mit dem Umfang seines landwirtschaftlichen Betriebs (so im ostwestfälischen Löwendlinnengebiet). Sobald jedoch solche Märkte existieren, war der Anteil der Familienarbeit, die im proto-industriellen Sektor eingesetzt wurde, in den kleinbäuerlichen Mittelschichten am höchsten.³¹ Dabei ist nochmals zu betonen, daß dies nur im Umfeld eines relativ arbeitsextensiven agrarischen Nutzungssystems mit einem geringen Grenzertrag des landwirtschaftlichen Haushaltskapitals der Fall war. Dabei scheint dieser kontextuelle Unterschied zum Teil auch über die geschlechtsspezifische Arbeitsorganisation vermittelt gewesen zu sein: Im Kanton Zürich woben an Orten mit einem extrem arbeitsintensiven Weinbau, der männlichen Landarbeitern ein relativ gutes Einkommen verschaffte, vor allem Frauen aus der Unterschicht, während an Orten mit extensiver Landwirtschaft die Weberei auch von Männern aus der kleinbäuerlichen Mittelschicht betrieben wurde.³²

Diese Zusammenhänge auf der Ebene der einzelnen Haushalte können dazu dienen, Überlegungen über das proto-industrielle Arbeitsangebot auf regional aggregierter Ebene anzustellen. Ältere Studien haben argumentiert, daß Gewerberegionen in erster Linie in Zonen mit arbeitsextensiven landwirtschaftlichen Nutzungssystemen entstanden. Vor dem Hintergrund des Befundes, daß zum Beispiel deutsche Gewerberegionen vorwiegend in Mittelgebirgen angesiedelt waren, ist diese Aussage als erste Näherung nicht unplausibel.³³ Angesichts von Ergebnissen, die eine Verbreitung auch in einzelnen Zonen mit kommerziellem Getreidebau bzw. Weinbau festgestellt haben, ist jedoch eine allgemeinere Formulierung erforderlich: Auf Haushaltsniveau entscheidend für den Arbeitseinsatz sind wie erwähnt die landwirtschaftliche Arbeits- und Kapitalproduktivität, und insbesondere eine niedrige Arbeitsproduktivität kann sowohl durch ein extensives agrarisches Nutzungssystem als auch durch einen geringen Bodenbesitz und durch eine extreme Saisonalität des landwirtschaftlichen Arbeitseinsatzes verursacht sein. Dies bedeutet insbesondere, daß Nutzungssysteme, die unabhängig von ihrer Arbeitsintensität mit einer starken Proletarisierung einhergingen, auch das Potential für eine proto-industrielle Entwicklung in sich trugen (sofern diese Unterschichtshaushalte autonom über ihren Arbeitseinsatz entscheiden konnten; vgl. M2a).³⁴

Die bisherigen Ausführungen können erklären, wie es zur räumlichen Ausdehnung einer Gewerberegion im Sinn eines »vent for surplus«-Modells kommen konnte. Inwieweit war

31 Verweis auf mehrere Fälle bei Pfister, Proto-industrial household economy, S. 206-208; die Unterscheidung zwischen arbeitsintensiven und arbeitsextensiven Nutzungssystemen, die die Bedeutung der relativen Kapitalproduktivität (und nicht der absoluten Produktivität des proto-industriellen Kapitals) untermauert, aufgezeigt in Pfister, Zürcher Fabriques, S. 286-288. Zwei gewichtige neuere Lokalstudien scheinen in diese zweite Variante zu fallen: J. Schlumbohm, Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuerleute des osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650-1860 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 110), Göttingen 1994, S. 69-71, und H. Medick, Leben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 126), Göttingen 1996. Bei Laichingen ist die Situation allerdings insofern unklar, als gemäß einer früheren Publikation die Mittelschichten statistisch signifikant überdurchschnittlich in der Weberei engagiert waren; zum Nachweis s. Pfister, Proto-industrial household economy, S. 228, Anm. 8. In der Buchfassung fehlt jedoch wegen einer veränderten Codierung der Schichtvariablen jeglicher Zusammenhang zwischen der Häufigkeit des Webens und der Schichtposition (S. 191 f.), ohne daß dieser gravierende Unterschied bzw. das Ergebnis selbst erörtert würden.

32 Pfister, Zürcher Fabriques, S. 329, 339.

33 Thirsk, a. a. O., S. 73-76, 84 f.; Mendels, Seasons and regions, S. 182-187; K.H. Kaufhold, Gewerbelandschaften in der frühen Neuzeit, in: Pohl, a. a. O., S. 112-202, hier S. 175 f.

34 Gullickson, a. a. O., S. 841-844, 848 f.; Pfister, Zürcher Fabriques, S. 426-429.

aber auch eine Ausweitung des proto-industriellen Arbeitsangebots durch ein Bevölkerungswachstum innerhalb eines gegebenen geographischen Rahmens möglich? Klassische Arbeiten zur Proto-Industrialisierung haben behauptet, daß das Aufkommen des ländlichen Hausgewerbes einen Bruch mit der traditionellen, durch ein hohes Heiratsalter gekennzeichneten Bevölkerungsweise darstellte; dank dem gewerblichen Einkommen konnte früher geheiratet werden. So versuchte Mendels für einige flandrische Kirchspiele zu zeigen, daß im 18. Jahrhundert bei einer Verbesserung der relativen Preise von Textilprodukten (Leinenpreis/Getreidepreis) die Zahl von Heiraten zunahm, bei einer Verschlechterung der relativen Preise aber kein Rückgang der Heiraten erfolgte. Der letztere Befund wurde dabei mit dem der proto-industriellen Familienwirtschaft zugeschriebenen Zwang zur maximalen Verwertung der eigenen Produktions- und Reproduktionskapazität erklärt. Durch diese ungleichgewichtige, die Arbeitsnachfrage gleichsam überschießende demographische Reaktion auf proto-industrielle Erwerbchancen wuchs das Arbeitsangebot stärker als die gewerbliche Produktion, so daß eine verbreitete Proletarisierung erfolgte.³⁵

Mittlerweile sind alle möglichen demographischen Begleiterscheinungen von Proto-Industrialisierung festgestellt worden, wobei eigentliche Replikationen von Mendels' Analyse selten geblieben sind und nur zum Teil erfolgreich waren.³⁶ Meine eigene Analyse zu mehreren Kirchspielen des Kantons Zürich im 18. Jahrhundert läßt dabei zwei Schlüsse zu: Erstens fluktuieren Heirats- und Fruchtbarkeitsraten parallel zu einem Indikator für die relative Einkommensposition der Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter; die Absenz einer Beziehung bei fallenden Terms of trade stellte sich nicht ein. Hierauf weisen auch etliche andere Arbeiten hin.³⁷ Anders ausgedrückt (und letztlich gegen die Proletarisierungsthese gewendet): Im Idealfall bestand eine langfristige Identität der Rate des Wirtschaftswachstums und des Bevölkerungswachstums, was ein ausreichendes Arbeitskräfteangebot zu konstanten Löhnen sicherte.

Zweitens stellte sich jedoch auch in Zürich die genannte Beziehung erst in einer Strukturperiode ein, in der die Löhne (und damit auch die Arbeitsproduktivität) in der Baumwollverarbeitung so stark gestiegen waren, daß es möglich wurde, einen ganzen Haushalt einzig mit Baumwollspinnen über Wasser zu halten. Auf der Ebene der haushaltsinternen Arbeitsorganisation schlug sich dies darin nieder, daß es für Männer nicht mehr attraktiv war, als Landarbeiter oder kleiner Subsistenzbauer sich das Brot zu verdienen, sondern zusammen mit Frauen und Kindern zu spinnen. Das Muster eines gleichgewichtig wachsenden proto-industriellen Arbeitsangebot ist somit auf eine spezifische Konstellation der den häusliche Arbeitseinsatz bestimmenden Variablen begrenzt (geringer Kapitalbedarf, hohe Arbeitspro-

35 Mendels, Proto-industrialization, S. 249-252; Kriedte et al., Industrialisierung vor der Industrialisierung, S. 158-161, 165-171; Levine, Family formation, 147 f.

36 Kriedte et al., Sozialgeschichte in der Erweiterung, S. 73-87; Replikationen sind G. Hohorst, Wirtschaftswachstum und Bevölkerungsentwicklung in Preußen 1816-1914, New York 1977, S. 208-227; M.P. Gutmann, Protoindustrialization and marriage ages in Eastern Belgium, in: Annales de démographie historique, 1987, S. 143-173; U. Pfister, Proto-industrialization and demographic change. The Canton of Zürich revisited, in: Journal of European Economic History 18, 1989, S. 629-662, hier S. 641-653; Ders., Zürcher Fabriques, S. 483-389. Gutmanns Studie ist insofern schwierig zu interpretieren, als sich der Text auf andere als die in den Tabellen präsentierte Ergebnisse bezieht. Das Problem konnte in persönlicher Korrespondenz mit Gutmann nicht vollumfänglich aufgelöst werden.

37 Vgl. Kriedte, Stadt am seidenen Faden, S. 46-49; Pfister, Proto-industrial household economy, S. 213; Ogilvie, State corporatism, S. 22-24.

duktivität im proto-industriellen und niedrige im Agrarsektor). Andere Variablenkonstellationen konnten zwar ebenfalls mit einem Bevölkerungswachstum einhergehen, doch erfolgte dieses überwiegend durch eine sinkende Sterblichkeit und blieb über Lebenszyklen, in denen gewerbliches Einkommen nicht in demonstrativen Konsum umgesetzt, sondern zum Teil gespart und in den Aufbau eines landwirtschaftlichen Betriebs investiert wurde, in vielfältiger Weise an den Agrarsektor rückgebunden.³⁸

Was bedeutete nun dies alles für die proto-industrielle Arbeitsangebotsfunktion? Eine kontinuierliche Ausweitung des Arbeitsangebots über eine Identität der Wachstumsraten von proto-industrieller Produktion und Bevölkerung ist zwar nachweisbar, bleibt aber ein klar spezifizierbarer Einzelfall im Rahmen mehrerer möglicher Konstellationen. Zwar war das regionale Arbeitskräfteangebot nicht gänzlich unelastisch, doch ist davon auszugehen, daß im Verlauf eines proto-industriellen Wachstumsprozesses das an einem bestimmten Ort durch Agrarverfassung, Nutzungssystem und die Funktionslogik der ländlichen Hauswirtschaft gegebene Arbeitskräftepotential mit der Zeit ausgeschöpft wurde. Kontinuierliches proto-industrielles Wachstum blieb somit im Regelfall auf räumliche Expansion, auf die Erschließung immer neuer Zonen im Rahmen eines »vent for surplus«-Modells angewiesen. Für die Eigenschaften proto-industriellen Wachstums hat diese Erkenntnis wichtige Implikationen.

M2c Größenabhängige Transaktionskosten. Die eben ausgeführten Überlegungen lassen es als sinnvoll erscheinen, über die Entwicklung von Transaktionskosten im Verlauf eines proto-industriellen Wachstumsprozesses nachzudenken. Plausibel erscheint die These, daß die Transaktionskosten größenabhängig sind, genauer, daß die aus der Organisation der proto-industriellen Arbeitskräfte erwachsenden Transaktionskosten pro Gütereinheit parallel zum Gesamtvolumen der Produktion zunehmen. Ist das Produktionsvolumen klein, so kann die Organisation der Produktion leicht in der direkten Interaktion zwischen Exportkaufleuten und Gewerbetreibenden bewältigt werden. Wächst nun die Zahl der Arbeitskräfte und - durch eine räumliche Ausdehnung eines Gewerbereviers - auch das Ausmaß ihrer geographischen Zerstreung, so nehmen nicht nur die Transportkosten, sondern auch die aus der Vermittlung zwischen HeimarbeiterInnen und Exportkaufleuten erwachsenden Kosten zu. Dieser Vorgang findet seinen Niederschlag in sich häufenden Klagen über Veruntreuungen von Rohmaterialien und Halbfabrikaten seitens der Gewerbetreibenden (ein Hinweis auf steigende Kosten der Kontraktdurchsetzung) und in der Vermehrung von Zwischenunternehmern, die zwischen städtischen Kaufleuten und den zerstreuten Gewerbetreibenden vermitteln (Sammler, Träger, etc.). Illustriert sei dies anhand des Zürcher Beispiels: Hier blieb in der ersten proto-industriellen Strukturperiode vom späten 16. bis zum frühen 17. Jahrhundert das ländliche Hausgewerbe weitgehend auf den Marktkreis der Stadt Zürich beschränkt, d.h. die Distanz, die von den Arbeitskräften selbst überwunden werden konnte. Gegen Ende des Aufschwungs um 1620 nahmen Klagen über Veruntreuungen seitens der HeimarbeiterInnen derart zu, daß die Behörden auf Drängen der Kaufleute einen Rahmen zu deren systematischen Bekämpfung und damit einen Nukleus für die spätere Gewerbepolitik und -aufsicht schufen. Nach einer längeren Stagnationsperiode erfolgte im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts mit Hilfe der Innovation des Tragers eine starke räumliche Ausweitung des Gewerbebezirks, doch ging dies bezeichnenderweise mit dem Übergang zu einer wert-

38 Ausführlicher s. Pfister, Proto-industrial household economy, S. 220-222; Material zu derartigen Lebenszyklen in Pfister, Zürcher Fabriques, S. 364-386.

schöpfungsintensiveren Produktpalette einher, was das Verhältnis der Transaktionskosten pro Gütereinheit senkte und diese somit leichter tragbar machte.³⁹

Die Annahme größenabhängiger Transaktionskosten hat wichtige Implikationen für den Charakter proto-industriellen Wachstums. Denn bei an sich gleichbleibender Faktorproduktivität führen diese im Verlauf eines proto-industriellen Entwicklungsprozesses entweder zu höheren Endpreisen oder zu einem geringeren Ertrag des eingesetzten Kapitals. Dadurch sind ältere, größere Gewerbereviere im Wettbewerb mit jüngeren und noch kleineren Gewerberegionen mit an sich ähnlicher Produktivität, aber tieferen Transaktionskosten pro Gütereinheit benachteiligt und von der Abwanderung der Produktion an neue Standorte sowie von einer Umlenkung des gewerblichen Kapitals in andere Sektoren mit höherer Rentabilität bedroht (Rückzug in den Handel, Investition in politische Karrieren, Landwirtschaft). Dies bedeutet, daß proto-industrielle Wachstumsprozesse auf regionaler Ebene - entgegen der älteren Vorstellung von Proto-Industrialisierung als »erster Phase der Industrialisierung« - grundsätzlich eher kurzlebiger Natur waren. Bereits Braudel hat darauf hingewiesen, daß ein regionales Entwicklungsmuster, in dem eine Phase rascher Expansion ebenso schnell von Stagnation und einer Verlagerung der Wachstumsdynamik zu einem anderen Gewerbezentrum abgelöst wird, die Regel war. Auch Fallstudien, die einen Gewerberaum über mehrere Jahrhunderte hinweg verfolgen, beschreiben das Phänomen des sich erschöpfenden proto-industriellen Wachstums.⁴⁰ Auf Strategien, um den Folgewirkungen größenabhängiger Transaktionskosten entgegenzuwirken, wird noch zurückzukommen sein (D1 bzw. D2).

M3 Wachstumsrate des Kapitalstocks. Die Wachstumsrate einer regionalen proto-industriellen Wirtschaft wird auch durch die Wachstumsrate des Kapitalstocks beschränkt. Bei konstanter Faktorproduktivität und einem gegebenen Verhältnis von Kapital- und Arbeitseinsatz kann die Gesamtwirtschaft nicht stärker wachsen als der Kapitalstock. Falls die Restriktion des Arbeitseinsatzes dahinfällt oder unproblematisch ist (vgl. M2a und M2b), dann ist das Wachstum des Kapitalstocks identisch mit dem Wachstum der Produktion. Damit wird proto-industrielles Wachstum vom Investitionsverhalten von Unternehmern abhängig. Insbesondere rücken die Entscheidungs- und Handlungsräume mit Bezug auf industrielle Optionen im Verhältnis zu anderen Kapitaleinsätzen außerhalb der betrachteten proto-industriellen Region (Fernhandel, staatliche Karrieren, Landwirtschaft) in den Blickpunkt. In bewußter Abkehr von der älteren Gewerbegeschichte hat sich die Proto-Industrialisierungsforschung bislang wenig für das proto-industriellen Unternehmertum interessiert. Hier können deshalb nur einige aus dem vorliegenden Modell sich ergebende Leitgedanken entwickelt werden.⁴¹

39 Pfister, Zürcher Fabriques, S. 58 f., 65 f., 102, 108 f.

40 F. Braudel, Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts, München 1986, Bd. 2, S. 376-380; eine wichtige Fallstudie ist J.K.J. Thomson, Variations in industrial structure in pre-industrial Languedoc, in: M. Berg et al. (Hg.), Manufacture in town and country, S. 61-91, hier S. 78-83, sowie Thomson, Clermont-de-Lodève.

41 Wichtige, aber vereinzelt dastehende unternehmens- und unternehmergeschichtliche Monographien sind S.D. Chapman/S. Chassagne, European textile printers in the eighteenth century. A study of Peel and Oberkampf, London 1981; W. Reininghaus, Die Stadt Iserlohn und ihre Kaufleute (1700-1815) (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte 13), Dortmund 1995. Eine große Tradition hat selbstverständlich die - im gegenwärtigen Kontext allerdings nur begrenzt ergiebige - Sozialgeschichte von unternehmerisch tätigen Glaubensflüchtlingen; P. Kriedte, Taufgesinnte, Dompelaars, Erweckte. Die mennonitische Gemeinde und der Aufstieg des proto-industriellen Kapitalismus in Krefeld im 17. und 18. Jahrhundert, in: R. Vierhaus et al. (Hg.), Frühe Neuzeit-Frühe Moderne? Forschungen zur Vielschichtigkeit von Übergangsprozessen, Göttingen 1992, S. 245-270; M. Schulte Beerbühl, War England ein Sonderfall der Industrialisierung? Der ökonomische

Erstens seien Überlegungen über die Gründe weitergeführt, die Unternehmer dazu veranlassen konnten, über einen proto-industriellen Wachstumspfad hinweg ihr Investitionsverhalten zu ändern. Bereits erwähnt wurde, daß größenabhängige Transaktionskosten dazu führen, daß mit steigendem Produktionsvolumen die Rentabilität des eingesetzten Kapitals und damit auch das Volumen des der proto-industriellen Region neu zugeführten Kapitals zurückgeht. Diese Tendenz zur Stagnation des proto-industriellen Kapitalstocks wird unter Umständen verstärkt, wenn man annimmt, daß gewisse Investitionen außerhalb des proto-industriellen Sektors sozusagen inhomogene Güter betreffen und dadurch nur diskontinuierlich möglich sind. Konkret meint dies etwa, daß jemand vergleichsweise reich sein mußte, um einen seigneurialen Lebensstil zu führen und eine Karriere in höheren Verwaltungsämtern oder der Hofgesellschaft anzustreben. Gelegenheiten zu solchen nichtindustriellen Investitionen boten sich somit erst nach den Anfangsphasen proto-industriellen Wachstums, wenn die Unternehmer im Laufe einiger Akkumulationszyklen beträchtliche Vermögen angehäuft hatten. Allenfalls über mehrere Generationen hinweg konnten so proto-industrielle Unternehmer eine soziale Mobilität erfahren, die sie von proto-industriellen Aktivitäten wegführte, was die Tendenzen zur Stagnation proto-industriellen Wachstums noch verstärkte. Eine Analyse der Bedingungen, unter denen diese Entwicklung eintrat bzw. nicht eintrat, verlangt eine genaue Untersuchung der sozialen Position des proto-industriellen Unternehmertums. Die Bedeutung von Glaubensflüchtlingen in einer Reihe von Proto-Industrien des 16. und 17. Jahrhunderts mag zum Teil mit der Unmöglichkeit oder Schwierigkeit von deren Integration in die lokale Herrschaftselite verbunden gewesen sein. Für die spätere Zeit sind Vorgänge zu beachten, die zur Differenzierung eines Schichtungssystems in mehrere Statuslinien (insbesondere eine politische und eine wirtschaftliche) führten: mit zunehmenden Rechtssicherheit steigendes Prestige kaufmännischer Betätigung; steigende Qualifikationsanfordernisse sowohl im staatlichen Sektor (Stichwort Kameralismus) als auch in der Proto-Industrie (bei steigendem Technologiegehalt der Produktion etwa), die einen Wechsel zwischen den beiden Sektoren innerhalb einer Generation oder ein gleichzeitiges Engagement in beiden Bereichen erschwerten, etc.⁴²

Zweitens ist zu fragen, wie es dazu kam, daß überhaupt in den proto-industriellen Sektor investiert wurde. Besonders relevant scheint mir diese Frage im Zusammenhang mit dem Aufkommen ländlicher Verlagssysteme, da hier die geographische und soziale Distanz zwischen Unternehmern und Produzenten besonders groß, das Problem der Kontrolle von Transaktionskosten besonders ausgeprägt war (vgl. die Ausführungen zur Lösung des »delegated monitoring« in M2a). Auf dem platten Land war überdies zunächst weder das Kapital vorhanden noch der unternehmerische Entscheidungsraum offenkundig. Die Erforschung der Entstehung und Entwicklung des ländlichen Kleinunternehmertums stellt deshalb ein wichtiges Desiderat dar. Hier seien nur drei vielleicht weiterführende Ergebnisse zum Kanton Zürich kurz referiert: Erstens stellte die mehr oder weniger zwangsweise Umwand-

Einfluß der protestantischen Immigranten auf die Entwicklung der englischen Wirtschaft vor der Industrialisierung, in: *Geschichte und Gesellschaft* 21, 1995, S. 479-505.

42 Zur Rolle von Glaubensflüchtlingen s. die vorige Anmerkung. Allgemein sowohl zur »Feudalisierung« von kaufmännischen Gruppen als auch zur Differenzierung mehrerer Statuslinien *L. Stone*, *Social mobility in England, 1500-1700*, in: *Past and Present* 33, 1966, S. 16-55, hier S. 18 f., 34, 52 f.; konkrete Verweise auf Vorgänge der Feudalisierung etwa bei *Thomson*, *Clermont-de-Lodève*, S. 294 f., 423 f.; zum Vorgang der Differenzierung eines Schichtungssystems als wichtige Bedingung für die Perpetuierung proto-industriellen Wachstums *Pfister*, *Zürcher Fabriques*, S. 199-204.

lung ausstehender Kleinkredite in proto-industrielles Umlaufkapital mit dem Ziel der Sicherung ihrer Bedienung einen wichtigen Ausgangspunkt für die Entstehung ländlicher Zwischenverleger dar. Mit anderen Worten: Wirte, Bäcker und (zum Teil ambulante) Krämer sicherten sich dadurch, daß sie ihre unterbäuerlichen Klienten mit einer gewerblichen Beschäftigung versahen, die Bedienung der jenen gewährten Kredite. In zweiter Linie bot gerade für Bäcker und Wanderhändler die Kombination ihrer angestammten Tätigkeit mit einem proto-industriellen Verlag die Möglichkeit zur Generierung von Skalenerträgen (höhere Erträge auf den Fixkosten des Herumlafens bzw. der Marktfahrten). Schließlich lohnt sich auch ein neuer Blick auf das schon von den Zeitgenossen als ausbeuterischen Mißstand beklagte Trucksystem (Naturalentlohnung): Das wichtigste dabei verwendete Produkt, Brot, wurde oft im Haushalt oder von verwandten Nachbarn des Verlegers produziert, und dessen Einsatz als Zahlungsmittel bot so ein Mittel der Umwandlung von (vielfach weiblicher) Familienarbeitskraft in proto-industrielles Umlaufkapital. Alle diese Ergebnisse deuten darauf hin, daß der Existenz einer unterbäuerlichen Schicht, die auf die alltägliche Versorgung durch eine lokale Marktsphäre angewiesen und angesichts von Proletarisierungserrscheinungen permanent von Kreditunfähigkeit bedroht ist, für die Entstehung eines ländlichen Unternehmertums eine große Bedeutung zukam. Anders ausgedrückt: Möglicherweise war nicht nur die Entstehung der proto-industriellen Arbeitskraft, sondern auch der proto-industriellen Unternehmerschaft systematisch an agrarische Voraussetzungen geknüpft.⁴³

M4 Relative Preise exportierter Manufaktur- und importierter Agrargüter (Terms of trade). Damit die Wachstumsrate eines proto-industriellen Systems stabil bleibt, müssen auch die relativen Preise konstant bleiben und sollten sich insbesondere nicht verschlechtern. Denn wenn die Terms of trade sinken, gehen auch die Realeinkommen der proto-industriellen Arbeitskräfte zurück. Dies führt seinerseits sowohl zu einer Senkung des Bevölkerungswachstums als auch zu einer Verminderung der Neigung, sich Tätigkeiten außerhalb der Subsistenzwirtschaft zuzuwenden (vgl. M2b). Ebenso verursacht eine Verschlechterung der Terms of trade von Manufakturwaren ein Absinken der Profitrate proto-industriellen Kapitals, was zu einer Verminderung von dessen Angebot führt. Da diese Bedingung mindestens konstanter relativer Preise den Export von Manufakturwaren und den Import von Lebensmitteln auf unterschiedliche Weise betrifft, werden diese beiden Themen getrennt behandelt.

M4a Preise exportierter Manufakturwaren. Die Konstanz oder Erhöhung der Preise von exportierten Manufakturwaren setzt eine anhaltende ungesättigte Nachfrage nach denselben voraus. Betrachtet man eine über dem Durchschnitt der Weltwirtschaft liegende Wachstumsdynamik als charakteristisch für proto-industrielle Gebiete, dann erfordert dies eine anhaltende Verschiebung der Nachfragekurve nach außen. Diese kann erstens durch eine externe Steigerung des Einkommens in einem bestimmten Marktraum, wie zum Beispiel einen langfristigen inflationären Zustrom von Edelmetallen, zweitens durch eine räumliche Ausweitung der durch eine Region belieferten Markt sowie drittens durch eine Reduktion der bei der Markterschließung anfallenden Transport- und Transaktionskosten herbeigeführt werden. Von diesen Vorgängen, deren Analyse eine Rückbindung des Proto-Industrialisierungs-

43 Pfister, Zürcher Fabriques, S. 211-241; vgl. auch Ders., Entstehung des industriellen Unternehmertums in der Schweiz, 18.-19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 40, 1997, S. 14-38, hier S. 21-23.

konzepts an die Entstehung der europäischen Weltwirtschaft und des frühmodernen Staats erlaubt, seien die letzteren beiden genauer ausgeführt.⁴⁴

Da technologische Veränderungen als Motor des wirtschaftlichen Wachstums ausgeschlossen sind (vgl. M1), wird die Konkurrenzfähigkeit proto-industrieller Gewerbereiche auf überregionalen Märkten kaum durch die Fähigkeit beeinflusst, technische Neuerungen zu entwickeln oder rasch zu übernehmen. Vielmehr wird die Konkurrenzfähigkeit erstens durch die Größe der bedienten Exportmärkte und die Effizienz des Zugangs zu ihnen (im Hinblick auf Transaktions- und Transportkosten) bestimmt. Diese beiden Variablen werden durch staatliches Handeln einerseits im Hinblick auf den institutionellen Rahmen sowohl der proto-industriellen Produktion als auch des Fernhandels und andererseits im Hinblick auf die Sicherung des Marktzugangs durch strategische Macht und physische Gewalt bestimmt. Die Effizienz staatlicher Protektion im weitesten Sinne erweist sich so als zentrale Variable für proto-industrielles Wachstum. Zweitens hat jedoch auch staatliche Protektion ihren Preis in Form von Steuern und Abgaben seitens der Wirtschaftssubjekte. Um proto-industriellen Produzenten einen Konkurrenzvorteil zu sichern, muß somit staatliche Protektion nicht nur effektiv sondern auch kosteneffizient sein.⁴⁵

Zwei Hauptklassen von Protektionsstrategien sind zu unterscheiden:

(1) *Intervention in Exportmärkten*: Die erste Klasse protektiver Strategien sichert das Bestehen einer ungesättigten Nachfrage nach den Manufakturwaren einer Region durch eine Ausweitung des Markts sowie durch eine Erleichterung des Marktzugangs. Sie umfaßt einerseits die Schädigung möglicher Konkurrenten zur Steigerung von deren Transaktionskosten sowie die Protektion des eigenen Handels gegen von anderen ausgehende Gewalt (Verluste aufgrund von Interventionen feindlicher Staaten, Piraten und Banditen). Andererseits zählt dazu die Bereitstellung grundlegender Dienste für den Transaktionssektor (staatliche Girobank, Börse, Infrastruktur für Transport). Alle diese Maßnahmen tragen zur Senkung von Transport- und Transaktionskosten für die Exporte einer proto-industriellen Region bei, wenigstens relativ zu ihren Konkurrenten, und fördern so eine Markterweiterung oder -vertiefung. Paradebeispiel dieser Klasse protektiver Strategien ist die im 17. Jahrhundert

44 Schrenner, S. 434-441 bezeichnet dieses Thema als eine wichtige »offenen Flanke« des Proto-Industrialisierungskonzepts; vgl. dazu allerdings auch schon Kriedte et al., Industrialisierung vor der Industrialisierung, Kap. 5. - An dieser Stelle überschneidet sich überdies die Proto-Industrialisierungstheorie mit der Debatte über die Rolle der Nachfrage in der industriellen Revolution. Zu grundsätzlichen Stellungnahmen vgl. J. Mokyr, Demand vs. supply in the industrial revolution, in: Journal of Economic History 37, 1977, S. 981-1008; P. O'Brien/S.L. Engerman, Exports and the growth of the British economy from the Glorious Revolution to the peace of Amiens, in: B. Solow (Hg.), Slavery and the rise of the Atlantic system, Cambridge 1991, S. 177-210. Die von Mokyr beiläufig erwähnten (S. 99-101, 107 f., 117, Anm. 36), aber nicht für relevant erachteten Transaktionskosten sowie keynesianische Wachstumsprozesse (Geldversorgung, Erhöhung der Beschäftigung im Marktsektor) erscheinen mir für ein Modell der Proto-Industrialisierung zentral. Beim gegenwärtigen Diskussionsstand unklar bleibt die makroökonomische Rolle von Geschmacksveränderungen, sichtbar in der starken Beschleunigung der Mode im 18. Jahrhundert, die im Bereich der proto-industriellen Unternehmensführung durchaus ihren Niederschlag findet (Übergang der Produktion von Standardprodukten zu auf Bestellung hergestellten batches, des Absatzes vom Besuch großer Messen zu direktem Kundenkontakt, zum Teil schon verbunden mit Werbung). Klassisch dazu N. McKendrick/J. Brewer/J.H. Plumb, The Birth of a Consumer Society. The Commercialization of Eighteenth-Century England, London 1982.

45 Neben institutionenökonomischen Ansätzen (wie Anm. 21) ist diese Passage angeregt durch F.C. Lane, Profits from power. Readings in protection and violence-controlling enterprises, Albany, N.Y. 1979, bes. S. 13, 24 f.

erfolgende Verlagerung des Konkurrenzvorteils in der Wollproduktion von den älteren Zentren des nördlichen Mittelmeerraums zu den nordwesteuropäischen Produzenten.⁴⁶

(2) *Schaffung und Sicherung eines Monopols*: Die zweite Klasse protektiver Interventionen betrifft eher die Seite der Produktion. Die ungesättigte Nachfrage nach Gütern einer Region kann wenigstens unter bestimmten Bedingungen auch durch die Schaffung und Verteidigung von Monopolpositionen erhalten werden. Dies erfordert erstens die Entwicklung eines qualitativ hochwertigen Produktes und zweitens Maßnahmen zur Sicherung einer einheitlichen Qualität und Qualität der Produkte sowie zur Gewährleistung der vertikalen Integration verschiedener Produktionsstadien. Drittens ist die Weitergabe technischen Know-hows an konkurrierende Produzentenregionen durch Industriespionage und Migration zu verhindern. Eine Reihe von früher diskutierten Elementen der Arbeitsorganisation und -kontrolle, angefangen bei Zunft- und Gewerbeordnungen bis hin zur Marktaufsicht und der Kontrolle von Migration, können diesem Protektionsmuster zugeschrieben werden (vgl. M2a).

Diese beiden idealtypischen Varianten der Protektion, unterschieden nach ihrer Ausrichtung auf externe Märkte bzw. auf die gewerbliche Produktion innerhalb einer Region, stellen keine willkürlich zustandekommenden Alternativen dar. Im Gegenteil ist zu vermuten, daß beide Varianten systematisch auf den Charakter der in einer Region hergestellten Manufakturwaren sowie auf die den proto-industriellen Unternehmern zugängliche staatliche Schutzmacht bezogen sind. So ist die zweite Strategiekategorie offensichtlich weder erforderlich noch anwendbar, wenn primär Halbfabrikate (wie z.B. Garn oder Weißtuch) oder andere Güter exportiert werden, zu deren Produktion nur einfache Geräte und wenig Know-how vonnöten sind. Vielmehr läßt sich die zweite Strategiekategorie in erster Linie auf ausgereifte Produktionssysteme anwenden, die mit einem beträchtlichen technischen Aufwand qualitativ hochwertige Güter herstellen. Umgekehrt erfordert die erste Strategiekategorie die Verbindung eines proto-industriellen Produktionszentrums mit einem mächtigen staatlichen Protektor. Für Produzenten, die sich nicht auf einen mächtigen Schutzherrn verlassen können, erscheint eine Wachstumsstrategie, die sowohl auf der Produktion hochwertiger Güter als auch auf der Erhaltung einer Monopolposition durch binnenwirtschaftliche Maßnahmen beruht, beinahe als unerlässlich; es kann davon ausgegangen werden, daß diese Strategie in kleinen Territorien oder Stadtstaaten regelmäßig Anwendung fand. Die Bologneser Seidenproduktion, die bereits im Zusammenhang mit der Funktionalität städtischer Zünfte angesprochen wurde, bildet ein anschauliches Beispiel hierfür.⁴⁷

Nicht nur können proto-industrielle Regionen und die mit ihnen verbundenen Staaten unterschiedliche protektive Strategien einschlagen, vielmehr kann die gewährte Protektion auch unterschiedlich kosteneffektiv sein. Hieraus ergeben sich zwei allgemeine Fragen, die hier zwar angesprochen, aber nicht weiter erörtert werden können: Die erste Frage betrifft das institutionelle Verhältnis zwischen proto-industriellen Unternehmern und Staat, das maß-

46 Vgl. P. Deyon, La concurrence internationale des manufactures lainières aux xvie et xviii siècles, in: *Annales*, E.S.C. 26, 1972, S. 20-32; C.G. Reed, Transaction costs and differential growth in seventeenth century Europe, in: *Journal of Economic History* 33, 1973, S. 177-190; R.T. Rapp, The unmaking of the Mediterranean trade hegemony. International trade rivalry and the commercial revolution, in: *Journal of Economic History* 35, 1975, S. 499-525; J.I. Israel, Dutch primacy in world trade, 1587-1740, Oxford 1989, S. 73-79, 97-101, 211 f., 224-230. Zu ähnlichen Vorgängen in einem gänzlich anderen Kontext s. Pfister, Zürcher Fabriken, S. 170-179.

47 Vgl. Anm. 26 und 27 in M2.a.

geblich die Art und den Preis der gewährten Protektion bestimmt. Zweitens stellt sich vor dem Hintergrund des Fehlens kohärenter ökonomischer Doktrinen während der frühen Neuzeit die Frage nach dem Grad der Rationalität bzw. des Zufalls hinsichtlich der Effektivität der frühneuzeitlichen Wirtschaftspolitik.⁴⁸ Im Extremfall konnte es nämlich dazu kommen - ein gut untersuchtes Beispiel ist die Württemberger Zeugmanufaktur, wo eine niedrige Produktqualität mit einer monopolistischen Strategie kombiniert wurde -, daß aufgrund einer spezifischen Konstellation von Interessengruppen und Staat die für das proto-industrielle Gewerbe maßgeblichen Institutionen *nach* einem anfänglichen Wachstumserfolg ausschließlich zur Erzielung von Renten aus Verfügungsrechten im proto-industriellen Sektor und ohne Effekt im Bereich der Kontrolle von Transaktionskosten aufgebaut wurden. Die Identifizierung von Variablen, die zwischen solchen entwicklungshemmenden und den früher erwähnten wachstumsfördernden Effekten von Institutionen diskriminieren, stellt ein wichtiges Forschungsdesiderat dar.⁴⁹

M4b Preise importierter Nahrungsmittel. Die Verfügbarkeit steigender Importe von Nahrungsmitteln, besonders von Getreide, zu konstanten relativen Preisen setzt die Existenz landwirtschaftlicher Märkte voraus, in denen die vermarktete Gütermenge hochelastisch auf eine steigende Nachfrage reagiert. Vergleichbar einigen Varianten des proto-industriellen Wachstums kann dies gemäß einem »vent for surplus«-Modell erfolgen, durch welches nicht voll ausgenutzte Arbeitskraft und nicht bearbeiteter Boden aktiviert werden.⁵⁰ Weiterhin ist eine ricardische Variante möglich, durch welche die allmähliche Aufgabe von Subsistenzwirtschaft und die Spezialisierung auf kommerzielle Getreideproduktion bei geeigneten naturräumlichen Voraussetzungen zu einem Anstieg der landwirtschaftlichen Faktorproduktivität führen. Schließlich kann aufgrund der Einführung neuer landwirtschaftlicher Techniken (Rotationssysteme, Futterpflanzen, die die Effizienz der Viehzucht und die Dungproduktion heben, etc.) die Faktorproduktivität in Regionen, die sich auf die kommerzielle Getreideproduktion spezialisieren, steigen. Meines Erachtens übersteigt die weitere Analyse dieser Varianten den Rahmen einer Theorie der Proto-Industrialisierung; es reicht, wenn berücksichtigt wird, daß proto-industrielles Wachstum in der Regel von der Entwicklung überregionaler Märkte für Grundnahrungsmittel abhängig ist.

Ein Aspekt erfordert jedoch eine genauere Betrachtung, und zwar derjenige der Transportkosten. Da im Unterschied zu den meisten proto-industriellen Gütern Grundnahrungsmittel häufig sperrig und unhandlich sind, kann der Marktbereich, auf den eine proto-industrielle Region für die Versorgung mit Getreide angewiesen ist, je nach Transportkosten

48 Vgl. dazu die anhaltenden Diskussionen um den Merkantilismus; *L. Gomes*, Foreign trade and the national economy. Mercantilist and classical perspectives, New York 1987; *L. Magnussen*, Mercantilism. The shaping of economic language, London 1993. Eine immer noch maßgebliche ältere Studie, die sich explizit den beiden aufgeworfenen Fragen widmet, ist *H. Kisch*, Die Textilgewerbe in Schlesien und im Rheinland. Eine vergleichende Studie zur Industrialisierung (mit einem Postskriptum), in: *Kriedte et al.* Industrialisierung vor der Industrialisierung; *Ders.*, Die hausindustriellen Textilgewerbe, S. 350-386, hier Kap. 2.

49 *Ogilvie*, State corporatism, Kap. 9, 10, S. 449-451, 454 f., 463-475. Während die Studie unzweifelhaft eine der ganz wenigen Arbeiten ist, die das konkrete Funktionieren von Institutionen im proto-industriellen Bereich in ihrem konkreten Vollzug detailliert nachzeichnen kann, scheint mir die *generelle* Aberkennung von proto-industrielles Wachstum fördernden Eigenschaften frühneuzeitlicher Institutionen vor dem Hintergrund weiterer, hier an anderen Stellen angeführten Untersuchungen sehr problematisch.

50 *S.P.S. Ho*, Protoindustrialisation, profotofabrique et désindustrialisation. Une analyse économique, in: *Annales*, E.S.C. 39, 1984, S. 882-895, hier S. 885-887 bietet ein solches Modell.

räumlich stark begrenzt sein. Wegen geographischer Hindernisse und relativ schlechter Transportnetze waren die Transportkosten in vielen Gebieten des europäischen Kontinents recht hoch. In den Niederlanden und Großbritannien hingegen entwickelte sich seit dem 17. Jahrhundert auf der Basis eines dichten Netzes von Häfen, Kanälen und Überlandstraßen eine Verkehrsinfrastruktur, die eine wachsende Zirkulation zu tiefen Kosten bewältigen konnte. Hohe Transportkosten können demgegenüber als Grund für die Tatsache angesehen werden, daß die Proto-Industrialisierung in weiten Teilen Kontinentaleuropas im Rahmen eines sogenannten Bifurkationsprozesses ablief. Dieser betrifft zwei benachbarte Regionen mit gegensätzlichen Faktorausstattungen, die sich in einem Prozeß der komplementären Spezialisierung im Hinblick auf den Austausch landwirtschaftlicher Güter, Arbeitskräfte und gewerblicher Erzeugnisse gegenseitig ergänzten. Dies bedeutet, daß proto-industrielles Wachstum in einer Situation mit hohen Transportkosten auf Zonen begrenzt war, die in der Nachbarschaft anderer Regionen lagen, welche die Möglichkeiten der Spezialisierung auf kommerzielle Kornproduktion hatten.⁵¹

II. Diskussion

Zusätzlich zur vorausgegangenen Darstellung des Modells proto-industriellen Wachstums beleuchtet dieser Abschnitt einige weiterführende Fragen sowie Unterschiede zu älteren Konzeptionen der Proto-Industrialisierung.

DI Technologie. Wie erwähnt, nimmt das Modell zwar an, daß die Technologie im Verlauf eines proto-industriellen Wachstumsprozesses konstant bleibt und keinen eigentlichen Wachstumsmotor darstellt, doch bedeutet dies keineswegs, daß die Technologie überhaupt keine Rolle spielt. Erstens unterscheiden sich die verschiedenen Industriereviere hinsichtlich des Niveaus ihrer Technologie und weisen somit eine unterschiedliche Faktorproduktivität auf: Einige Gebiete waren auf das Spinnen und Weben von Leinen und andere auf die Herstellung von Seidenstoffen spezialisiert - Tätigkeiten, die mit verschiedenen Technologien und Produktivitätsniveaus einhergehen. Im Vorausgegangenen ist gezeigt worden, daß sowohl das Wachstumsmuster der proto-industriellen Arbeiterschaft (M2b), die Organisation der Produktion (allfällige Rolle von Handwerkszünften, M2a; Möglichkeit des Einsatzes von Zwischenverlegern; M2c), als auch die angemessene Strategie staatlicher Protektion mit dem Niveau der Faktorproduktivität in Beziehung stehen (M4a). Auch wenn technologische Veränderungen keinen ständigen Motor proto-industriellen Wachstums darstellen, so ist doch der anfängliche Strukturbruch, der zur Einführung einer bestimmten Technologie führt, von zentraler Bedeutung, wenn man den spezifischen Entwicklungsweg einer proto-industriellen Strukturperiode verstehen will.

Zweitens können sich Veränderungen der Produktionsfunktion aus der Reaktion der Unternehmer auf das in den späteren Phasen eines proto-industriellen Entwicklungspfad sinkende Wachstum ergeben. Innerhalb des vorliegenden Modells signalisieren diese Veränderungen den Übergang zwischen zwei verschiedenen proto-industriellen Strukturperioden. Wie bereits erläutert, sinken die Profitraten während der späteren Phasen eines proto-industriellen Wachstumsprozesses aufgrund größenabhängiger Transaktionskosten. Es können nun zwei gegensätzliche Strategien, die beide wenigstens die Profitraten stabil halten und die beide eine Verlagerung der Produktionsfunktion bedeuten, beobachtet werden. Die eine

⁵¹ Das Bifurkationsmodell wurde entwickelt von Jones, a. a. O., und Mendels, *Seasons and Regions*; eine ausführlichere Diskussion in Pfister, *Protoindustrialisierung und Landwirtschaft*, S. 76-80.

Strategie betrifft vor allem die organisatorische Ebene, während die andere stärker auf die Veränderung der Technologie ausgerichtet ist.⁵²

Erstens können Unternehmer versuchen, organisatorische Hierarchien zu verflachen und/oder die Umlaufzeit des Kapitals zu verkürzen. Der einfachste Weg zur Realisierung dieser Ziele ist der Übergang zu neuen Organisationsformen der Produktion, indem man zum Beispiel vom Kaufsystem zu einem Verlagssystem übergeht oder indem letzteres durch eine zentrale Manufaktur oder eine Prototypfabrik ersetzt wird. Eine solche Verschiebung ist in der Regel mit einem Anstieg der Stücklöhne oder Zeitlöhne verbunden, um die Opportunitätskosten auszugleichen, die durch die Verringerung der Flexibilität der Arbeitsallokation auf Seiten der Arbeitskräfte entstehen. Weiterhin impliziert der fragliche Vorgang eine steigende Kapitalintensität, sowohl was Umlaufkapital als auch materielles Kapital betrifft.⁵³ Wegen steigender Arbeitskosten bzw. Kapitalintensität muß eine solche Bewegung von einer Verlagerung der Produktpalette hin zu Produkten mit höherer Wertschöpfung verbunden sein. Konkret schlug sich ein derartiger Vorgang darin nieder, daß entwickelte proto-industrielle Regionen einfachere Produktionsstadien, wie etwa das Spinnen, aufgaben, diese sich in jüngere, kleinere Produktionsräume verlagerten und die erste Region sich zunehmend auf wertschöpfungsintensivere Produktionsstadien (Weben von schweren Tuchen, Finissage wie Färben, Drucken, etc.) konzentrierte.⁵⁴ Der Übergang zu einer wertschöpfungsintensiveren Produktion konnte somit einen Puffer gegen die Auswirkungen größenabhängiger Transaktionskosten darstellen, mündete aber letztlich in den Übergang zu einer neuen proto-industriellen Strukturperiode.

Zweitens impliziert die Konzentration arbeitsintensiver Produktionsabläufe in zentralen Eigenbetrieben von Unternehmern die Beseitigung der Situation, die das Problem der größenabhängigen Transaktionskosten verursacht (d.h. die räumliche Zerstreuung der Arbeitskraft). Durch den factorsparenden Effekt einer Mechanisierung wird allenfalls sogar die Finanzierung von größenabhängigen Transaktionskosten in anderen Produktionsstadien erleichtert (z.B. der Weberei). Das Paradebeispiel für einen solchen Vorgang ist natürlich die Mechanisierung der Baumwollspinnerei gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Da das vorliegende Modell Vorgänge, die eine Faktorsubstitution beinhalten, ausschließt, weicht diese zweite Strategie deutlich vom Pfad des proto-industriellen Wachstums ab und bahnt dem Übergang zur Industrialisierung den Weg.

D2 Der Übergang zur Industrialisierung. Auf der einen Seite kann die Proto-Industrialisierung, wenigstens wenn sie mit Proletarisierungsvorgängen verbunden ist (vgl. M2b), zum Entstehen eines industriellen Arbeitsangebots beitragen.⁵⁵ Andererseits besteht ein wichtiges Ergebnis des hier vorgelegten Modells darin, daß ein proto-industrieller Wachstumsprozeß

52 Die umfassendste und systematischste Diskussion dieser Strategien bleibt *Kriedte et al.*, *Industrialisierung vor der Industrialisierung*, Kapitel 4.

53 Der Übergang von einem Kaufsystem zu einem Verlagssystem erfordert einen Anstieg des zirkulierenden Kapitals, da der Verleger die Arbeiter mit Rohmaterialien oder Halbfabrikaten, manchmal sogar mit Werkzeugen ausstattet. Die Zentralisierung der Produktion erfordert Kapital in Form von Gebäuden, Werkzeugen, oder einfachen Maschinen.

54 Vgl. das Beispiel in *Pfister*, *Zürcher Fabriques*, S. 124-138.

55 *Mendels*, *Des industries rurales*, S. 993; ein elaboriertes Modell des Übergangs zur Industrialisierung, das sowohl den technologischen Wandel, das aus der proto-industriellen Entwicklung herrührende Arbeitsangebot als auch verschiedene agrarstrukturelle Determinanten des Arbeitsangebots berücksichtigt, bei *J. Mokyr*, *Growing-up and the industrial revolution in Europe*, in: *Explorations in Economic History* 31, 1976, S. 376-396.

keineswegs als »erste Phase der Industrialisierung«⁵⁶ betrachtet werden kann, sondern daß dem proto-industriellen Wachstum strukturimmanente Stagnationstendenzen innewohnen. Diese hängen mit größenabhängigen Transaktionskosten (M2c), mit im Verlauf des proto-industriellen Entwicklungsprozesses attraktiver werdenden alternativen Kapitalanlagen (M3) sowie allenfalls mit der Enge überregionaler Märkte (sowohl für landwirtschaftliche Güter als auch für Manufakturwaren; M4) zusammen. In den frühen Pionierregionen ergab der Übergang zur Industrialisierung meistens aus einem erfolgreichen Entgegenwirken gegen solche inhärenten Stagnationstendenzen proto-industriellen Wachstums, insbesondere gegen steigende Transaktionskosten im Produktionsbereich.⁵⁷

Doch erfolgt dieser Übergang empirisch gesehen, wie schon früher erwähnt, keineswegs automatisch; ob eine proto-industrielle Region den Übergang zur Industrialisierung vollzieht oder nicht ist offen, und der effektiv vollzogene Entwicklungsweg bedarf der Erklärung. Das vorliegende Modell bietet hierzu wenigstens zwei Hypothesen an: Erstens werden größenabhängige Transaktionskosten erst während der späteren Phasen eines proto-industriellen Wachstumspfads zum Problem, und das Erkennen und Verstehen dieser Kosten erfordert die Existenz von Unternehmern, die aufgrund ihrer starken Involvierung in den Produktionsprozeß die nötigen Erfahrungen und Kenntnisse erworben haben, um angemessene Gegenmaßnahmen ergreifen zu können. Der Übergang erfolgt so vor allem in proto-industriellen Regionen, die aufgrund ihrer Größe überhaupt mit dem Problem größenabhängiger Transaktionskosten konfrontiert sind und gleichzeitig eine hohe organisatorische Komplexität entwickelt haben.⁵⁸

Zweitens bietet eine wirtschaftliche und soziale Umgebung, in der die Landwirtschaft und die staatliche Bürokratie keine attraktiven Alternativen zur Investition in den proto-industriellen Sektor anbieten, einen größeren Anreiz, Auswege aus der Stagnation zu finden, die sich am Ende einer proto-industriellen Wachstumsperiode abzeichnet, anstatt sich aus der Proto-Industrie zurückzuziehen (vgl. M3). Eine schwach ausgebildete feudale Wirtschaft und eine große geographische oder soziale Distanz zu staatlichen Herrschaftsinstanzen schaffen somit eine Umgebung, die ein Muster von aufeinanderfolgenden Perioden proto-industriellen Wachstums fördert, das schließlich in die Industrialisierung mündet.

D3 Proto-Industrialisierung und Makroformationen: Wie erwähnt vertraten Kriedte et al. ursprünglich zum Teil die Vorstellung, bei der Proto-Industrialisierung handle es sich um eine eigenständige Übergangsformation in der Entwicklung vom Feudalismus zum Kapitalismus. Die spätere Forschung hat - abgesehen von der Kritik - diese Vorstellung kaum aufgegriffen, und Kriedte et al. sind in neueren Äußerungen nicht mehr darauf zurückgekommen.⁵⁹ Bedeutet dies, daß ein Nachdenken über die Beziehungen zwischen der Proto-Industrialisierung und gesellschaftlichen Makroformationen irrelevant ist? Auch wenn hier

56 So der paradigmatische Untertitel von *Mendels*, Proto-industrialization; siehe auch *Ders.*, *Des industries rurales*, S. 993 f.

57 Dies ein Konsens, der weit über die Forschungsliteratur zur Proto-Industrialisierung hinausreicht; *Mendels*, *Des industries rurales*, S. 993; *D. Landes*, *Der entfesselte Prometheus. Technologischer Wandel und industrielle Entwicklung in Westeuropa von 1750 bis zur Gegenwart*, Köln 1973, S. 65-69; *North*, *Theorie des institutionellen Wandels*, S. 172-174.

58 Ähnlich argumentiert *S. Pollard*, *Regional markets and national development*, in: *Berg*, *Markets and Manufactures*, S. 29-56, hier S. 44-46.

59 Vgl. *Kriedte et al.*, *Sozialgeschichte in der Erweiterung*.

dezidiert ein Modell regionalen proto-industriellen Wirtschaftswachstums vorgelegt wird, meine ich, daß diese Frage keinesfalls zu bejahen ist.

Die dominierende Makroformation der Frühen Neuzeit war natürlich die entstehende europäische Weltwirtschaft. Der Handelskapitalismus in der Form von Handelsimperien stellte dabei das übergeordnete Organisationsprinzip dar.⁶⁰ Regionales proto-industrielles Wachstum bildete klar nur eine Unterkategorie dieser Makroformation, insofern als proto-industrielle Regionen in ihrer Gesamtheit als ein in sich segmentär differenziertes Subsystem der europäischen Weltwirtschaft fungierten. Zudem war die Proto-Industrialisierung mit Vorgängen verknüpft, die sich innerhalb der Weltwirtschaft als Ganzem abspielten. Dazu gehören die langfristige Verschiebung der Nachfragekurve nach außen durch einen Zufluß von Edelmetallen sowie die zur Bildung der Weltwirtschaft komplementäre Entfaltung eines Staatensystems, für dessen Konsolidierung Wirtschaftspolitiken, die Transaktionskosten des proto-industriellen Sektors regulieren, eine bedeutende Rolle spielten (vgl. M4a).⁶¹

Soweit bestimmte staatliche Protektionsstrategien zur Regulierung proto-industrieller Transaktionskosten auf den Einsatz äußerer Gewalt abhoben, war schließlich regionales proto-industrielles Wachstum mit der Entwicklung einer ganz speziellen Industrie verknüpft, nämlich der Waffenindustrie. Es besteht ein gewisser Konsens darüber, daß in den ersten zwei Jahrhunderten der frühen Neuzeit eine sogenannte »militärische Revolution« stattfand. Diese umfaßte sowohl organisatorische als auch technologische Neuerungen.⁶² Die betroffenen Industrien (vor allem die Metall- und Schiffbauindustrie) waren durch die blanke Notwendigkeit, das physische Überleben zu sichern, gezwungen, technologische Neuerungen rasch zu übernehmen und organisatorische Strukturen zu entwickeln, die die Produktion großer Volumen gemäß Kundenspezifikationen erlaubte. Während vor dem späten 18. Jahrhundert so die Verbreitung von Innovationen im Textilgewerbe - entsprechend der postulierten relativen Trägheit der proto-industriellen Technologie - oft Jahrhunderte dauern konnte (Beispiele sind das Spinnrad oder der Mehrfach-Bandwebstuhl), dauerte die Diffusion neuer Technologien in der Waffenproduktion nach ca. 1600 oft nur noch wenige Jahrzehnte.⁶³ Mit einem Wort: Wenigstens einige Segmente der Waffenindustrie folgten vermutlich einer »modernen« industriellen Logik, die mit dem hier entwickelten Proto-Industrialisierungskonzept nicht zu fassen ist. Die Funktionslogik der frühneuzeitlichen Weltwirtschaft, d.h. ihre institutionelle Regulierung durch ein kompetitives Staatensystem, bildete damit sowohl eine konstitutive Rahmenbedingung proto-industriellen Wachstums, erforderte aber gleichzeitig von diesem Muster abweichende industrielle Strukturen.

60 Die grundlegenden Arbeiten für Untersuchungen der frühneuzeitlichen Weltwirtschaft sind *I. Wallerstein, The modern world-system*, 3 Bde., New York 1974-1989, sowie *Braudel*, Bd. 3; s. außerdem die nützliche Essaysammlung in *Tracy*.

61 Im Unterschied zu einem Weltreich ist die institutionelle Strukturierung durch ein kompetitives Staatensystem ein konstitutives Element einer Weltwirtschaft; vgl. *C. Chase-Dunn, Interstate system and capitalist world economy. One logic or two?*, in: *International Studies Quarterly* 25, 1981, S. 19-42.

62 *G. Parker, Die Militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500-1800*, Frankfurt 1990.

63 Hinweise ebenda, S. 26-45; vgl. auch nochmals *Coleman, Textile growth*, S. 5-7; *Ders., Proto-industrialization*, S. 443 f.

III. Schluß

Die Absicht dieses Essays besteht darin, ein einfaches Modell proto-industriellen Wachstums zu entwickeln, das zahlreiche, auf den ersten Blick widersprüchliche Ergebnisse zu unterschiedlichen Aspekten der Proto-Industrialisierung, wie sie in der Forschung der letzten zwei Jahrzehnte erarbeitet worden sind, in einen in sich einigermaßen geschlossenen theoretischen Rahmen einbettet. Um Mißverständnissen vorzubeugen soll betont werden, daß ein solches Modell nicht für sich beanspruchen kann, die historische »Realität« konkreter Proto-Industrialisierungsvorgänge zu beschreiben. Ein analytisches Modell muß vielmehr versuchen, die grundlegenden Variablen zu identifizieren, die Unterschiede zwischen den Entwicklungspfaden verschiedener proto-industriellen Regionen erklären können. Auf diese Weise dient es als ein Werkzeug, das es ermöglicht, beim Herangehen an eine Fallstudie die relevanten Fragen zu stellen und hinterher deren Ergebnisse in einen vergleichenden Kontext einzuordnen. Entsprechend scheint mir die Arbeit an einer Theorie der Proto-Industrialisierung unerläßlich, um die mittlerweile zahlreich erschienenen und weiter erscheinenden Studien zur regionalen Gesellschaft und Wirtschaft von Gewerberegionen überhaupt sinnvoll in einen allgemeinen Fachdiskurs einzubetten und so auch den Proto-Industrialisierungsbegriff als griffiges analytisches Konzept aufrechtzuerhalten und weiterzuentwickeln.

Ländliches Gewerbe im Sog der Proto-Industrialisierung? Ostschwaben als Textillandschaft zwischen Spätmittelalter und Moderne

Von Rolf Kießling (Augsburg)

Summary

The article deals with long-range developments in the textile-producing region 'East Swabia' (between the Alps and the rivers, Danube, Iller, and Lech) from the sixteenth century until the beginning of the nineteenth century, with particular attention to the political framework of territorial regulation and the rural guilds as corporative organs. The notable shifting of textile trade from urban to rural regions led, after the crisis of the seventeenth century, to a revival in different parts of East Swabia, where production ranged between the poles of traditional linen weaving and innovative cotton-finishing. This development coincided with an increasing economic engagement on the part of the rulers, who adopted mercantilistic policies in support of commerce, especially during the eighteenth century, that extended beyond territorial boundaries and restricted the once dominant role of the free Imperial cities. It also coincided, during the seventeenth century, with initiatives on the part of rural weavers in the lesser territories to preserve access to urban markets and to distinguish themselves from competitors. The founding of rural guilds demonstrates, thereby, a very flexible adaptation to local conditions of production, in which may be seen both a professionalization in imitation of urban corporations as well as characteristics of modern production cooperatives. The demographic findings, such as the introduction of various weaving organizations into rural society hardly shows signs of a detachment from agricultural subsistence, although the dynamic of the region reflected intensified market relations. Taken together, we see a very complex system, in which the stabilization of structures, forming since the sixteenth century, combine with proto-industrial tendencies.

Als im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhundert die Allgäuer Städte eine Serie von Weberunruhen erlebten - angefangen von Isny 1580 und erneut 1597/98,¹ dann Memmingen 1607,² Kempten 1614/16,³ Leutkirch 1618/20⁴ - eskalierte ein Konflikt, der bereits seit geraumer Zeit das Textilrevier in Schwaben bestimmte:⁵ Die städtischen Weberzünfte standen gegen ihre Kaufleute, die fremde Ware importierten und vor Ort lediglich noch veredeln (Bleichen, Färben, Appretieren) ließen. Die Abwehrhaltung der städtischen Weberschaften gegen Marktmechanismen, die ihr eigenes Auskommen in Frage stellten, entzündete sich dabei an zwei konkreten Punkten: Auf der einen Seite galt sie dem seit den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts in zunehmendem Maße aus Sachsen, Schlesien und Westfalen eingeführten billigeren Leinen, zum anderen der regionalen Konkurrenz der Landweber. Auch

1 Th.M. Safley, Production, Transaction, and Proletarianization: The Textile Industry in Upper Swabia 1580-1660 in: Ders./L.N. Rosenband (Ed.), The Workplace before Factory. Artisans and Proletarians, 1500-1800, Ithaca 1993, S. 118-145, hier S. 136-144.

2 R. Huber-Sperl, Memmingen zwischen Zunft Handwerk und Unternehmertum. Ein Beitrag zur reichsstädtischen Gewerbegeschichte 1648-1802 (Memminger Forschungen, Bd. 5), Memmingen 1995, S. 76-78.

3 W. Petz, Zweimal Kempten. Wirtschaftliche, soziale und konfessionelle Aspekte einer Doppelstadt (1694-1836), Diss. Augsburg 1996, S. 179, z. Zt. im Druck unter dem Titel: Zweimal Kempten - Geschichte einer Doppelstadt (1694-1836) (Schriften der Phil. Fakultäten der Universität Augsburg, Bd. 54), München 1998.

4 [N.] Kümmerlen, Die Leinenweberei Leutkirchs, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1902, S. 135-176, hier S. 155.

5 E. Schremmer, Handel und Gewerbe bis zum Beginn des Merkantilismus, in: M. Spindler (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. III/2 [Schwaben], München 1971, S. 1073-1100, hier S. 1079 f., 1085 f.

wenn die Auseinandersetzungen unter dem Druck der Weberzünfte zunächst zu deren Gunsten entschieden wurden, blieb die Grundproblematik erhalten, und die Gegensätze flackerten bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert immer wieder auf, wobei durchaus unterschiedliche Lösungsstrategien zu verfolgen sind: In Kempten⁶ wurde 1708/11 mit der Auflage einer Akzise für Importe zunächst ein Kompromiß gefunden, anschließend der Weberschaft auch mit Darlehen unter die Arme gegriffen, während die Kaufleute weiter auf eine Liberalisierung des Marktes setzten, d.h. statt der eigenen städtischen Produktion die Veredelung und Vermarktung fremder Ware favorisierten - der Rückgang des städtischen Gewerbes ließ sich nicht aufhalten. In Memmingen⁷ gestaltete sich der Verlauf ganz ähnlich, während Augsburg⁸ und abgeschwächt Kaufbeuren⁹ ihre Weber eher vor der Konkurrenz schützten, sich aber auch mit der Herstellung von Bombassin und Kattun der gewandelten Nachfrage stellten, womit freilich die Konflikte lediglich in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts verschoben wurden.

Die Allgäuer Unruhen sind somit trotz ihre zeitlichen Verdichtung Ausdruck eines Strukturwandels, der sich im ostschwäbischen Textilrevier insgesamt langfristig vollzog. Die ersten Proteste der städtischen Weberzünfte gegen die Landware datieren bereits Anfang des 15. Jahrhunderts¹⁰ und ziehen sich bis zu den Augsburger Unruhen von 1794 hin.¹¹ Immerhin erscheint mit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert eine neue Stufe erreicht; damals ging die Aufschwungphase des 'langen 16. Jahrhunderts' zu Ende und damit bröckelte die fast durchgängige Expansion des städtischen Gewerbes ab, ehe der Dreißigjährige Krieg seit den späten 20er Jahren mit Pest und Truppendurchzügen einen tiefen Einbruch auch für das Textilgewerbe nach sich zog. Wenn sich seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Erholung einstellte, so stand sie weitgehend insofern unter neuen Vorzeichen, als das 'Land' nun seinerseits in der Produktion das Übergewicht beanspruchen konnte und die bis dahin dominierenden Reichstädte bzw. ihre Weberzünfte endgültig in die Defensive drängte.

Diese summierende Rekapitulation stellt Ostschwaben in die Reihe der Textillandschaften von europäischem Rang,¹² deren Strukturwandel Gegenstand des Theorems der 'Proto-Indu-

6 Petz, Kempten, S. 184-194.

7 Huber-Sperl, Memmingen, S. 80-85.

8 C.-P. Clasen, Die Augsburger Weber. Leistungen und Krisen des Textilgewerbes um 1600 (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 27), Augsburg 1981; Ders., Textilherstellung in Augsburg in der frühen Neuzeit, 2 Bde., Augsburg 1995.

9 F. Junginger, Geschichte der Reichsstadt Kaufbeuren im 17. und 18. Jahrhundert, Diss. München 1965, S. 66-84.

10 R. Kießling, Stadt und Land im Textilgewerbe Ostschwabens vom 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: N. Bulst/J. Hooch/F. Irsigler (Hg.), Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft. Stadt-Land-Beziehungen in Deutschland und Frankreich 14. bis 19. Jahrhundert, Trier 1983, S. 115-137; Ders., Die Stadt und ihr Land. Umlandpolitik, Bürgerbesitz und Wirtschaftsgefüge in Ostschwaben vom 14. bis ins 16. Jahrhundert (Städteforschung A 29), Köln 1989.

11 Zuletzt C.-P. Clasen, Streiks und Aufstände der Augsburger Weber im 17. und 18. Jahrhundert (Studien zur Geschichte des Bayerischen Schwaben, Bd. 20), Augsburg 1993, S. 231-319.

12 Vgl. W. von Stromer, Gewerbereviere und Protoindustrien in Spätmittelalter und Frühneuzeit, in: H. Pohl (Hg.), Gewerbe- und Industrielandschaften vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert (VSWG Beiheft 78), Stuttgart 1986, S. 39-111, hier S. 63-70; K.H. Kaufhold, Gewerbelandschaften in der frühen Neuzeit (1650-1800), in: ebd., S. 112-202, hier S. 143-145.

strialisierung¹³ ist. Ohne die inzwischen erlangte Vielfältigkeit der Einschätzungen in der Diskussion um die verschiedenen Teilphänomene und ihren Stellenwert in einem umfassenden integrativen 'Modell' im einzelnen aufnehmen zu wollen,¹⁴ sollen im folgenden an diesem Fallbeispiel zwei Aspekte genauer verfolgt werden, die ursprünglich aus dem theoretischen Konzept ausgeklammert wurden, in den letzten Jahren aber (wieder) stärker ins Blickfeld der Analyse getreten sind: die politisch-herrschaftlichen Rahmenbedingungen und die Rolle der korporativen Organe.¹⁵ Hatte sich tatsächlich im kaufmännischen Verhalten das Marktprinzip durchgesetzt und vor allem mit der Ausschöpfung des ländlichen Arbeitskräftepotentials gegenüber den institutionell operierenden und damit 'rückwärts' gerichteten Kräften der städtischen Zünfte bzw. Grundherrschaften und Territorien den Transformationsprozeß entscheidend bestimmt und damit getragen? Welche Rolle spielten adelige und geistliche Herrschaftsträger der Region, zumal wenn man zu berücksichtigen hat, daß auch auf dem Land das zünftische Element sich als eigenständiger Faktor formierte?¹⁶ Inwieweit ist ihnen jeweils eine fördernde bzw. hemmende Wirkung für die Gesamtentwicklung zuzuschreiben? Dabei erscheint es wichtig, das Beobachtungsfeld zeitlich bis ins 16. Jahrhundert auszuweiten, um nicht vorschnell in der Phase des 17./18. Jahrhunderts qualitative Veränderungen zu konstatieren.

Ostschwaben erscheint für diese Fragen insofern als eine besonders geeignete Untersuchungsregion,¹⁷ als hier zwei wichtige Voraussetzungen vorlagen: Zum einen hatte sich bereits seit dem 13. Jahrhundert eine Textil-Gewerbelandschaft ausgebildet, deren Kontinuität bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts andauerte, wenn auch nicht ohne Brüche und Verschiebungen in der Produktion und Organisation. Andererseits war hier bis zum Ende des Alten Reiches durchgängig eine 'offene' politische Struktur gegeben, so daß der Prozeß territorialer Verdichtung nur bis zu einem lockeren Herrschaftsgefüge vorstieß. Das fehlende Dach eines frühmodernen Flächenstaates konservierte eine „politische Kleinkammerung“¹⁸ mit einer Vielzahl adeliger und kirchlicher Herrschaften, die eine sehr unterschied-

13 Dazu grundlegend P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Lande in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1978.

14 Es sei nur auf die jüngsten Publikationen verwiesen: P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, *Sozialgeschichte in der Erweiterung - Proto-Industrialisierung in der Verengung? Demographie, Sozialstruktur, moderne Hausindustrie: eine Zwischenbilanz der Proto-Industrialisierungs-Forschung*, In: *Geschichte und Gesellschaft* 18, 1992, S. 70-87, 231-255; M. Cerman/Sh. C. Ogilvie (Hg.), *Proto-Industrialisierung in Europa. Industrielle Produktion vor dem Fabrikzeitalter*, Wien 1994; D. Ebeling/W. Mager (Hg.), *Protoindustrie in der Region. Europäische Gewerbelandschaften vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 9)*, Bielefeld 1997.

15 Dies betont insbesondere der Beitrag von Sh. C. Ogilvie, *Soziale Institutionen, Korporatismus und Protoindustrie. Die Württembergische Zeugmacherei (1580 bis 1797)*, in: *Ebeling/Mager, Protoindustrie in der Region*, S. 105-138.

16 Daß die Rolle der Landzünfte bisher nicht ausreichend behandelt wurde, stellt auch fest W. Reininghaus, *Gewerbe in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 3)*, München 1990, S. 71 f.

17 Die folgenden Überlegungen basieren auf einem seit einigen Jahren an meinem Lehrstuhl laufenden Forschungsprojekt zum Problemfeld der 'Proto-Industrialisierung' in Ostschwaben; darin eingebunden ist eine Dissertation von Anke Sczesny, die vor dem Abschluß steht. Für eine Reihe von Hinweisen und die kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich meinen Mitarbeiterinnen Anke Sczesny und Sabine Ullmann.

18 Diesen Begriff, der gegenüber der früheren negativen Bewertung als 'Zersplitterung' sehr viel besser geeignet erscheint, prägte F. Quarthal, *Historisches Bewußtsein und politische Identität. Mittelalterliche Komponenten*

liche graduelle Durchdringung erfahren.¹⁹ Diese 'Offenheit' war besonders ausgeprägt in der Markgrafschaft Burgau zwischen Augsburg, Ulm und Memmingen, einem typischen *territorium non clausum*, dessen Landeshoheit in der Hand des Hauses Habsburg nur sehr schwach ausgebildet war und den sog. *Insassen* ein hohes Maß an eigenen politischen Spielräumen überließ.²⁰ Damit schien die Region optimale Voraussetzungen für die Durchsetzung der von den Reichsstädten ausgehenden wirtschaftlichen Erschließung des 'flachen Landes' zu bieten, eine potente kaufmännische Oberschicht verfügte über eine ökonomische Überlegenheit in strategisch-organisatorischer Hinsicht wie in der Akkumulation des nötigen Kapitals, um die Steuerung in der Hand zu behalten. Als Ausgangspunkt bzw. Endpunkt der folgenden Überlegungen seien die Schnitte um 1500 und 1800 gewählt, um die Veränderungen zu erfassen und zu gewichten, wobei davon ausgegangen wird, daß die spätmittelalterlichen Strukturen bis ins 16. Jahrhundert weiterwirkten.²¹

I.

An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert war das schwäbische Textilrevier noch eindeutig von den (Reichs-)Städten bestimmt. Dieses Bild hatte schon Hektor Ammann entworfen, als er die Ausdehnung des spätmittelalterlichen oberschwäbischen Leinenreviers damit bestimmte, daß er nach den beteiligten Städten fragte;²² ihm folgte prinzipiell Wolfgang von Stromer mit seiner Analyse der Innovation des Barchent im 14. und 15. Jahrhundert.²³ Tatsächlich zeigt eine detaillierte Aufarbeitung der Stadt-Land-Beziehungen die Dominanz der Reichsstädte, als die Produktion noch weitestgehend auf den Ressourcen der Region selbst aufbaute:²⁴ Sie war vom einheimischen Flachsanzbau getragen - wenn auch durch den Import der Baumwolle aus dem Mittelmeerraum ergänzt; weder der Import von Flachsgarn noch von Rohware aus anderen Produktionsrevieren beeinflusste bis dahin Produktion und Absatz. Die Städte konnten die Zentralität über die städtische Schau noch ausschließlich für sich beanspruchen, verfügten zudem über die nötigen 'Proto-Industrieanlagen' von Bleichen, Walken, Färbereien, um die Rohware zu veredeln, und das Handelskapital der bürgerlichen Kaufleute und Verleger vermittelte die Einbindung in die überregionalen Märkte. Diesen städtischen Zentren war das jeweilige Um- und Hinterland als Ergänzungsgebiet zugeordnet: die Herstellung von Flachs und Garn für die städtischen Märkte, aber auch bereits die Ferti-

im Selbstverständnis Oberschwabens, in: P. Eitel/E.L. Kuhn (Hg.), Oberschwaben. Beiträge zu Geschichte und Kultur, Konstanz 1995, S. 15-100, hier S. 51-54.

19 Vgl. dazu A. Layer, Die territorialstaatliche Entwicklung bis um 1800, in: M. Spindler (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. III/2 [Schwaben], München 1971, S. 947-1040; W. Zorn/K.-L. Ay, Die Territorien Schwabens 1802, in: P. Fried u.a. (Hg.), Historischer Atlas von Bayerisch-Schwaben, 2. Aufl. 1. Liefg., Augsburg 1982, Karte VI.1.

20 Vgl. W. Wüst, Günzburg (Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben, Heft 13), München 1983, S. 29-103.

21 Vgl. zur Entwicklung bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts R. Kießling, Oberschwaben - eine offene Gewerbelandschaft. Wirtschaftliche Entwicklungen und Republikanismus, in: P. Blickle (Hg.), Vergessene Traditionen des Republikanismus in Oberschwaben, Tübingen 1998 [im Druck]. Die dort ausgeführten Aspekte seit dem Spätmittelalter verstehen sich als Grundlage und zeitlicher Vorspann des vorliegenden Beitrages und sollten ergänzend einbezogen werden.

22 H. Ammann, Die Anfänge der Leinenindustrie des Bodenseegebietes, in: Alemannisches Jahrbuch 1953, S. 252-313.

23 W. von Stromer, Die Gründung der Baumwollindustrie in Mitteleuropa. Wirtschaftspolitik im Spätmittelalter (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 17), Stuttgart 1978.

24 Dazu ausführlich Kießling, Die Stadt und ihr Land, S. 733-741.

gung von Rohware für städtische Auftraggeber bzw. zur Vorlage auf der zentralen Schau und zum Verkauf an die Handelsgesellschaften. Aufgrund der labilen Kräfteverhältnisse innerhalb der Städte zwischen den kaufmännischen Ratsoligarchien und den gewerblichen Zünften konnten die Weber ihren Anspruch auf ein Produktionsmonopol prinzipiell behaupten, denn im Laufe des 15. Jahrhunderts war es ihnen weitgehend gelungen, das 'Land' auf die Rolle der Zulieferung zu reduzieren, wodurch die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land festgeschrieben wurde. Als Angelpunkt und Kompromißlösung hatte sich dabei das Zwischenprodukt der *Wepfen* herauskristallisiert - d.h. das nach den Normen der Exportware gezettelte Kettgarn -, mit dem die Rolle der *Gäuweber* neu definiert wurde und das es erlaubte, die Endfertigung den städtischen Webern vorzubehalten. War es damit grundsätzlich möglich, das ländliche Arbeitskräftereservoir weiter auszuschöpfen, so ergaben sich im konkreten Fall sehr unterschiedliche Lösungen: Sie reichten von einer strikten Abwehr der Landweber im Allgäu über eine partielle Zulassung in den Barchentstädten Memmingen und Augsburg bis hin zur nahezu unbeschränkten Öffnung der Schau in Ulm.

Quantifizierungen bezüglich der beteiligten Arbeitskräfte sind nur schwer zu treffen. Immerhin gestatten die überlieferten oder errechenbaren Produktionsmengen den Schluß,²⁵ daß sie in der Regel durch die städtischen Weber zu leisten waren. In Augsburg arbeiteten beispielsweise um 1500 ca. 1.000 Webermeister und Knappen (also abhängige Lohnweber), die etwa 60.000 bis 65.000 Stück Barchent herstellten. Für Ulm dürfte eine Mengenangabe (für Barchent und Leinen) von ca. 40.000 - 50.000 Stück in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts zutreffen; dem Potential von etwa 400 Meistern (469 Zunftmitglieder sind in den Abstimmungslisten von 1530 genannt) in der Stadt stand eine Landweberschaft von 330-600 (1513) gegenüber, die aber nur im Bedarfsfall eingesetzt wurde und damit den konjunkturellen Schwankungen besonders ausgesetzt war - ihre Zulassung war aber eine Ausnahme unter den schwäbischen Städten. Im Laufe des 16. Jahrhunderts stieg die Zahl der Weber erheblich an: In Augsburg rechnete man um 1600 mit etwa 2.000 Meistern bei einer Produktion von bis zu 500.000 Stück Barchent, in Ulm demgegenüber nur mit 421 Stadtwebern (1587) bei ca. 100.000 Stück (um 1600: 53.000 Barchente, 19.000 Golschen, aber nur Bleichware). Daraus ergibt sich, daß die ländliche Produktionsbasis bereits erheblich an Bedeutung zugenommen haben muß.

Um 1800 erscheint ein ganz anderes Bild als um 1500. Dies spiegelt sich in den Zahlen, die für die größeren Städte überliefert sind: Während in Augsburg²⁶ aufgrund seiner besonderen Bedingungen der Kattunindustrie gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch über 700 Webermeister gezählt wurden (1785: 740, 1806: 671), im ähnlich orientierten Kaufbeuren²⁷ über 500 (1768: 521; 1806: 336) und in Ulm²⁸ immerhin noch etwa 350 Meister (1780er),

25 Vgl. W. Zorn, Ein neues Bild der Struktur der ostschwäbischen Gewerblandschaft im 16. Jahrhundert, in: VSWG 75, 1988, S. 153-187; Ders., Schwäbische Wirtschaft im 16. Jahrhundert (bis 1618), in: P. Fried u. a. (Hg.), Historischer Atlas von Bayerisch-Schwaben, 2. Aufl. 3. Liefg., Augsburg 1990, Karte XI, 4.

26 R. Bettger, Das Handwerk in Augsburg beim Übergang der Stadt an das Königreich Bayern. Städtisches Gewerbe unter dem Einfluß der politischen Veränderungen (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 25), Augsburg 1979, S. 60 f., 179; P. Fassl, Konfession, Wirtschaft und Politik. Von der Reichsstadt zur Industriestadt, Augsburg 1750-1850 (ebenda, Bd. 32), Sigmaringen 1988, S. 143; die sehr schwankenden Zahlen belegte jüngst Clasen, Textilherstellung, Bd. I, S. 15-19.

27 Junginger, Kaufbeuren, S. 73.

28 H.-E. Specker, Ulm. Stadtgeschichte, Ulm 1977, S. 233.

waren es beispielsweise in Kempten²⁹ nur noch 73 (1787); in Memmingen³⁰ war das Weberhandwerk nahezu zur Bedeutungslosigkeit abgesunken (1810/11: 25).

Die Statistik der neubayerischen Regierung mit ihrer flächendeckenden Aufnahme gestattet eine relativ genaue Bestimmung des Verteilungsmusters in der Region. Eine Auswertung für das mittlere Ostschwaben³¹ - den Raum zwischen Augsburg, Ulm, Memmingen und Kaufbeuren - ergibt mit einer Handwerkerdichte von 87 Meistern pro 1.000 Einwohnern einen ausgesprochenen Spitzenwert, vergleichbar dem Moderationsgebiet der Calwer Zeughandelskompagnie, während Werte um 40 für Altbayern und um 60 für Württemberg bereits das für Süddeutschland insgesamt hohe Niveau signalisieren.³² Noch aufschlußreicher ist das Verhältnis von 'Stadt/Markt' und 'Land' (außerhalb der genannten Groß- und Mittelstädte): Liegt hier bei den Handwerkern insgesamt eine Relation in der Größenordnung von 1:2 vor, d.h. zwei Drittel von ihnen arbeiteten in Dörfern und Weilern, so fällt unter den ca. 2.800 Webern - die damit etwa ein Viertel der Gewerbetreibenden stellten - die Verteilung noch krasser aus: Etwa drei Viertel von ihnen saßen auf dem 'flachen Land' außerhalb der Kleinstädte und Märkte, wobei sich im Einzelfall ausgesprochen hohe Konzentrationen einstellen konnten, wie etwa im Landgericht Ursberg - das Mindel- und Kammeltal um Neuburg a.d. Kammel und Thannhausen - mit insgesamt gut 600 Webern. Die Textilherstellung war somit an der Wende zum 19. Jahrhundert zu einem vorwiegend ländlichen Gewerbe geworden. Für das Allgäu stehen zwar noch keine vergleichbaren Auswertungen zur Verfügung, doch deutet allein die für das hochstiftische Pflegamt Rettenberg überlieferte Zahl von mehr als 1.000 Webern auf eine gleichartige Verschiebung.³³

Dabei überdecken die Zahlen sehr verschiedenartige Entwicklungen im Hinblick auf die Gewebesorten. Hatte sich im Laufe des 15. Jahrhunderts die Barchentherstellung auf diesen Raum des mittleren Ostschwaben konzentriert und damit über das Leinengewerbe gelegt,³⁴ gleichzeitig aber einen neuen Aufschwung ausgelöst, der insbesondere bei Augsburg bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts anhielt,³⁵ so bewirkte die Krise der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts eine jeweils anders gelagerte Neuorientierung.³⁶ Während das Allgäu bei der traditionellen Leinenherstellung blieb, setzte Ulm mit seinem Umland nach dem Dreißigjährigen

²⁹ *Petz*, Kempten, S. 538 f.

³⁰ *Huber-Sperl*, Memmingen, S. 80-85.

³¹ Die Zahlen verdanke ich *A. Sczesny*, Augsburg. Sie beruhen auf einer Auswertung der sog. Montgelas-Statistik 1809/10 (Staatsbibliothek München Cgm 6845/8-10: Volkszahl, 6852/8-10: Handwerker und Künstler), die relativ differenzierte Nachweise liefert.

³² Die Vergleichszahlen nach *H. Schulz*, Landhandwerk am Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Vergleichender Überblick und Fallstudie Mecklenburg-Schwerin (Forschungen zur Wirtschaftsgeschichte, Bd. 21), Berlin 1984, S. 151 f., 156, 170-176.

³³ *J. Stadelmann*, Vorderburg und die Herrschaft Rettenberg, Kempten 1948, S. 303 f.

³⁴ Vgl. *R. Kießling*, Das Umlandgefüge ostschwäbischer Städte vom 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: *H.K. Schulze* (Hg.), Städtisches Um- und Hinterland in vorindustrieller Zeit (Städteforschung A 22), Köln 1985, S. 33-60; vgl. auch die Karte von *H. Ammann*, Wirtschaft und Verkehr im Spätmittelalter um 1500, in: *H. Aubin/W. Zorn* (Hg.), Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 1, Stuttgart 1971, S. 358 f.

³⁵ Vgl. die Produktionsziffern nach den Ungeldbeträgen der Stadt bei *Clasen*, Augsburger Weber, S. 412-417, 427.

³⁶ *R. Kießling*, Entwicklungstendenzen im ostschwäbischen Textilrevier während der Frühen Neuzeit, in: *J. Jahn/W. Hartung* (Hg.), Gewerbe und Handel vor der Industrialisierung. Regionale und überregionale Verflechtungen im 17. und 18. Jahrhundert (Regio historica, Bd. 1), Sigmaringendorf 1991, S. 27-48.

Krieg ebenfalls wieder auf das Leinen, Augsburg dagegen erschloß sich mit dem Kattundruck seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert einen neuen Produktionssektor, der sich mit der Herstellung von Cottonen verband.³⁷ Die gewerblich zugeordneten ländlichen Regionen sind in der Kartenaufnahme der Markgrafschaft Burgau um 1750 sehr präzise greifbar.³⁸ Eine überall grundständige Flachs- und Leinengarnherstellung wurde im Ulmer Einzugsbereich von der Leinwandherstellung, im östlichen Augsburger Bereich von der Baumwollspinnerei und stellenweise auch der Bombassin- und Cottonweberei überlagert.

Dieses aufgrund der veränderten Nachfrage auf den überregionalen Märkten zugunsten einer einfachen Massenware³⁹ und des im Gefolge des Verlusts von Exportmärkten⁴⁰ im 17. Jahrhundert gewandelte räumliche Muster beruhte dennoch nach wie vor auf einer stadtbezogenen Produktion. Rein quantitativ gesehen erreichte freilich keines der alten Zentren noch einmal das frühere Produktionsaufkommen, selbst Augsburg blieb trotz der Umstellung auf neue Produkte und des Imports von fremder Rohware erheblich unter dem Niveau, das um 1600 erreicht worden war.⁴¹ Dabei spielte auch weiterhin - wie in Kaufbeuren - die *Staudenware* aus dem Umland eine wichtige Rolle, selbst bei den reinen Cottonen betrug ihr Anteil noch in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zu einem Drittel, wobei die Herstellung über den Verlag organisiert wurde.⁴² Belegt dieser Sachverhalt die Fortsetzung hergebrachter Strukturen, so hatte sich allerdings insofern eine Veränderung eingestellt, als den alten reichsstädtischen Zentren in den Territorialstädten und Märkten neue Konkurrenten erwachsen waren.⁴³ Eine erste Phase zeichnet sich bereits in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts ab, wobei sich die Initiativen der Herrschaftsträger mit denen der führenden städtischen Kaufleutefamilien verbanden.

Im Fall von Weißenhorn fielen beide Komponenten in den Fuggern zusammen.⁴⁴ War in der Kleinstadt südöstlich von Ulm bereits unter den Herzögen von Bayern-Landshut 1479/80

37 Dazu detailliert *Fassl*, Konfession, Wirtschaft und Politik, S. 143-170; *Clasen*, Textilherstellung, Bd. II, S. 353-500.

38 *J.L. Kolleffel*, Schwäbische Städte und Dörfer um 1750. Geographische und Topographische Beschreibung der Markgrafschaft Burgau 1749-1753. Tafelband, hg. von *R. Pfaud* (Beiträge zur Landeskunde von Schwaben, Bd. 2), Weißenhorn 1974.

39 So für die Krisen vor dem Dreißigjährigen Krieg *I. Bog*, Wachstumsprobleme der oberdeutschen Wirtschaft 1540-1618, in: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik* 179, 1966, S. 493-537, ihm folgend *Schremmer*, Handel und Gewerbe, S. 1085; dies dürfte aber auch für die spätere Zeit zumindest partiell gelten.

40 *E. Schremmer*, Handel und Gewerbe zur Zeit des Merkantilismus, in: *Spindler*, Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. III/2 [Schwaben], S. 1100-1118, hier S. 1101 f., 1108 f.

41 So das Ergebnis von *Clasen*, Textilherstellung, Bd. I, S. 608 f.

42 Nach ersten Einschätzungen bei *Kießling*, Entwicklungstendenzen, S. 37-40, jetzt aufgrund umfangreicherer Recherchen durch *A. Sczesny* belegt, die mir freundlicherweise ihre Daten zur Verfügung stellte. Zur Verlagsbindung auch *Fassl*, Konfession, Wirtschaft und Politik, S. 162.

43 Vgl. dazu *R. Kießling*, Kleinstädte und Märkte als regionalpolitische Instrumente - Ostschwaben vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in: *Ders./H. Flachenecker* (Hg.), Städtelandschaften in Schwaben, Franken und Altbayern während des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, [im Druck].

44 *G. Frh. von Pölnitz*, Die Anfänge der Weißenhorner Barchentweberei unter Jacob Fugger dem Reichen, in: *Festschrift für H. Liermann* (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 16), Erlangen 1964, S. 196-220; *H. Kellenbenz*, The Fustian Industry of the Ulm Region in the Fifteenth and Early Sixteenth Centuries, in: *N.B. Harte/K.G. Ponting* (Ed.), *Cloth and Clothing in Medieval Europe. Essays in Memory of Professor E.M. Carus-Wilson* (Pasold Studies in Textile History, Vol. 2), London 1983, S. 259-276.

eine Leinwand- und Golschenschau etabliert worden⁴⁵ - diesem neuen Trend zur einfachen Leinenware war ganz parallel auch Mindelheim gefolgt;⁴⁶ er machte sich auch sonst bemerkbar -, so ergriff 1517 Jakob Fugger der Reiche als neuer Inhaber der Herrschaft (seit 1507) die Chance zur Gründung einer Barchentschau. Die Auseinandersetzungen zwischen der Weberzunft und den Kaufleuten der Stadt Ulm um die Abwehr der Gäuweber mögen dabei mitgewirkt haben, daß die Fugger das Produktionspotential in Stadt und Herrschaft Weißenhorn auszuschöpfen suchten, wobei sie selbst die Baumwolle lieferten, die Regie von Schau und Bleiche zusammen mit der Stadt übernahmen und den Absatz der Fertigware garantierten. Das florierende Unternehmen entfaltete sich unter Anton Fugger zu einer ernsthaften Konkurrenz für die Reichsstadt Ulm. Die Auseinandersetzungen seit 1543/44 bewogen schließlich den Herrschaftsinhaber, 1555 den Zwang zur Belieferung des eigenen Zentrums zu lockern und die Alternative der Ulmer Schau zuzugestehen⁴⁷ - trotz der einflußreichen Stellung der Familie war die tradierte Vorrangstellung Ulms nicht vollständig zu brechen. 1552 waren 295 Weber aus Weißenhorn und Umgebung tätig, das Produktionsaufkommen lag in einer Größenordnung von 11.000-12.000 Stück an weißem und gefärbtem Barchent, 1540 verfügten die Fugger über Lagerbestände von 17.688 Stück im Wert von 44.456 fl.; die Partizipation am Aufschwung des 16. Jahrhunderts sorgte schließlich auch hier mit einer Produktion von 16.732 Stück im Jahr 1618 für einen Gleichlauf mit der allgemeinen Entwicklung.⁴⁸ Daß das Weißenhorner Unternehmen nicht isoliert zu sehen ist, belegen die Förderung des Textilgewerbes in Dietenheim a.d. Iller⁴⁹ - seit 1539 im Besitz der Fugger - und ein gleichgerichteter Anlauf 1583 in Babenhausen, der jedoch wegen der noch vorhandenen Dominanz des Zentrums Memmingen nicht realisiert wurde.⁵⁰ Erst 1613 initiierte hier Maximilian Fugger⁵¹ im Kontext eines - wenn auch nur kurzfristigen - Spaniengeschäfts eine Barchentschau, deren anfängliches Aufkommen mit etwa 8.000-10.000 Stück ebenfalls eine beachtliche Höhe aufwies, dann jedoch abbrach und erst nach dem Krieg unter den neuen Bedingungen der Leinwandherstellung mit der bescheideneren Größenordnung von 1.100 Stück weiterlief. Auch hier war die Landweberei der gesamten Herrschaft und der angrenzenden Gebiete integriert.

Spielte in diesen Fällen noch die nach wie vor städtisch verankerte Aktivität einer Weltfirma die entscheidende Rolle, so zeigen einige Parallelen eine erste Abwendung von den bis dahin gültigen Rahmenbedingungen, auch wenn für sie aufgrund der Quellenlage zunächst keine Quantifizierungen möglich sind. In der Herrschaft Waldburg kam es 1513/14 zu einem Zusammenwirken bürgerlichen Kapitals mit dem Herrschaftsträger:⁵² In Waldsee und Wur-

45 E. Wylicil, Die Weißenhorner Barchentschau, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 60, 1954 (nur als Sonderdruck erschienen), S. 1 f.

46 Kießling, Die Stadt und ihr Land, S. 678 f.

47 Vgl. dazu auch E. Nübling, Ulms Baumwollweberei im Mittelalter (Staats- und Sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 9), Leipzig 1890.

48 Die Zahlen nach Kellenbenz, Fustian Industry, S. 273-276.

49 Dazu die Hinweise: Kreisbeschreibung des Landes Baden-Württemberg. Der Alb-Donaukreis, Bd. I, Sigmaringen 1989, S. 834-841; M. Miller/G. Taddey (Hg.), Baden-Württemberg (Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bd. 6), Stuttgart 1980, S. 146 f.

50 Kießling, Die Stadt und ihr Land, S. 488.

51 A. Sczesny, Ländliches Textilgewerbe im 17. und 18. Jahrhundert in Schwaben - das Beispiel der Fuggerherrschaft Babenhausen, Magisterarbeit Augsburg 1995 (ungedruckt), S. 38-56.

52 Kießling, Die Stadt und ihr Land, S. 486.

zach wurde jeweils eine Golschenschau eingerichtet, wobei die Memminger Firma Georg Besserer vertraglich das gesamte Produktionsaufkommen der Herrschaft, das die Wurzacher Schau durchlief, übernahm und in den Handel einschleuste. In Immenstadt⁵³ stand offenbar die Initiative des Inhabers der Grafschaft Rothenfels im Mittelpunkt. Wolf Graf von Montfort wehrte sich gegen die Ausschließungsversuche der Allgäuer Reichsstädte und erwirkte aus fiskalischen Gründen (Leinwandzoll) und zugunsten seiner Untertanen 1536 ein Privileg Ferdinands I., das den Reichsstädten Kempten und Isny sowie dem Bischof von Augsburg den Handel mit Garn in seinem Gebiet verbot und die Käufer auf den Immenstädter Markt verwies. Die dortige Leinwandschau, bereits 1515 belegt, entwickelte sich offenbar im Laufe des 16. Jahrhunderts stetig weiter, wobei spätestens Anfang des 17. Jahrhunderts die Faktoren der Kaufleute von St. Gallen dominierten.

Belegen diese Beispiele konkret, daß der Umschlagpunkt für die Verlagerung der Produktion auf das Land bereits in die 1. Hälfte des 16. Jahrhundert zu datieren ist, so unterstreichen eine Reihe von allgemeinen Klagen der Weberzünfte diesen Trend, die hergebrachte reichsstädtische Zentralität zu unterlaufen. Hatten die Zünfte des Allgäus im Rahmen der Verhandlungen über eine Erneuerung des Weberbundes von 1536 den Kaufleuten vorgeworfen, *Ir gelt bey solchen herren stetten anzelegen*, so lassen vereinzelte Nachrichten den Schluß zu, daß diese generell nicht selten auch die städtische Schau umgingen und direkt bei den Produzenten auf dem Land einkauften.⁵⁴ Noch war zwar mit Hilfe der städtischen Verordnungsgewalt diese Entwicklung zu bremsen, doch langfristig war sie nicht aufzuhalten. Dies zeigen die Vorgänge im Zuge der Neubelebung und Umstrukturierung nach dem Einbruch der Kriegsjahre in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Dies ist zunächst bei der Weiterentwicklung der Immenstädter Schau zu beobachten.⁵⁵ Sie erreichte bis 1697 einen ersten Höhepunkt mit 12.863 Stück, wobei sie von Webern aus einem Umkreis von 10-13 Stunden beliefert wurde. Graf Leopold Wilhelm versuchte dabei eine Art Monopolstellung auch gegenüber den benachbarten Territorien durchzusetzen. Die Auseinandersetzungen mit dem Fürststift Kempten eskalierten bis zum Reichshofgericht in Wien und endeten erst 1701 mit einem Vergleich: Er bestätigte die Funktion der Immenstädter Schau auch für die stiftkemptischen Untertanen im südlichen (*oberen*) Teil, eine potentielle eigene Kemptener Schau sollte sich auf die nördlichen (*unteren*) Teile konzentrieren - ein erster Versuch von 1694, als der Fürststab Schau und Bleiche mit einer eigenen manufakturartigen Weberei kombinierte,⁵⁶ richtete sich jedoch primär gegen die Reichsstadt Kempten, die ihrerseits das stiftkemptische Potential ausschöpfen wollte und damit den schon genannten Konflikt mit den Webern der Stadt Kempten heraufbeschwor. Ein weiteres Zielgebiet der Montforter Politik war die benachbarte Pflege Rettenberg des Hochstifts Augsburg östlich der Iller. Hier hatte der Zwang, sich der Immenstädter Schau unterwerfen zu müssen, 1725 den Widerstand ausgelöst und 1729 zur Gründung einer eigenen Schau

53 R. Vogel, Handwerk, Handel, Leinwandschau und Industrie, in: *Ders. (Hg.)*, Immenstadt im Allgäu. Landschaft, Geschichte, Gesellschaft, Wirtschaft, kulturelles und religiöses Leben im Lauf der Jahrhunderte, Immenstadt 1996, S. 301-368, hier S. 333 f.

54 Kießling, Die Stadt und ihr Land, S. 494-496 (Leinwandbund), 684 (zu Mindelheim 1545).

55 Vogel, Immenstadt, S. 334 f.

56 Vgl. dazu W. Wüst, Bürgertum, Handel, wirtschaftliche und politische Außenbeziehungen der Reichsstadt, in: *Dotterweich u.a. (Hg.)*, Geschichte der Stadt Kempten, Kempten 1989, S. 202-221, hier S. 214; M. Walter, Das Fürststift Kempten im Zeitalter des Merkantilismus. Wirtschaftspolitik und Realentwicklung (1648-1802/03) (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 68), Stuttgart 1995, S. 155 f.

samt Bleiche im stiftischen Markt Sonthofen geführt. Das fiskalische Interesse des Fürstbistums - die Beamten errechneten bei ca. 10.000 Stück Leinwand pro Jahr einen Zollverlust von 1.000 fl. - verband sich dabei mit der Intention, die eigenen Untertanen zu begünstigen. Die Schau erreichte tatsächlich auf dem Höhepunkt 1731/32 ein Aufkommen vom 8.331 Stück und zog damit die Hälfte von Immenstadt ab. Die nachfolgende Klage des Grafen Königsegg beim Reichshofrat blieb zwar zunächst wirkungslos, doch der Preiskampf, den die beiden Konkurrenten gegenüber den Schweizer Kaufleuten ausfochten, mündete 1742 in einen Vergleich: Die Sonthofener Schau wurde aufgehoben, die hochstiftischen Weber erhielten jedoch eine Gleichbehandlung mit den Rothenfelsern in Immenstadt zugestanden.

Ein weiteres Beispiel in dieser Kette territorialpolitischer Initiativen stellt schließlich die Markgrafschaft Burgau dar. Markgraf Karl, der als erster Regent des Hauses Österreich seit der Lösung der Herrschaft aus der Verpfändung 1559 ab 1609 in Günzburg residierte, förderte die Stadtentwicklung durch verschiedene Impulse. Neben der Aufwertung seiner Residenzstadt versuchte er um 1610, in der zweiten Stadt des Territoriums, in Burgau, die Weberschau zu reaktivieren. Sie zielte bewußt auf das Aufkommen der unmittelbaren Untertanen im Kameralbesitz wie auf die mittelbaren Untertanen der *Insassen* und war zudem konfessionspolitisch gegen die evangelischen Reichsstädte gerichtet.⁵⁷ Auf die Anfrage an die *insässischen* Herrschaften, welches Potential an Webern tatsächlich zur Verfügung stünde, erhielt er von den Fuggerherrschaften Glött und Mickhausen eine detaillierte Antwort. Danach wirkten dort insgesamt 34 Weber aus 5 Orten der Herrschaft Glött im Jahr 1.150 Golschen vor allem für Ulm, während von den insgesamt 44 Webern aus 5 Orten in der Herrschaft Mickhausen neben der Fertigung von Hausarbeit und Golschen für Ulm ein erheblicher Anteil vorwiegend Wepfen nach Augsburg lieferte, was ihnen aber jetzt verboten worden sei, da sie das Handwerk nicht ordnungsgemäß gelernt hätten. Das Gesamtaufkommen in dieser Teilregion als groß genug für eine erfolgreiche eigene Organisation einzuschätzen, war also durchaus realistisch. Wenn sie trotzdem noch nicht zustandekam, dann wohl deshalb, weil einerseits der Sog der großen Reichsstädte noch stark genug war - zumal in Zeiten deutlich abflauender Konjunktur -, andererseits die territorialpolitische Stellung des Markgrafen zu schwach war, um eine übergreifende Neuorganisation durchzusetzen.

Knapp hundert Jahre später hatte sich allerdings das Blatt gewendet, und nun war die Residenzstadt Günzburg umso erfolgreicher.⁵⁸ In eindeutig merkantilem Kontext der habsburgischen Landesherrschaft und gestützt auf die Verkehrserschließung über die Donauschiene nach Triest initiierten die aus dem Gebiet des Comer Sees eingewanderten Firmen Brentano und Rebay seit 1704 im großen Stil eine Neuanlage der städtischen Leinwandschau samt Bleiche, Walke und einer firmeneigenen Färberei und Garnsiederei. Da sie dabei über das eigene Umland bis in die württembergischen Webereibezirke von Blaubeuren bis Urach

57 R. Kießling, Günzburg und die Markgrafschaft Burgau. Die Entwicklung eines ländlichen Raumes im Spannungsfeld der Großstädte (Heimatkundliche Schriftenreihe für den Landkreis Günzburg, Bd. 10), Günzburg 1990, S. 36 f.; zur Herrschaftsstruktur vgl. Wüst, Günzburg, S. 38-50.

58 Zum folgenden W. Zorn, Handels- und Industriegeschichte Bayerisch-Schwabens 1648-1870. Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte des schwäbischen Unternehmertums (Studien zur Geschichte des Bayerischen Schwabens, Bd. 6), Augsburg 1961, S. 101-103, 107-114; P. Auer, Geschichte der Stadt Günzburg, Günzburg 1963, S. 70-73, 83-89; Kießling, Günzburg und die Markgrafschaft Burgau, S. 37-40.

ausgriffen,⁵⁹ riskierten sie seit 1718 einen jahrzehntelangen Kampf mit der Stadt Ulm um die Flachs- und Garngebiete und die Leinwandlieferungen, der aber vom burgauischen Landvogt politisch flankiert wurde. Die Größenordnung der Produktion lag hier bei durchschnittlich 2.835 Stück (1700-1796: insgesamt 275.000 Stück), mit einem Höchstwert von 4.014 Stück, die 1767 auf die Bleiche kamen - während in Ulm 1776/77 immer noch 44.221 Leinwandstücke geschaut wurden (einschließlich Farbware); davon kamen aber nur 13.008 von Stadtwebern und 8.513 von benachbarten, meist württembergischen Webern, während der Rest offenbar aus entfernteren Regionen stammte.

Noch stärker in den Kontext 'Land' einzuordnen sind die Ansätze in den Reichsritterschaften des Mindeltals unmittelbar südlich von Burgau, die schon seit dem 16. Jahrhundert als Sammelplätze für Augsburg fungiert hatten und dies auch im 18. Jahrhundert noch waren.⁶⁰ Die schon zitierte topographische Aufnahme um die Mitte des 18. Jahrhunderts liefert dafür aufschlußreiche Belege: Im Marktort der kleinen Herrschaft Burtenbach - daß sie eine evangelische Enklave war, hatte bezeichnenderweise keine Bedeutung - befand sich um 1750 eine Bleiche, offenbar im Besitz eines *Weinwirths, der einen starcken Handel mit [...] Leinwand und Bomesin nach Augsburg und Memmingen treibet.*⁶¹ Für eine ganze Reihe von umliegenden Dörfern stellte der Ort nach der gleichen topographischen Aufnahme ein Subzentrum für die Landweberei dar, unter anderem auch für den nahegelegenen Markt Jettingen, wo sich zur gleichen Zeit ebenfalls eine Bleiche fand.⁶² Im benachbarten Scheppach - Kameralort der Markgrafschaft - war ein *Stuckführer* ansässig, *der viele Leinwand Stuck in den benachbarten Orten aufkauftet, und damit nach Augsburg handelt; nicht minder ist in dem Dorff eine gute und große Mang anzutreffen.*⁶³ Es ist kaum denkbar, daß derartige Anlagen ohne den Konsens der jeweiligen Herrschaft eingerichtet werden konnten.

Aus diesen Beispielen läßt sich ableiten, daß die Reichsstädte seit dem beginnenden 16. Jahrhundert zunehmend in die Defensive gegenüber einem neu aufkommenden Wirtschaftspotential in den Territorien gerieten, das primär auf der ländlichen Produktion aufbaute. Trotz territorialer Vielgestaltigkeit folgte dabei die Ausrichtung einer regionaltypischen Ausformung, die nach wie vor von den großen Zentren ausging. Die dort verankerten Kaufleute-Unternehmer setzten offenbar das Kapital ein und sorgten für die Verbindung mit den übergeordneten Märkten, doch neben ihnen spielten offensichtlich die Herrschaftsträger eine nicht unwesentliche Rolle beim Aufbau lokaler und territorialer wirtschaftlicher Zentralfunktionen. War dabei zunächst im 16. Jahrhundert noch die steuernde Wirkung von Privilegien ausschlaggebend wie in Immenstadt oder Weißenhorn - die Territorialstädte übernahmen selbst die Regie der Leinwandschau und Bleiche -, so verlagerte sich später das Engagement zunehmend auf merkantilistisch orientierte Investitionen, bei denen Herrschaft und Unternehmer zusammenarbeiteten: Die stiftkemptische Infrastrukturpolitik stellte ein Bündel von neuen Rahmenbedingungen zur Verfügung, in Günzburg kooperierten Stadt und Firmenkonsortium unter dem Dach der Landesherrschaft.

59 Vgl. aus der württembergischen Sicht *H. Medick*, *Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 126), Göttingen 1997, S. 89-92.

60 *Kießling*, *Die Stadt und ihr Land*, S. 733-741; zum 18. Jahrhundert: Einkauf der Kattunfabrikanten in den Subzentren Scheppach, Burtenbach und Krumbach, *Fassl*, *Konfession, Wirtschaft und Politik*, S. 162.

61 *Kolleffel*, *Markgrafschaft Burgau*, S. 255.

62 *Ebenda*, S. 182.

63 *Ebenda*, S. 181.

Daß es sich dabei nicht nur um Einzelmaßnahmen handelte, sondern regionale Kooperationen anvisiert wurden, ergibt sich aus den Maßnahmen des Schwäbischen Kreises gegen die Garnausfuhr in die Schweiz.⁶⁴ Hatte schon 1684 Memmingen Hilfe beim Schwäbischen Kreis gesucht, um diese Ausfuhr zu kontrollieren - die Übernahme schwäbischer Hausleinwand aus dem Allgäu (*Schwabenleinwand*) war seit 1648 den St. Galler Kaufleuten ausdrücklich gestattet -, so erließ der Kreis seit 1713 wiederholt Verbote, 1726 kombiniert mit der Anregung Ulms, eine privilegierte *Societät* von Kaufleuten der schwäbischen Reichsstädte zu gründen, die eine Verarbeitung innerhalb des Kreises anstreben sollte. In diesem Kontext ist auch die Verordnung des Schwäbischen Kreises von 1732 zu sehen, die nicht nur den Garnhandel erneut auf die gefreiten Märkte zwang, sondern auch den Aufkauf *legitimierten entrepreneurs* vorbehielt und die Verarbeitung im Kreis selbst favorisierte.⁶⁵ Da man aber sowohl in Memmingen wie in Lindau und Kempten dem Ulmer Vorschlag mit Vorbehalten begegnete, lehnten 1732 diese Städte zusammen mit Augsburg in einem abschließenden gemeinsamen Gutachten diese Initiative ab, da man neben den Risiken des Absatzes auch die Einführung neuer Stühle und Geschirre für die Weber auf Kosten der Gesellschaft für erforderlich hielt, um die nötige Qualität zu erreichen. In Biberach stießen die Ulmer Interessen direkt mit den vordringenden Schweizer Firmen zusammen, als es darum ging, die Produktion der Landweber aufzukaufen. Auch das Hochstift Augsburg beteiligte sich an der Politik des Schwäbischen Kreises gegen die Flachs- und Garnausfuhr und ließ in seinen Pflögämbtern die Mandate der Jahre von 1713 bis 1775 verkünden, zudem die allgemeine Kreisumfrage von 1749 über die Verbesserung der *Commerciens* durch seine Mittelbehörden detailliert beantworten. Die Pflögämbter in Mittelschwaben waren zwar von der Textilproduktion nur mehr bedingt betroffen, umso mehr zeigte sich der Allgäuer Teil des Territoriums davon tangiert.⁶⁶

Derartige wirtschaftspolitische Initiativen der Herrschaftsträger - man beachte dabei die Parallele zum Getreidehandel⁶⁷ - erreichten im 18. Jahrhundert dort, wo die Baumwollindustrie mit Manufaktur-Charakter nach dem Augsburger Vorbild etabliert wurde, ihren Höhepunkt - wiederum in Konkurrenz zu den Reichsstädten Kaufbeuren, Memmingen und Kempten. Als 1734 im hochstiftischen Pflögämbtsort Schwabmünchen eine *Fabrique-Compagnie* für Bombassin mit Bleiche in Guggenberg ins Leben gerufen wurde, waren neben einem Italiener, zwei Augsburger und einem Kaufbeurer Händler die beiden Herren de Bally von Guggenberg und der bischöfliche Obervogt von Zusamaltheim beteiligt.⁶⁸ Sie zog ebenso die ländlichen Arbeitskräfte von den Kaufbeurer Manufakturen ab wie die weitere Initiative des Hochstifts seit 1762 in Füssen, wo eine Bombassin- und Cottonfabrik für

64 Zorn, Handels- und Industriegeschichte, S. 71 f., 78, 108.

65 Stadtarchiv Augsburg, Kreisakten Fasz. 233 Nr. 3 [20]: Kreispatent Ulm 17. Juli 1732: *Abstellung des Schneller-Aufkaufens*, frdl. Hinweis von S. Ullmann, Augsburg.

66 Staatsarchiv Augsburg Hochstift Augsburg NA Akten 648: Drucke von 1713, 1724, 1774 und 1775; zum mittelschwäbischen Kontext vgl. R. Kießling, Der Markt Zusmarshausen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: W. Pötzl (Hg.), Zusmarshausen. Markt, Pflögamt, Landgericht und Bezirksamt, Zusmarshausen 1992, S. 44-90, hier S. 69; Ders., Im Spannungsfeld von Stadt und Land. Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Alten Reich, in: W. Pötzl/W. Wüst (Hg.), Bobingen und seine Geschichte, Bobingen 1994, S. 222-252, hier S. 246.

67 F. Göttmann, Getreidemarkt am Bodensee. Raum - Wirtschaft - Politik - Gesellschaft (1650 - 1810) (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 13), St. Katharinen 1991.

68 Zorn, Handels- und Industriegeschichte, S. 85.

die Landspinner des Teiltterritoriums errichtet wurde.⁶⁹ 1762 folgte - wenn auch nur für wenige Jahre, da sie sich offenbar angesichts der Augsburger Dominanz nicht halten konnte - eine Kattundruckerei unter fürstbischöflicher Protektion im Augsburger Vorort Göggingen, getragen vom Kapital Augsburger Bürger und geleitet vom Direktor der Grönenbacher Manufaktur.⁷⁰ Diese hatten schon 1760 in Grönenbach im Fürststift Kempten⁷¹ eine Kattun-Manufaktur gegründet, die bald eng mit der 1759 errichteten Baumwollspinnerei in der Stiftsstadt zusammenarbeitete; erstere konnte auf die Weber im Stiftsgebiet zurückgreifen, die ihre Produktion über angestellte Faktoren in abgelegenen Bezirken anliefernten; letztere verlegte in ihrer besten Zeit ca. 400 Spinner in Stiftsland. Die Anregung dazu lieferte Unternehmern Syrgenstein, der auch ein Privileg auf 20 Jahre für die privaten Unternehmer erteilte, um seinen Untertanen Arbeit zu bieten. Nach wirtschaftlichen Schwierigkeiten stieg die Fürstabtei 1762 selbst in die Betriebsführung ein, und 1766 beteiligte sich der Abt mit einem Kapital von 12.000 fl. an dem Grönenbacher Unternehmen, dessen Rohkattun zeitweise an die Gögginger Fabrik zur Weiterverarbeitung ging. Immerhin wurden diese Betriebe zu einer beachtlichen Konkurrenz für die Reichsstadt Kempten.

Es kommt in diesem Zusammenhang nicht darauf an, ob diese Unternehmen florierten - das kaufmännische Scheitern teilten sie mit vielen anderen gleichartigen Versuchen -, sondern darauf, daß die reichsstädtischen Vorbilder zur Nachahmung reizten und daß dabei - ebenso wie in Augsburg selbst, wo die Kattununternehmungen weiterhin das ländliche Arbeitskräftepotential an Spinnern wie Webern ausschöpften - ganz bewußt auf die ländliche Arbeit gesetzt wurde.

So läßt sich die Textillandschaft Ostschwaben während der Frühen Neuzeit insgesamt nur als komplexes System beschreiben. Bei horizontaler Betrachtung ergibt sich, daß ausgehend von drei unterschiedlich ausgerichteten Teilregionen die alten großstädtischen Zentren Augsburg und Ulm mit ihrem jeweiligen Hinterland ihre Bedeutung behielten, während sie bei den Allgäuer Mittel- und Kleinstädten im Sinken begriffen war. Die neuen territorialen Mittelpunkte entfalteten jedoch generell eine eigene organisatorische Dynamik und wurden zunehmend zur ernsthaften Konkurrenz. Was die Produkte betrifft, so hielt sich die grundlegende Leinenproduktion überall mehr oder weniger, wurde aber erneut überlagert von der Herstellung neuer Produkte auf Baumwollbasis (Bombassin und Cottonen). Sie begann zwar wiederum in den Reichsstädten, griff aber ebenfalls aufs Land aus und entwickelte dabei im Laufe der Zeit ihrerseits eine polyzentrale Struktur, bei der wiederum die Territorien nachzogen. Da sich damit gleichzeitig die verschiedenen vertikalen Organisationsstufen vom traditionellen Landgewerbe über den Verlag bis zur Manufaktur verbanden, ist nicht nur von einem einfachen Nebeneinander, sondern von einer vielfältigen Verschränkung auszugehen. Die Impulse für die Entwicklung lagen dabei aber nicht nur beim kaufmännischen Kapital, das ein zunehmendes Potential an ländlichen Arbeitskräften ausschöpfen wollte und damit den 'freien Markt' favorisierte, sondern sie wurden gestützt von seiten der zahlreichen Herrschaftsträger der kleinen und mittelgroßen Territorien. Im weiteren Verlauf traten sie auch mit Eigeninitiativen hervor - zur *Beförderung des gemeinen wesens und mehreren wohlfahrt*

69 Ebd., S. 89.

70 Ebd., S. 45.

71 Zum folgenden *J. Rottenkolber*, Zur Geschichte des stift-kemptischen Textilgewerbes, in: Der Heimgarten. Heimatbeilage zur Allgäuer Zeitung 15 (1930), Nr. 44 ff., S. 173 f., 177 f., 181 f.; *Zorn*, Handels- und Industriegeschichte, S. 88-90; zusammenfassend *Walter*, Fürststift Kempten, S. 219-230.

bzw. *pro bono publico*, wie es im Stift Kempten,⁷² oder zum *besseren Unterhalt und Nahrung so vieler armen Burger und Unterthanen*, wie es im Kreispatent von 1732 expressiv vermis formuliert wurde. Die Umfrage des Schwäbischen Kreises von 1749 zur Verbesserung der *Commercia*, die gleichzeitig auch von der vorderösterreichischen Regierung und damit der Markgrafschaft Burgau getragen war,⁷³ spricht zudem dafür, sowohl den Kleinterritorien Schwabens merkantilistische Initiativen zuzuschreiben⁷⁴ als auch dem Schwäbischen Kreis des 18. Jahrhunderts.⁷⁵

II.

Die ländliche Weberschaft stellte in diesem System nicht nur ein passives Element dar, das sich den verändernden Rahmenbedingungen lediglich anpaßte, um seine Existenz zu sichern, sondern sie entwickelte beachtliche Eigeninitiativen, um ihre Interessen zu wahren. Am signifikantesten sind dabei die Landzünfte, die sich als neues Element im 17. Jahrhundert sehr schnell durchsetzten.

Daß dies nicht nur für das Textilgewerbe gilt, sondern für die breite Palette an ländlichen Handwerken, belegt der Fall Ottoheuren, wo zwischen 1623 und 1700 insgesamt 13 solcher Zünfte entstanden, angefangen von den Hafnern 1623 und den Metzgern 1631 bis zu den Müllern 1698 und den Zimmerleuten bzw. Maurern 1700.⁷⁶ In der hochstiftischen Straßvogtei (südlich Augsburgs bis Buchloe) eröffneten 1674 zunächst die Schuster die Reihe, denen bis 1686 sechs weitere Ordnungen für die Schreiner und Schlosser, Brauer, Zimmerleute und Maurer, Schmiede und Wagner, Schäffler, Weber folgten, ehe bis 1722 noch die Lebensmittelgewerbe und die Bader den Kreis der insgesamt 16 Ordnungen abschlossen; im Pflagamt Zusmarshausen war umgekehrt der Anfang 1680 mit den Lebensmittelgewerben gemacht worden; die Weißgerber organisierten sich demgegenüber 1730 andersartig, denn eine herrschaftsübergreifende *Lade* faßte die jeweils wenigen Handwerker in den hochstiftischen Ämtern in Mittelschwaben, aber auch die *außherrischen* Nachbarn zusammen.⁷⁷

Der Anstoß für diese Entwicklung lag generell in dem Bestreben, die Gleichberechtigung mit den städtischen Handwerkern zu erreichen und damit den Weg zum städtischen Markt zu ebnen; auch für die Weber läßt sich ein solcher Kontext herstellen. Erste Anzeichen dafür finden sich in Babenhausen bereits 1562 im Zusammenhang mit der Abwehr der Gäuweber

72 Petz, Kempten, S. 171, zu den Jahren 1724 (Zulassung von Frauen) bzw. 1740, jeweils nach den Hofratsprotokollen.

73 Vgl. A. Niederstätter, Aspekte der Vorarlberger Wirtschaft in der Mitte des 18. Jahrhunderts, in: *Jahn/Hartung (Hg.)*, Gewerbe und Handel vor der Industrialisierung, S. 142-151; Fragebogen des Landvogts von Burgau Christoph von Ramschwag u.a. an das Oberamt Bregenz.

74 Vgl. dazu Walter, Fürststift Kempten, auch wenn er speziell zum Textilgewerbe (S. 147-156) nur an der Oberfläche bleibt und auch für den Textilhandel lediglich den Forschungsstand zusammenfaßt. Zum Hochstift mit neuem Material (ohne den Textilsektor) W. Wüst, Geistlicher Staat und Altes Reich: Frühneuzeitliche Herrschaftsformen, Administration und Hofhaltung im Augsburger Fürstbistum, Habilitationsschrift Augsburg 1996, S. 872-894; Ders., Das Fürstbistum Augsburg. Ein geistlicher Staat im Heiligen Römischen Reich, Augsburg 1997, S. 356-370.

75 So der Gesamttenor bei Göttmann, Getreidemarkt am Bodensee; vgl. dazu auch I. Bog, Der Reichsmerkantilismus. Studien zur Wirtschaftspolitik des Heiligen Römischen Reiches im 17. und 18. Jahrhundert, Stuttgart 1959.

76 G.P. Sreenivasan, Land, Money, and Power at Ottoheuren (1525-1710), Diss. Harvard, Cambridge/Mass. 1995, S. 273.

77 Kießling, Zusmarshausen, S. 65-67; vgl. Ders., Bobingen, S. 234-238.

durch die Memminger Stadtzunft, als sich die Weber der Herrschaft, die sich über ihren Inhaber Jakob Fugger vergeblich den Zugang zur Schau verschaffen wollten, zusammenschlossen.⁷⁸ Nach diesem Vorspiel wurden seit dem beginnenden 17. Jahrhundert in schneller Folge ländliche Weberzünfte in den verschiedensten Herrschaften gegründet, so daß bis zur Wende zum 18. Jahrhundert nahezu ein flächendeckendes System im Textilsektor erreicht war.⁷⁹ Dabei lassen sich sehr unterschiedliche Muster feststellen:

In der Markgrafschaft Burgau mit ihrer Vielzahl von Klein- und Kleinstterritorien, die nur locker durch die schwache Landesherrschaft zusammengehalten wurden, scheint sich die Ausbreitung am frühesten vollzogen zu haben: Sie begann mit einer ersten Gruppe in der Herrschaft Seyfriedsberg-Ziemetshausen (Markgrafschaft Burgau) 1614, gefolgt von der Fuggerherrschaft Kirchheim a.d. Mindel 1626. Die Gründung in der Ritterherrschaft Jettingen (Herren von Stain) 1623/26 verlief offensichtlich parallel zu der in den Ritterherrschaften Burtenbach (Herren Schertlin), Neuburg a.d. Kammel (Herren Vöhlin), Münsterhausen (Herren von Leonrod), dem Amt Deisenhausen der Fugger von Kirchberg-Weißenhorn und in den geistlichen Territorien von Ursberg und Edelstetten, dem Amt Wattenweiler des Stifts Wettenhausen sowie in dem burgauischen Kameralbezirk Krumbach.⁸⁰ Gehörten diese Initiativen offensichtlich noch in die Schlußphase des 'langen 16. Jahrhunderts', so schloß sich eine zweite Gruppe in der Aufbauphase nach dem Dreißigjährigen Krieg 1656-1685 an, zu der insgesamt acht Fälle (zusammen mit einer Reihe von Neugründungen) in adeligen und klösterlichen Herrschaften gehörten. Die meisten Ordnungen bezogen sich dabei auf die Weber der jeweiligen Territorien; Sitz der Zunft war eine Kleinstadt oder ein Markt als zentraler Ort. In ihnen spiegelt sich die hohe Bedeutung des Textilgewerbes.

Besonderes Interesse verdient demgegenüber ein Typus, der die herrschaftlichen Grenzen überschritt, wobei die ausgeprägte Kleinräumigkeit wohl die Interaktion zwischen den nachbarschaftlichen Verbänden auslöste. Die Ordnung der Weberzunft von Jettingen hatte bereits zur Zeit ihrer Gründung um 1626 verschiedene Herrschaften erfaßt. Anläßlich ihrer Erneuerung 1700 werden zwei Stränge greifbar: Der eine setzte sich in den drei Ritterherrschaften Jettingen, Neuburg und Münsterhausen direkt fort, der andere wird bei den geistlichen Nachbarterritorien Roggenburg, Wettenhausen, Ursberg und Edelstetten sowie in der Herrschaft Niederraunau (Herren von Freiberg) und in dem isoliert gelegenen fuggerischen Amt Deisenhausen greifbar. Um 1705 erfolgte schließlich ein differenzierter Zusammenschluß der Zünfte von Neuburg, Jettingen und Münsterhausen: Sie bildeten zwar selbständige *Nebenladen*, waren jedoch in einer *Hauptlade* als Dachorganisation verbunden, die alternierend geführt werden sollte. Ganz parallel erscheint die Organisation in der Krumbacher Weberzunft, die ebenfalls bereits in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückreichen dürfte und 1676 erneuert wurde: 1706 wird auch hier eine territoriumsübergreifende Form gefunden, indem sie neben dem Kameralbereich der Markgrafschaft Burgau in Krumbach-Hürben auch für Deisenhausen und Waltenhausen in Kraft gesetzt wurde, die beide zur

⁷⁸ Sczesny, Babenhausen, S. 12 f.

⁷⁹ Nach ersten Beobachtungen bei *Kießling*, Entwicklungstendenzen, S. 44 f., erfolgt derzeit eine systematische Aufnahme in einer Dissertation von S. Schuster, aufbauend auf ersten Ergebnissen in S. Schuster, Die Zunftordnungen der Landweber im östlichen Mittelschwaben des 17. Jahrhunderts, Staatsexamensarbeit Augsburg 1993 (ungedruckt).

⁸⁰ Staatsarchiv Augsburg, Depot Edelstetten, Lade XV, Fasz. V; frdl. Hinweis von A. Sczesny, Augsburg. Zu den herrschaftlichen Verhältnissen vgl. die entsprechenden Abschnitte in J. Hahn, Krumbach (Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben, Heft 12), München 1982; sowie *Wüst*, Günzburg.

fuggerischen Herrschaft Kirchberg-Weißenhorn gehörten (Deisenhausen hatte somit seine Zuordnung gewechselt). Mitgliederzahlen sind für diese Zünfte bislang nur wenige greifbar: Ziemetshausen hatte zur Zeit der Gründung 1614 bereits 74 Meister, bis 1751 war ihre Zahl auf 206 angestiegen;⁸¹ in Kirchheim a.d. Mindel zählte man 1626 24 Meister, laut Zunftbuch wurden dann bis 1826 insgesamt 89 Meister aus Kirchheim und 182 von außerhalb aufgenommen, 282 Lehrlinge aufgedingt und 250 Meistersöhne einbezogen.⁸²

Gegenüber dem Raum Augsburg-Ulm-Memmingen, in dem sich - wie gezeigt - das Textilgewerbe besonders verdichtete, war in den Randbereichen ein drittes Muster zustandegemommen: die Integration der wenigen Weber in Sammelzünfte. Im hochstiftischen Amt Buchloe faßte die Handwerksordnung von 1685 alle Gewerbe zusammen und gliederte sie nach Klassen, wobei die 3. Klasse die Textilverarbeitung betraf. Die geringe Anzahl der Handwerker - im Markt Buchloe selbst gab es 1671 nur drei Weber - ließ eine eigenständige Zunft nicht zu. Demgegenüber war im nördlich angrenzenden Pflegamt Schwabmünchen, das bis vor die Tore Augsburgs reichte, ihre Zahl mit 38 groß genug, um 1686 eine eigene Handwerksordnung zu erlassen. Eine aufschlußreiche Parallele findet sich dafür im Territorium der Reichsstadt Memmingen.⁸³ Hier hatte zunächst das Kondominat von Reichsstadt und Adel in der Herrschaft Eisenburg im ausgehenden 17. Jahrhundert mit der Einzünftung begonnen, die ihrerseits auf die Ordnung der Herrschaft Kellmünz a.d. Iller von 1689 zurückgriff, aber erst 1729 von der Reichsstadt bestätigt wurde. Die Stadt selbst gründete 1706/07 die sog. Frickenhauser Zunft - benannt nach dem Sitz im wichtigsten Dorf. Beide Ordnungen waren ebenfalls Sammelzünfte, an denen auch Weber beteiligt waren;⁸⁴ sie stellten in der Frickenhausener Zunft mit 14 der insgesamt 54 Beteiligten die größte Gruppe. Die relativ späte Gründung dieser Sammelzünfte signalisiert aber auch, daß offenbar der Zugzwang, sich dem ansonsten bereits weitgehend abgeschlossenen Prozeß anpassen zu müssen, dahinter stand - in Buchloe wird das expressiv verbit sichtbar.

Nach dem gegenwärtigen Erkenntnisstand ist noch nicht klar ersichtlich, welche Bedeutung speziell den Weberzünften zugesprochen werden kann. Auf jeden Fall ist festzuhalten, daß die Errichtung der Landzünfte primär auf die Initiative der beteiligten Handwerkergruppen zurückgeführt werden muß. Ihre Supplikationen gegenüber den Herrschaftsträgern um Einrichtung der Zünfte samt ihren Formulierungsvorschlägen standen am Anfang, auch wenn bis zur förmlichen Inkraftsetzung mitunter längere Zeit verstreichen konnte - wie etwa im Amt Dinkelscherben des Augsburger Domkapitels, wo die Weber nach einem erstem Anlauf 1624 erst 1656 erfolgreich waren.⁸⁵ Die Motive waren vielfältig: Neben dem Druck, der von benachbarten Herrschaften ausging, die bereits Handwerksordnungen erlassen hatten, konnte auch die Vorstellung der städtischen Zentren mitwirken, die damit ihre Produktionsvorgaben sichern wollten, wie etwa in Welden 1662, wo Augsburg und Ulm bereits 1620 dazu aufgefordert hatten, um die Garnqualität zu garantieren und den geregelten

81 Th. Jörg, *Handwerk und Zünfte*, in: *Ders. (Hg.), Von Bauern, Zünften und Gewerbeleuten in Mittelschwaben* (Der ehemalige Landkreis Krumbach, Bd. 4), Krumbach 1982, S. 143-162, hier S. 159.

82 Frdl. Hinweis von A. Sczesny.

83 *Huber-Sperl*, Memmingen, S. 116-122.

84 Im Gegensatz zu *Huber-Sperl*, Memmingen, S. 118, die keine Weber in Eisenburg registriert, waren laut Gesellenbuch von 1734 (Staatsarchiv Augsburg, Reichsstadt Memmingen. Lit. 223) auch Weber eingezünft; frdl. Hinweis von A. Sczesny.

85 Vgl. auch W. Pözl, *Geschichte und Volkskunde des Marktes Dinkelscherben*. Von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Dinkelscherben 1987, S. 237, 253.

Handel einzuhalten.⁸⁶ Entscheidend aber erscheint das Motiv der *Passierlichkeit*, d.h. den Handwerkern sollte der Zugang zum Markt bzw. zur Schau gesichert und das Verdikt der *Unehrllichkeit* abgewehrt werden, was nur von einem *ordenlichen* Handwerk mit geregelten Lehr- und Gesellenjahren und der Meistergerechtigkeit gewährleistet war. Ein solcher Anspruch konnte sich aber auch nach innen wenden, denn nun war im Geltungsbereich der Zunft das Monopol handwerklicher Fertigung auch gegenüber Nichtzünftigen auf dem Land selbst einzufordern. Angesichts des starken Gewichts der Nebengewerblichen Tätigkeiten, wie es vor allem im Textilsektor zu beobachten ist, dürfte dieses Argument gerade bei den Landwebern eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Auf diese Anerkennung des ländlichen Gewerbes richtete sich gleichmaßen das Interesse der Herrschaftsträger: In einer Eingabe an den Kaiser von 1687 erbat sich die freie Reichsritterschaft in Schwaben dessen Unterstützung für ihre Einrichtung von *zünften auf dem lande, flecken, Märckten und dörrfern* zur Förderung der Handwerker, damit diese *ohne widerred gleich gehalten und passirt werden möchten*. Der Schwäbische Kreis, dessen Mitglieder zur Stellungnahme aufgefordert wurden, verwies mehrheitlich allerdings darauf, daß die Anerkennung *in verschiedenen herrschafften und obrigkeiten in usu* sei, vorausgesetzt, daß die Mitgliedschaft in einer *nechstgelegenen handwerckbruderschaft oder laden* und die ordnungsgemäße Ausbildung bis zum Meister gewährleistet waren.⁸⁷

Freilich waren gerade diese Ziele weiterhin nicht unbedingt gesichert. 1708, ein Jahr nach der Errichtung der Memminger Landzunft, suchten die Weber vergeblich um die Zulassung zur Memminger Schau nach und 1711 beschwerten sie sich zudem darüber, daß sie „keine Aufträge von Bürgern annehmen durften und ihre Gesellen von den Stadtmeistern nicht akzeptiert wurden“; 1720/21 stellten etliche Meister deshalb die Frage, ob die von ihnen für die Zunft geleisteten Beiträge sich auch lohnten. Wenn in der städtischen Resolution von 1721 zwar die Schneidergesellen anerkannt, aber für die Weber gemäß *Articul und uralte Gewonheit* weiterhin die Einschreibung in die städtische Zunft gefordert wurde, falls sie zur Schau zugelassen werden wollten,⁸⁸ dann zeigt das den andauernden Vorbehalt und den begrenzten Erfolg. Andererseits ist aufgrund der inhaltlichen Analyse der Zunftordnungen davon auszugehen, daß diese Weber neben der Exportware auch einen beachtlichen lokalen Markt mit ihren Fertigwaren belieferten, wurden doch in der Produktpalette viele Sorten berücksichtigt. Trotzdem bleibt die Einbindung in die regionale Gesamtstruktur dominant. Die mehrmals aufgenommenen Bestimmungen, die darauf zielten, die in der Stadt geforderten Qualitätsnormen zu erfüllen - wobei vor allem Ulm und Augsburg, aber auch andere traditionelle Orte wie Memmingen und Mindelheim genannt sind -, dürften als weiterer Beleg dafür gelten, auch wenn sich diese Ordnungen weitgehend auf die Leinenweberei beschränkten und die Baumwollverarbeitung nicht wesentlich berührten. Die Breite der Bestimmungen, die in Parallele zu den städtischen Ordnungen die jeweilige Produktion detailliert regelten - die Zahl der Stühle und Arbeitskräfte, den Garnhandel, die Festsetzung der Preise und Löhne - spricht insgesamt aber dafür, diesen Prozeß vor allem als Anpassung an das städtische Gewerbe zu begreifen, denn daß daneben auf dem Land auch weiterhin mit

86 Schuster, Zunftordnungen, S. 17, 44 f.

87 Hauptstaatsarchiv Stuttgart C 9, Band 619: *Extractus actorum circularum*, fol. 371 f.; frdl. Hinweis von Sabine Ullmann.

88 Huber-Sperl, Memmingen, S. 119.

nichtzünftiger Produktion zu rechnen ist, ergibt sich aus einer Reihe konkreter Streitigkeiten um die Einhaltung der Ordnungen.

Im Allgäu, wo schon die Rahmenbedingungen aufgrund umfassenderer Territorienbildungen einerseits und ausgeprägterer Streusiedlung mit geringerem Urbanisierungsgrad andererseits eine verschiedenartige Ausgangslage boten, stellten sich weitere Varianten zu den mittelschwäbischen Mustern ein. Für das Fürststift Kempten und die Herrschaft Königsegg-Rothenfels gestattet der Stand der Forschung detailliertere Aussagen.

Das Kemptener Stiftsland fügt sich zunächst in die bisher beschriebenen Tendenzen zur Errichtung von Landzünften um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein.⁸⁹ Spätestens seit 1651 war auch hier eine Weberordnung gültig, die Lehr- und Gesellenjahre wie das Meisterstück festlegte und den Betrieb des Handwerks regelte. Doch diese Ordnung funktionierte offenbar nur sehr bedingt, denn in der Praxis war die Produktion des Leinengewerbes in den verschiedenen Arbeitsstufen nur sehr begrenzt mit der handwerklichen Betriebsform gleichzusetzen. Vor allem im südlichen Teil des Territoriums gab es zahlreiche selbständige Weberinnen, die neben der Landwirtschaft vorwiegend im Winter betriebene Weberei stellte offensichtlich den Hauptanteil. Die Konsequenz der Regierung, die deshalb auftretenden Widerstände gegen die Verzunftung durch eine differenzierte Lösung aufzufangen, führte zum Nebeneinander von sog. *fürdermäßigen Laden* mit dem Anspruch, vollgültigen Handwerksnormen zu folgen, die auch von den Reichsstädten akzeptiert werden konnten, und *unfürdermäßigen*, bei denen auf eine Annäherung an diesen Standard von vornherein verzichtet wurde. Letztere wurden zunächst in den oberen Pfarreien mit Zentren in den Marktorten Martinszell und Buchenberg, 1747 aber auch im unteren Teil mit Zentren in Altusried und Immenthal eingerichtet - ausgeklammert blieb bezeichnenderweise die Stiftstadt selbst mit dem ihr administrativ zugeordneten Gebiet, da hier die Verflechtung mit der benachbarten und konkurrierenden Reichsstadt am stärksten stören mußte. Diese 'zweite Kategorie' der *unfürdermäßigen Laden* gestattete Männern wie Frauen nach einer zweijährigen Lehr- bzw. Gesellenzeit die Ausübung des Handwerks - Meistern waren drei, Meisterinnen oder Witwen zwei Stühle, ledigen Frauen war nur ein Stuhl gestattet -, zudem durften Frauen auch ihre eigenen Kinder anlernen. Vor allem an der gewerblichen Frauenarbeit entzündete sich neben der verkürzten Lehrzeit der Streit mit den städtischen Zünften.

Diese spezifische Form der Organisation trug der realen Produktion insofern Rechnung, als sie das vorhandene Arbeitskräftepotential zu integrieren versuchte, gleichzeitig aber auch flexibel blieb. Trotz andauernder Widerstände der reichsstädtischen Handwerkerschaft bis ins 19. Jahrhundert zielte sie darauf, die Ausfuhr des versponnenen Garns in die Schweiz zu verhindern - wie etwa die Ordnung für Buchenberg 1748 ausweist. Auch hierin spiegelt sich also merkantilistisches Denken, das neben den fiskalischen Motiven - jede erteilte Webergerechtigkeit mußte versteuert werden, exportierte Fertigware wurde mit einem *Stupfgeld* als Ausfuhrzoll belegt - auch die inländische Produktion zu fördern gedachte. Die konkreten Arbeitsverhältnisse unter der Sammelbezeichnung 'Weber' waren dabei sehr vielfältig und wurden bereits zeitgenössisch in fünf Typen eingeteilt: Sie reichten (1) von der Flachsherstellung samt dem Verspinnen über (2) die Verarbeitung von selbst produziertem oder gekauftem Flachs und (3) Garn bis zur (4) Vergabe von Auftragsarbeit auf der Basis von geliehenem Rohmaterial und dem eigenständigen Verkauf der Fertigware sowie (5) Webern,

⁸⁹ Dazu nach *Rottenkolber*, Textilgewerbe, und *Walter*, Fürststift Kempten, S. 147-156, jetzt vor allem *Petz*, Kempten, S. 168-179.

die von einem *Verleger-Fertiger* Zettel und Einschlag erhielten und das Fertigprodukt gegen Lohn ablieferten. Die Beteiligten umfaßten somit alle vom Flachproduzenten bis zum Faktor und Kaufmann, wobei die letzteren vorwiegend in den alten Weberstädten Kaufbeuren, Kempten und Memmingen saßen, der Einkauf aber auch direkt von Schweizer Firmen erfolgte. Trat somit der Verlag im Leinensektor nur teilweise in Erscheinung, so kann man beim Baumwollsektor von einer vorherrschenden Verlagsorganisation beim Spinnen wie beim Weben ausgehen. Trotzdem dürfte die Abhängigkeit der Weber dominiert haben, heißt es doch schon 1713, daß die meisten Bewohner des Stiftslandes in ihrer Existenz von *fabriquen* abhängig seien - der Begriff beinhaltet dabei auch die Verlagsbindung in der nicht handwerklich organisierten Produktion, die Zunftbildung konnte dieser Entwicklung (wie in der Stadt) nicht entscheidend Einhalt gebieten.

Gerade das südliche Stiftsland wurde zudem von der Immenstädter Schau überlagert, die nicht zuletzt die stiftkemptischen und hochstiftischen Weber erfaßte.⁹⁰ Seit Graf Königsegg 1653 den Schaubesuch nur gestatten wollte, wenn auch der Beitritt zur Immenstädter Zunft erfolgt war, die ihrerseits die Veredelung organisierte und über die der Verkauf an die Faktoren ablief, blieb den Webern der umliegenden Territorien nichts anderes übrig, als den Beitritt zu vollziehen - für das Stift Kempten bedeutete das möglicherweise eine Doppelnünftigkeit. Auch die konkurrierende Schaugründung in Sonthofen 1729-1742 war logischerweise mit einer eigenen Weberzunft verbunden. Doch auch hier waren die Meisterinnen in der Überzahl - 1761 zählte man 421 Meisterinnen und 372 Meister. Die Verhältnisse im Stift Kempten setzten sich also nach Süden fort: die Integration der Frauenarbeit und die Einbettung abgestufter Produktionsformen von der Flachsherstellung bis zu den Garnhändlern, die sich 1712 zu eigenen *Compagnien* zusammenschlossen und 1749 durch das gräfliche Oberamt vereinigt wurden. Freilich ähnelte hier die 'Zunft' eher einer Produktionsgenossenschaft, als daß sie die Handwerksnormen in den Mittelpunkt gestellt hätte - sprach man doch im Fürststift Kempten 1696 davon, man wolle nach dem Vorbild der Pflege Rettenberg und der Herrschaft Hohenegg *Weiber und Mädlein* frei weben lassen.⁹¹

Trotz der noch ausstehenden Feinanalyse läßt sich somit die innere Struktur des Gewerbes bereits einigermaßen erkennen. Insgesamt lief seit dem 1. Drittel des 17. Jahrhunderts die Entwicklung darauf zu, das ländliche Handwerkerpotential zünftig zu organisieren, wobei offensichtlich die Eigeninitiative der Weberschaft mit den herrschaftlichen Intentionen zusammenlief, denn sowohl die fiskalischen Interessen der Herrschaftsträger als auch das Bestreben der Handwerker, ihren Status aufzuwerten, beinhalteten die Angleichung an die städtischen Organisationsstrukturen. Je nachdem, wie groß das vorhandene Arbeitskräftepotential ausfiel, wurde auch die Zunft organisiert, wobei sich ein sehr breites Spektrum an Lösungsmöglichkeiten einstellte: Neben den Grundtypus der herrschaftsbezogenen Weberzunft trat die Integration in die Sammelzünfte und bei besonders kleinräumigen Territorien der Zusammenschluß zur herrschaftsübergreifenden Zunft. Die qualitative Differenzierung in verschiedene *Laden*, die im Fürststift Kempten wegen der verbreiteten Frauenarbeit nötig erschien, und die als Produktionsgenossenschaft verstandene Immenstädter Zunft, die auf eine zentrale Schauanstalt ausgerichtet war, vervollständigen das Bild von sehr pragmatischen Ordnungsvorstellungen. Die dahinter greifbaren Arbeitsformen weisen ebenfalls ein außerordentlich breites Spektrum auf, war doch unter der Sammelbezeichnung 'Weber'

90 Dazu jetzt Vogel, Immenstadt, S. 334 f.

91 Petz, Kempten, S. 172, nach den Hofratsprotokollen.

sowohl der Grundtypus des Handwerkers subsumiert, der sich in Parallele zum städtischen Gewerbe sah, wie der vielgestaltige 'bäuerliche' Nebenerwerb, der aber offenbar nur teilweise in die Zunftorganisation integriert wurde. Die Schau als Anlaufstelle für die exportorientierte Teilproduktion wirkte in jedem Fall weiterhin zentralisierend, ob sie nun in den alten Reichsstädten angesiedelt war oder neuen territorialen Impulsen folgte. Sie überlagerte einen nicht unbedeutenden 'inneren Markt', der die lokalen Bedürfnisse auf der Basis des Lohn/Preis-Werks befriedigte. Verlagsbeziehungen dürften aber im Leinensektor, soweit er auf einer normierten Massenproduktion beruhte, in verschiedenen Formen neben einer traditionellen handwerklichen Eigenständigkeit bestanden haben, ohne daß die Gewichte quantifizierbar wären. Sehr viel größeres Gewicht hatten sie demgegenüber bei der Baumwollverarbeitung, die auf die Belieferung von Manufakturen ausgerichtet war.

Letzlich stellt diese Gründung von Landzünften einen 'Professionalisierungsschub' für die gewerbliche Produktion auf dem Land dar, der einer einseitigen Abhängigkeit der Weber vom Handelskapital ein beachtliches Eigengewicht entgegenstellte. War im Zuge der Expansion des Textilgewerbes während des 15./16. Jahrhunderts die Ausbreitung der ländlichen Produktion erfolgt, ohne daß eine Gleichberechtigung mit dem städtischen Handwerk erreicht worden wäre, so dürfte die Errichtung der Landzünfte nicht zufällig während des kriegsbedingten konjunkturellen Einbruchs und der schrittweisen Erholung nach Ende des Krieges eingesetzt haben. War sie somit primär eine Antwort darauf, daß die Weber sich auf einem geschrumpften Markt behaupten mußten, oder zielte sie eher auf die Stabilisierung der vorhandenen ökonomischen wie gesellschaftlichen Strukturen?

III.

Ist somit davon auszugehen, daß in der Gewerbelandschaft Ostschwaben das 'Land' gegenüber der 'Stadt' an Gewicht gewann, und zwar nicht nur im Sinne einer Verlagerung eines großen Teils des Produktionsaufkommens, sondern auch mit einer verstärkten Organisation, so bedarf die Einschätzung, inwieweit sich damit auch die Lebensformen der beteiligten ländlichen Arbeitskräfte veränderten, insbesondere ob und in welchem Maße sie ihre agrarwirtschaftliche Basis aufgaben - was etwa die Verzunftung nahelegt - einer genaueren Analyse der demographischen und sozialgeschichtlichen Faktoren.

Die demographische Grundsituation wies in diesem Raum bereits im 15./16. Jahrhundert Abweichungen von den generellen Mustern auf: Eine relativ frühe Überwindung des spätmittelalterlichen Einbruchs der Großen Pest und ein erheblicher Bevölkerungsanstieg während des 16. Jahrhunderts erscheinen mit der Ausweitung des Textilgewerbes korrelierbar.⁹² Auch die weitere Entwicklung deutet generell in diese Richtung - soweit der Stand der demographischen Forschung Aussagen dazu zuläßt. Zwei Phänomene der allgemeinen Bevölkerungsentwicklung geben als Indikatoren immerhin einen gewissen Aufschluß: zum einen die Verortung Ostschwabens im Rahmen der sog. 'Krise' an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, zum anderen die Bewältigung des Bevölkerungseinbruchs durch den Dreißigjährigen Krieg in der Phase der Rekuperation, für die neue Untersuchungen vorliegen.⁹³

⁹² Vgl. dazu Kießling, offene Gewerbelandschaft.

⁹³ W. Lengger, Leben und Sterben in Schwaben. Studien zur Bevölkerungsentwicklung und Migration zwischen Lech und Iller, Ries und Alpen, Diss. Augsburg 1996.

Am Ende des 'langen 16. Jahrhunderts' deutete sich auch in dieser Region die „krisenhaft auseinanderdriftende Entwicklung der Bevölkerungszahl einerseits und der natürlichen sowie ökonomischen Ressourcen andererseits“ an.⁹⁴ Dennoch fällt auf, daß das Bevölkerungswachstum noch bis in die 20er Jahre des 17. Jahrhunderts anhielt.⁹⁵ Für die Landkapitel Ottobeuren,⁹⁶ Ichenhausen und Agawang - also seit dem Spätmittelalter zentralen Gebieten des ländlichen Textilgewerbes - sind Jahreswachstumsraten zwischen 5,3 und 7,6 Promille zu errechnen, das bedeutet insgesamt in den drei Jahrzehnten zwischen 1593/94 und 1626/27 eine Gesamtzunahme von 20-30 Prozent. Selbst wenn man einen kleineren Einschnitt um 1590 berücksichtigt, fällt diese Ziffer doch recht hoch aus, zumal im Vergleich mit der wesentlich schwächeren Zuwachsrate im benachbarten westlichen Oberbayern (Landkapitel Aichach: 4,7 Promille).

Noch gewichtiger erscheint die demographische Erholung nach dem Dreißigjährigen Krieg. Waren insgesamt in Ostschwaben südlich der Donau bereits um 1675 durchschnittlich 75-80 Prozent des Vorkriegsstandes erreicht, so verlangsamte sich anschließend das Wachstum zwar, lief aber bis zur Jahrhundertwende mit Werten von 90-95 Prozent wieder auf die Grenzen der Tragfähigkeit zu. Wiederum fallen dabei kleinräumige Unterschiede ins Auge: Eine besonders schnelle Rekuperation mit hohen Raten ist in den Landkapiteln Agawang und Ichenhausen zu konstatieren, so daß die gesamten Verluste bereits Ende des 17. Jahrhunderts wettgemacht waren und der Aufwärtstrend sogar am Anfang des 18. Jahrhunderts auf ein „mehr oder weniger deutliches Plus“ zusteuerte.⁹⁷ Ein noch deutlicherer Anstieg ergibt sich für das Allgäu, wo im Landkapitel Ottobeuren die Verluste bereits bis zur Jahrhundertwende ausgeglichen waren, und im Kemptener Stiftsland, wo dies sogar schon 1680 der Fall war, 1722 aber der Vorkriegsstand bereits um ca. ein Drittel überschritten wurde. Demgegenüber hatte das benachbarte Lechtal um Füssen, das geringere Einbrüche erlitten hatte, ein sehr viel moderateres Wachstum zu verzeichnen.

Die Übereinstimmung der hohen Wachstumsraten mit den Verdichtungsgebieten des Textilgewerbes legt es nahe, kausale Beziehungen zu vermuten. Freilich sind die mikrohistorischen Untersuchungen dafür noch nicht ausreichend, auch wenn sich erste tendenzielle Aussagen für typische Weberdörfer in den Herrschaften Babenhausen und Seyfriedsberg im gleichen Zeitraum treffen lassen.⁹⁸ So ist in der Kuratie Kirchhaslach - einem Teilbereich von Babenhausen mit vier Dörfern und einigen Einöden bzw. Weilern und einer Basisbevölkerung von ca. 160 Haushalten und knapp 1.000 Einwohnern um 1630 - eine auffällige Stagnation der Bevölkerung in den Jahren 1615-1627 zu verzeichnen. Die Verlustquote von 50 Prozent während der relevanten späten Kriegsjahre entsprach dem regionalen Gesamtdurchschnitt. Wenn sie bis ca. 1700 wieder ausgeglichen war, dann lag dieser Siedlungskomplex innerhalb der allgemeinen Trends. Dabei zeigen die vitalstatistischen Werte weder eine ungewöhnlich hohe Geburtenhäufigkeit bei den Verheirateten, noch ergibt die saisonale Verteilung sowohl bei den Heiraten wie bei den Geburten größere Abweichungen vom

94 Ebenda, S. 754, als Gesamtfazit.

95 Ebenda, S. 206-214.

96 Die abweichenden Beobachtungen von *Sreenivasan*, Ottobeuren, S. 3-18, halten einer kritischen Überprüfung demgegenüber wohl nicht stand.

97 *Lengger*, Leben und Sterben, S. 164.

98 Ebenda, S. 560-608.

agrарischen Muster. Ein proto-industrielles generatives Verhalten hatte sich also (noch?) nicht ausgeformt.

Dies deckt sich nur teilweise mit der Pfarrei Ziemetshausen - einem Marktort und Mittelpunkt der kleinen Herrschaft Seyfriedsberg in der Reischenau und damit im westlichen Umland von Augsburg. Im Gegensatz zu Kirchhaslach hatte dieser Ort noch vor dem Krieg ein relativ hohes Wachstum aufzuweisen. Auch die weit überdurchschnittlichen Geburtenraten vor allem in den 1670er und 1680er Jahren mit Werten von bis zu 10 Geburten/Ehe lassen auf eine ungewöhnliche Dynamik schließen; allerdings fehlen auch hier signifikante Abweichungen in der Monatsverteilung der vitalstatistischen Ereignisse.

Beide Beispiele weisen also unterschiedliche Befunde auf, von einer Eindeutigkeit bezüglich der Entwicklung zu einem proto-industriellen Muster in demographischer Hinsicht kann nicht gesprochen werden. Zieht man dazu die jeweilige Zugehörigkeit zu den verschiedenen Textilregionen als Faktor heran, so ergibt sich ein ähnlich widersprüchliches Bild: Kirchhaslach partizipierte an dem kurzen, aber ausgeprägten Barchentboom Babenhausens in den Jahren 1613-1623 mit Stückzahlen zwischen 8.000 und 10.000 Barchenten;⁹⁹ gerade er schlägt sich aber in der Demographie nicht nieder - möglicherweise war diese konjunkturelle Phase zu kurz, als daß sie schon hätte Wirkungen zeitigen können. Nachdem der Ort langfristig auf die Leinenweberei des westlichen Untersuchungsraumes eingeschwenkt war, stellten sich auch hier die bereits skizzierten generellen demographischen Phänomene ein. Ziemetshausen lag demgegenüber in der von Augsburg beeinflussten Zone, in der nach dem Niedergang der Barchentproduktion erst die Innovation der Bombassinweberei und anschließend der Baumwollverarbeitung seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert wieder einen neuen Aufschwung brachte¹⁰⁰ - zu spät, um als Faktor für das außergewöhnliche Wachstum in Betracht zu kommen. Eine Ablösung der daran beteiligten ländlichen Arbeitskräfte von der agrарischen Basis scheidet also in diesem Kontext weitgehend aus - so bleibt nur die insgesamt stärkere gewerbliche Differenzierung im Marktort.

Auch wenn die in anderen Regionen registrierte mangelnde Korrelation von demographischem Befund und Proto-Industrialisierung¹⁰¹ sich bestätigt, so erscheint es trotzdem charakteristisch, daß in Ostschwaben von einer erheblichen Dynamik gesprochen werden kann, auch wenn stimulierende Wirkungen vom Exportgewerbe auf die Bevölkerungsentwicklung und die demographischen Vorgänge in den Dörfern und Familien am ehesten in den Wachstumsphasen bis um 1620 und dann wieder nach 1700 ausgehen konnten. Ob sie stattfanden, wäre durch weitere Forschungen zu überprüfen - im Verlauf des 17. Jahrhunderts schlug der innere Markt möglicherweise sehr viel mehr zu Buche.

Eine Einschätzung ergibt sich über die Analyse der tatsächlich nachweisbaren sozioökonomischen Daten für die Weber, wie sie in ersten Ansätzen für das Fallbeispiel Babenhausen vorgelegt wurde. Die Weberschaft, die auf die dortige Schau arbeitete, läßt sich aufgrund eines detaillierten Verzeichnisses prosopographisch weiter verfolgen:¹⁰² Ein Großteil der verzeichneten Weber, nämlich zwischen einem und zwei Dritteln - 1692: 43 namentlich Genannte, 1714/15: 30, 1728/29: 31 - legte nur wenige Stücke im Jahr vor, so daß der Schluß berechtigt ist, sie als Gelegenheitsweber einzustufen. Bei den regelmäßigen mindestens einmal

99 *Sczesny*, Babenhausen, S. 42 f.

100 Vgl. dazu detailliert *Clasen*, Textilherstellung, Bd. I, S. 559-609.

101 *Kriedte/Medick/Schlumbohm*, Sozialgeschichte in der Erweiterung, S. 73-79.

102 Zum folgenden *Sczesny*, Babenhausen, S. 33-36.

im Monat an die Schau Liefernden ist bereits eine nebenberufliche Tätigkeit anzunehmen, bei einer Stückzahl ab etwa 100 pro Jahr - geht man von einem Produktionsausstoß bei einem Webstuhl von zwei Stück pro Woche aus - dürfte der Übergang zum Hauptberuf fließend gewesen sein; erstere stellten einen Anteil zwischen 18 Prozent (1692) und 48 Prozent (1728/29), während letztere mit 9-16 Prozent eine erheblich kleinere Gruppe waren, aber die meisten der Stücke vorlegten und auch in den amtlichen Quellen als 'Weber' apostrophiert wurden. Die Ausnahmefälle mit weit höheren Quoten - beispielsweise Hans Knab, der 1714/15 insgesamt 651 Stücke zur Schau brachte, 1728/29 sogar 1.134 Stücke - lassen an Verleger denken, auf jeden Fall aber an „Weber-Marchands“,¹⁰³ die den Handel mit der fertigen Ware, in der Regel nach Memmingen, mit übernahmen.

Die materiellen Lebensverhältnisse - Haus- und Grundbesitz, Steuerleistung und Vermögenseentwicklung - der 'Weber' in der Herrschaft Babenhausen weisen somit eine sehr große Bandbreite auf; aber sie unterschieden sich nicht prinzipiell von denen, die vereinzelt schon im 16./17. Jahrhundert zu fassen sind. Die Lieferanten der Mindelheimer Golschenhandels-gesellschaft vom Anfang des 16. Jahrhunderts sind ganz ähnlich einzuordnen,¹⁰⁴ und die Antwort der Fugger auf die Anfrage des Markgrafen Karl von Burgau 1610/11 zeigt eine gleichartige Verteilung.¹⁰⁵ Vom 15. bis ins 18. Jahrhundert konnte somit ein Großteil der Landweber auf einer mehr oder weniger schmalen landwirtschaftlichen Basis aufbauen, was bezeichnenderweise die städtischen Weberzünfte bei ihrer Abwehr der ländlichen Konkurrenz immer wieder als stereotypes Argument verwendeten.

Versucht man ihre Stellung in der Sozialstruktur der Weberorte zu bestimmen, so kann man auf dem schon seit langen durch die Forschungen von Hermann Grees und Pankraz Fried¹⁰⁶ bekannten Seldnerwesen in Ostschwaben aufbauen. Aus den grundherrschaftlichen Quellen in Babenhausen ergibt sich, daß diese Selden gegenüber den bäuerlichen Hofstellen die entscheidende Basis für das Landhandwerk bildeten;¹⁰⁷ sie prägten den Siedlungsausbau. Waren 1574 von den 163 Anwesen bereits 101 als Selden identifizierbar - dazu kamen lediglich 6 Beisassen -, so stellten sie 1708 bei insgesamt 180 Anwesen mit 65 in den ärmeren Gewerben (Glaser, Schuster und Schneider) bzw. 23 in den besser situierten (Wirte, Bäcker, Schmiede und Müller) einen hohen gewerblichen Anteil. Von den 16 Webern waren allerdings nur drei in die Schaulisten von 1714/15 eingetragen, die übrigen dürften also entweder an die Marchands geliefert oder für den lokalen Markt gearbeitet haben. 1807 gab es insgesamt 36 Bauern mit Voll-, Halb- oder Viertelhöfen und 195 Seldner; die nichtbäuerliche Schicht umfaßte 18 Gnadenhäusler (ohne landwirtschaftlichen Baugrund), 50 Beisassen und 101 Leibgedingsleute (Mieter) - bei insgesamt 246 Häusern war also die Siedlungserweiterung vor allem auf der Basis von Seldenstellen erfolgt. Bezogen auf die gesamte Herrschaft Babenhausen belief sich die Zahl der Anwesen am Anfang des 19. Jahrhunderts auf 545, davon entfielen 139 auf Bauern und 379 auf Seldner, der Anteil der Weber war mit 125

103 H. Medick, Privilegiertes Kapital und „kleine Industrie“ im Leinengewerbe des altwürttembergischen Oberamts Urach im 18. Jahrhundert, in: Archiv für Sozialgeschichte 23, 1983, S. 267-310; Ders., Laichingen, S. 121-140.

104 Kießling, Die Stadt und ihr Land, S. 679-681.

105 Kießling, Entwicklungstendenzen, S. 41 f.

106 H. Grees, Ländliche Unterschichten und ländliche Siedlung in Ostschwaben (Tübinger Geographische Studien, Heft 58), Tübingen 1975; P. Fried, Zur Geschichte der dörflichen Unterschichten in den ländlichen Siedlungen Bayerisch-Schwabens, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 71 (1977), S. 109-129.

107 Sczesny, Babenhausen, S. 57-67.

allein auf ca. 30 Prozent zu veranschlagen, während die Hausstellen ohne Baugrund lediglich 27 ausmachten.

Dieses Bild entspricht, soweit die bisherigen Analysen verallgemeinernde Aussagen zulassen, im wesentlichen auch den Verhältnissen in den 'Stauden' südwestlich von Augsburg mit dem Weberdorf Langenneufnach und im Ulmer Umland - wenn auch, wie in dem Weberort Langenau,¹⁰⁸ ähnlich wie in Laichingen auf der Alb,¹⁰⁹ der Handwerkeranteil höher liegen konnte. Der Vorstellung von einer 'Proletarisierung' in größerem Umfang ist jedenfalls mit Vorsicht zu begegnen.

Daß dies jedoch wiederum nicht der einzige Entwicklungsgang war, zeigt das Oberallgäu, wo die Daten eine weitere Variante erschließen lassen.¹¹⁰ Wie schon die Zunftorganisation gezeigt hat, bei der ein außerordentlich hoher Frauenanteil unter den Webern zum Vorschein kam, war dort offenbar die Einbindung in den agrarischen Kontext noch ausgeprägter. Folgt man den Quellen in ihrer Gesamteinschätzung, so war der Nebenerwerb hier das Normale: Im Zunftviertel beim Stift Kempten gaben die Weber 1708 an, daß die meisten von ihnen kaum das halbe Jahr mit Wirken verbrachten. Im oberen Stiftsland fiel der Frauenanteil besonders hoch aus, während in den unteren Pfarreien die hauptberuflichen Handwerksmeister saßen, die von ihrem Gewerbe leben konnten und deshalb bezeichnenderweise entscheidende Vorbehalte gegen den reinen Nebenerwerb der Weberinnen sowie der überzähligen Knappenstühle äußerten - ein Streit der bis ins 19. Jahrhundert anhielt. Entsprechendes findet sich unter der Mitgliedschaft der Immenstädter Zunft.

Zieht man daraus ein vorsichtiges Fazit, so wurde die ländliche 'Weberei' vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in erster Linie als Nebenerwerb betrieben, darüber lagerte sich eine Gruppe von hauptberuflichen Handwerkern - die offenbar das Potential der Zünfte darstellten -, und die Spitze bildeten einzelne Verleger (?) bzw. Händler. Auch wenn das zahlenmäßige Gewicht der verschiedenen Gruppen nur selten exakt bestimmbar ist, die Breite der verschiedenartigen Existenzformen ist jedenfalls charakteristisch für den gesamten Zeitraum.

Eine letzte Beobachtung vermag diese Einschätzung vielleicht indirekt zu stützen. Ein enger Zusammenhang zwischen Proto-Industrialisierung und agrarischer Grundversorgung wurde beispielsweise für das Bodenseegebiet nachdrücklich in dem Sinne verifiziert, daß Oberschwaben als Agrarlandschaft mit dem nordschweizerischen Textilrevier St. Gallen-Appenzell-Thurgau korrespondierte. Der Getreidehandel löste in Oberschwaben sogar eine erste Reagrarisierung aus, womit sich die früheren Ansätze zur Gewerbelandschaft umkehrten.¹¹¹ Da sich für Ostschwaben keine derartige Ergänzung ausmachen läßt, müßte es zu dem ökonomischen Landschaftstyp gehören, in dem die Versorgung einer zunehmenden gewerblichen Bevölkerung durch eine Intensivierung der Agrarwirtschaft zustande kam.

Tatsächlich deuten Hinweise des 15./16. Jahrhunderts darauf, daß hier der Getreideexport abbrach und die Selbstversorgung der Region in den Mittelpunkt rückte. Während den oberschwäbisch-schweizerischen Austausch vor allem das Konstanzer Kreisviertel trug - eine

¹⁰⁸ Vgl. zu beiden Orten *Kiefling*, Entwicklungstendenzen, S. 46 f.

¹⁰⁹ *Medick*, Laichingen, S. 157-182.

¹¹⁰ Zum folgenden *Petz*, Kempten, S. 170-179.

¹¹¹ Dazu *Göttmann*, Getreidemarkt am Bodensee; *Ders.*, Aspekte der Tragfähigkeit in der Ostschweiz um 1700: Nahrungsmittelversorgung, Bevölkerung, Heimarbeit, in: *Jahn/Hartung*, Gewerbe und Handel vor der Industrialisierung, S. 152-182.

wisse Entsprechung stellte im Osten der bayerisch-tirolische Wirtschaftsraum dar¹¹² -, hielten sich die ostschwäbischen Reichsstädte demgegenüber deutlich zurück. Zwar ist der Memminger Getreidemarkt als wichtiger Sammelpunkt für Zulieferungen bis zur Donaubenebe belegt, und gelegentliche Überschüsse gingen auch über die Nord-Süd-Route nach Vorarlberg, Graubünden und Chur,¹¹³ doch spielte offenbar der innere Markt eine erheblichere Rolle, zumindest im Vergleich zu Lindau und Überlingen. Dies läßt sich an mehreren Punkten verifizieren: Zum einen wird am Beispiel Ottobeuren sichtbar, daß gegen Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Marktorientierung der Untertanen, gerade was das Getreide betraf, eine erhebliche Steigerung erfuhr, korrespondierend mit einer „Monetisierung“ ihrer eigenen Existenz, die sich nicht zuletzt darin äußerte, daß die Handhabung der Hofübergabe auf vertraglicher Basis zwischen den Generationen geregelt und eine Güterteilung weitgehend verhindert wurde.¹¹⁴ Zum anderen spielte sich in Kempten der regionale Handel mit dem Oberland vorwiegend als Austausch von Getreide und Schmalz bzw. Käse ab, wenn auch mit einer sinkenden Tendenz, weil die Versorgung sich zunehmend auf die dortigen Märkte verlagerte.¹¹⁵ Zum dritten ermöglichte der regionale Getreidemarkt wiederum eine Erweiterung der Tragfähigkeitsgrenze im alpinen Randgebiet, wie er in Oberstdorf beobachtet werden konnte. Aufgrund dieser Versorgung konnte der Ort ein außerordentliches Wachstum der Bevölkerung verkraften; die Realteilung, der handwerkliche Erwerb im Textilgewerbe und ein saisonal-wanderndes Bauhandwerk ermöglichten eine „Maximierungsstrategie“.¹¹⁶ Schließlich ist die umfassende ‚Vereinödung‘ im voralpinen Raum, die als Auflösung der älteren dörflichen Gemeinwirtschaft bis hin zur Aussiedlung der Höfe in die individuell bewirtschaftete Flur im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, sicher auch als Intensivierungsmaßnahme in diesem Zusammenhang zu deuten.¹¹⁷

Für Augsburg, wo sich bereits im 16. Jahrhundert ebenfalls die Eigenversorgung aus dem Umland durchgesetzt hatte,¹¹⁸ war das Gebiet bis zur Donau, Mindelheim und Landsberg sowie das entsprechende bayerische Umland maßgebend - abgesehen von gelegentlichen Einkäufen in Regensburg, im Ries und im Bistum Eichstätt. Exportbeschränkungen in knappen Zeiten sollten weiterhin verhindern, daß das auf dem Augsburger Markt angebotene Getreide an die Nachbarterritorien veräußert wurde - von Fernhandel ist nicht die Rede.¹¹⁹

112 *Göttmann*, Getreidemarkt am Bodensee, S. 121-141.

113 *Th. Wolf*, Reichsstädte in Kriegszeiten. Untersuchungen zur Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Isny, Lindau, Memmingen und Ravensburg im 17. Jahrhundert (Memminger Forschungen, Bd. 2), Memmingen 1991, S. 172-180.

114 *Sreenivasan*, Ottobeuren, S. 165-223.

115 *Petz*, Kempten, S. 132-136.

116 *Lengger*, Leben und Sterben, S. 613-695, Zitat S. 694.

117 Nach *H. Dorn*, Die Vereinödung in Oberschwaben, Kempten 1904; jetzt *P. Novotny*, Die Vereinödung im Allgäu und in den angrenzenden Gebieten. Ihre Ursachen, Durchführung und Auswirkung auf die Landwirtschaft vor dem agrargeschichtlichen Hintergrund, Diss. München (TU) 1983; *W. Lochbrunner*, 1550 - 1880. Ländliche Neuordnung durch Vereinödung (Berichte aus der Flurbereinigung 51), München 1984.

118 *R. Kießling*, Herrschaft - Markt - Landbesitz. Aspekte der Zentralität und der Stadt-Land-Beziehungen spätmittelalterlicher Städte an ostschwäbischen Beispielen, in: *E. Meynen* (Hg.), Zentralität als Problem der mittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung (Städteforschung A 8), Köln 1979, S. 121-140.

119 *B. Roeck*, Bäcker, Brot und Getreide in Augsburg. Zur Geschichte des Bäckerhandwerks und zur Versorgungspolitik der Reichsstadt im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, Bd. 31), Sigmaringen 1987, S. 83-93, 121 f.

Obwohl auch hier eine umfassende Analyse noch aussteht, erscheint doch der Eindruck zutreffend, daß die Strukturen des 16. Jahrhunderts¹²⁰ sich in der Folgezeit vertieften.

IV.

Im Laufe der Frühneuzeit hatte sich die ostschwäbische Textillandschaft erheblich verändert: Das im Spätmittelalter entstandene Leinenrevier, das durch den Barchent seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert in einer Kernzone eine erhebliche Verdichtung und Produktionsdifferenzierung erfahren hatte, war nach dem Einbruch zu Beginn des 17. Jahrhunderts und der anschließenden Krise des Dreißigjährigen Krieges zwar wiederbelebt worden, insgesamt aber wurde das quantitative Niveau des ausgehenden 16. Jahrhunderts nicht mehr erreicht. Die relativ einheitliche Gewerberegion hatte sich dabei in sehr unterschiedliche Teilregionen aufgespalten, die verschiedenartige Orientierungen bezüglich der Gewebesorten, der Produktionsformen und der Stellung im regionalwirtschaftlichen Kontext - das Verhältnis zur agrarischen Basis, der Vertrieb bzw. die Einbindung in die regionalen und überregionalen Märkte - kennzeichneten.

Die Rahmenbedingungen für die ökonomische Entwicklung unterscheiden sich dabei grundlegend von denen in geschlossenen Territorien. Ostschwaben war nach wie vor eine 'offene' Gewerbelandschaft, da sich die herrschaftliche Durchdringung in Richtung der frühmodernen Staatlichkeit nur bedingt realisieren ließ, vielmehr die 'Kleinkammerung' - einschließlich vielfältiger Auseinandersetzungen um die Landeshoheit¹²¹ - bis zum Ende des Alten Reiches festgeschrieben war. Aus einer derartigen Herrschaftsstruktur resultierte die Notwendigkeit zur Interaktion, die ihren Ausdruck in politischen Kooperationen fand. Waren es im Spätmittelalter zunächst die Städtebünde, dann interständische regionale Bündnisse bis hin zum Schwäbischen Bund, so bot seit dem 16. Jahrhundert die Reichsverfassung mit dem Schwäbischen Kreis einen ausbaufähigen Rahmen.¹²² Ökonomisch gesehen fanden die Impulse des Marktes breitgestreute lokale Anknüpfungspunkte. Sie konnten zwar nur schwer in ein übergreifendes Entwicklungskonzept integriert werden, bauten aber auf der spätmittelalterlichen, regional ausgerichteten Basis auf. Die seit dem 16. Jahrhundert charakteristische Konkurrenzsituation zwischen der traditionellen ökonomischen Zentralität der Reichsstädte und den Herrschaftsträgern der Klein- bzw. Teilterritorien, die schließlich in mehr oder weniger merkantilistisch bestimmte Konzeptionen einmündete, begrenzte das freie Spiel der Kräfte in der Region, ohne es letztlich aufzuheben.

Die zugrundeliegenden Teilregionen - Augsburg und sein Umland, die Ulmer Region und das Allgäu - lassen sich somit nicht einfach im Sinne eines unabhängigen Nebeneinanders

120 Vgl. R. Kießling, Schwäbisch-tirolische Wirtschaftsbeziehungen 1350 - 1650, in: W. Baer/P. Fried (Hg.), Schwaben - Tirol. Beiträge, Rosenheim 1989, S.182-201, hier S.185 f.; Ders., Die Stadt und ihr Land, passim; zusammenfassend Ders., offene Gewerbelandschaft.

121 Vgl. dazu E. Riedenaier (Hg.), Landeshoheit. Beiträge zur Entstehung, Ausformung und Typologie eines Verfassungselements des Römisch-deutschen Reiches (Studien zur Bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte, Bd. 16), München 1994.

122 Zur Übergangssituation vgl. R. Kießling, Die „Nachbarschaft“ und die „Regionalisierung“ der Politik: Städte, Klöster und Adel in Ostschwaben um 1500, in: F. Seibt/W. Eberhard (Hg.), Europa 1500. Integrationsprozesse im Widerstreit. Staaten, Regionen, Personenverbände, Christenheit, Stuttgart 1987, S. 262-278; Ders., Die Überwindung herrschaftlicher Grenzen durch regionale Zusammenarbeit. Ostschwaben im 15./16. Jahrhundert, in: W. Schmalle/R. Stauber (Hg.), Mensch und Grenze in der Frühen Neuzeit, (Innovationen, Bd. 2), Berlin 1998, S. 155-170.

verstehen, sondern sie überlagerten sich in vielfältiger Weise. Dies war ein Resultat jener spätmittelalterlichen Ausgangsbasis, in der die Städte bei der Produktion von Textilien ihr jeweiliges Umland einbezogen hatten. Die Gemeinsamkeiten der Teilregionen während der Frühen Neuzeit sind nicht zu übersehen: Durch eine deutliche Verlagerung der Produktion gewann das territorial gegliederte 'Land' gegenüber dem (reichs-)städtischen Aufkommen nicht nur an Gewicht, sondern überholte es zumindest stellenweise. Dies spiegelt sich sowohl in den neuen Zentren der Kleinstädte und Märkte, als auch in der neuen Organisationsform der Landzünfte. Die zusätzlichen Erwerbchancen für die Landbevölkerung der gesamten Region wirkten sich zudem in demographischer Hinsicht aus. Insgesamt hohe, freilich lokal unterschiedliche Wachstumsraten beruhten zumindest auf der Erweiterung der Tragfähigkeit, auch wenn sich spezifische Verhaltensmuster nur ansatzweise einstellten. Die intensivere Marktorientierung, die von der kapitalkräftigen kaufmännischen Oberschicht der Städte eingeleitet und durch lokale ländliche Unternehmer ergänzt wurde, erfaßte auch die handwerklich tätige Produzentschicht auf dem Land. Dem Textilsektor dürfte dabei ein besonders stimulierender Effekt zuzuschreiben sein, doch gerieten auch andere Gewerbe mit Rohstoffen und Fertigwaren und generell die Versorgung mit Lebensmitteln in den Sog dieser Marktentwicklung.

Die ausgeprägteste Kontinuität zeigt sich im Allgäu. Nicht nur, daß hier die Leinenherstellung auf der Basis des einheimischen Flachsbaus fortgeführt wurde, auch die Strukturen der Produktion blieben weitgehend traditionell. Eine dominante Rolle spielte nach wie vor die nebegewerbliche ländliche Weberei, die sämtliche Stufen der Herstellung vom Flachsbaum bis zur Fertigware beinhaltete, orientiert auf die alten reichsstädtischen Zentren, die allerdings zunehmend den Schweizer Unternehmern die Führung überlassen mußten. Inwieweit sich gerade hier der hohe Anteil der Frauenarbeit mit einer saisonalen Wanderarbeit, vor allem im Bauhandwerk, verband,¹²³ wäre noch untersuchen.

In der mittelschwäbischen Region ist ebenfalls eine Fortsetzung alter Strukturen erkennbar: Die Rückkehr zur Leinenherstellung im westlichen Teil, der vorwiegend auf Ulm, in zweiter Linie auch auf Memmingen orientiert war, ließ den Ausbau eines ländlichen Handwerks zu, doch lag hier ein stärkeres Gewicht auf dem eigenständigen Handwerksbetrieb mit einer mehr oder weniger großen agrarischer Komponente in den Selden. Der Typus des 'Weberdorfes', in dem sich die Produktion von Halbfabrikaten und Fertigwaren für einen lokalen Markt wie für den Export miteinander verband und nach wie vor die einheimische Flachsherstellung die Basis darstellte, bestimmte das Bild. Die strukturelle Zuordnung auf die Schau, sei sie in den Reichsstädten oder in neuen territorialen Zentren und Subzentren etabliert, schloß Verlagsbindungen nicht aus, mündete aber insgesamt eher in eine agrarisch-gewerbliche Mischökonomie.

Die stärkste Veränderung vollzog sich im östlichen Teilrevier um Augsburg und Kaufbeuren, punktuell ausstrahlend bis Kempten, Memmingen und Füssen, das auf die Baumwollverarbeitung (Bombassine und Cotte) setzte. Hier dominierte die Organisationsform der Manufaktur, vor allem die Kattundruckerei, doch hatten die zentralen Betriebe relativ wenige Arbeitskräfte, während die Garnherstellung, aber auch die Fertigung beträchtlicher

123 Darauf verweist im Zusammenhang mit der allgemeinen Bevölkerungsentwicklung und Migration nachdrücklich *Lengger*, *Leben und Sterben*, S. 263-290, 761, demonstriert an der hochstiftischen Pflege Rettenberg; vgl. auch *A. Layer*, *Siedlung und Bevölkerung*, in: *M. Spindler (Hg.)*, *Handbuch der bayerischen Geschichte*, Bd. III/2 [Schwaben], München 1971, S. 1043-1058.

Mengen an Rohware auf das jeweilige Umland ausgelagert wurden und einer weit höheren Anzahl von Zuarbeitern Beschäftigung boten. Ob dies tatsächlich einen qualitativen Sprung auslöste, inwieweit sich damit nicht zuletzt eine 'Proletarisierung' der Lebensform verband, oder ob die bereits seit dem 16. Jahrhundert ausgebildeten Lebens- und Arbeitsverhältnisse auf dem Land nach der Krise des 17. Jahrhunderts lediglich wiederbelebt wurden, muß durch die im Gang befindliche Feinanalyse noch geklärt werden.

Für die Gesamteinschätzung spielen nicht zuletzt die Landzünfte als neuer Faktor eine wichtige Rolle. Wohl nicht zufällig in der Krisenlage des 17. Jahrhunderts entstanden, breiteten sie sich schnell aus und banden offenbar gerade den Teil der ländlichen Produktion ein, der sich in der handwerklichen Arbeit die ökonomische Basis geschaffen hatte. Mit sehr verschiedenartigen Organisationsformen reagierten sie auf die jeweils vorhandenen Arbeitsbedingungen; einerseits nahmen sie die älteren städtischen Normen auf, modifizierten sie andererseits aber auch in pragmatischer Absicht, nicht ohne bezeichnenderweise auf den anhaltenden Widerstand der städtischen Zünfte zu stoßen. Die durchgängige Initiative der Weber traf sich dabei mit den fiskalischen Interessen der Herrschaftsträger in einem zumindest partiellen Konsens, dessen stabilisierender Effekt wohl nicht gering veranschlagt werden darf. Auch wenn die ambivalente Rolle der Landzünfte zwischen 'Rückwärtsorientierung' und 'Professionalisierungsschub' noch nicht klar definiert werden kann - immerhin zeichnen sich im Einzelfall unterschiedliche Bewertungstendenzen ab -, so bleibt doch festzuhalten, daß damit die weitverbreitete Mischökonomie auf dem Land eine gewichtige Stütze erhielt. Diese organisatorische Eigenständigkeit stellte aber gleichzeitig ein Gegengewicht zu der vom Handelskapital getragenen Ausschöpfung der ländlichen Produktionsressourcen dar und mußte gegenüber einer forcierten Proto-Industrialisierung hemmend wirken.

Die sehr verschiedenartigen Teilbefunde verbieten es, für die Gesamtregion Ostschwaben das Theorem der 'Proto-Industrialisierung' undifferenziert in Anspruch zu nehmen. Polyzentrische Organisation, territoriale Verselbständigung und ausgeprägt traditionelle Lebensweisen verbanden die Entwicklungen des 17./18. Jahrhunderts in mehreren Hinsichten eher mit der spätmittelalterlichen Ausgangssituation; das schließt einen Strukturwandel in Richtung einer Proto-Industrialisierung durchaus mit ein, doch scheint er sich nur in Teilräumen vollzogen zu haben, so daß es eher zu einem Nebeneinander bzw. Übereinander verschiedenartiger Entwicklungstrends kam, die jedoch nicht in einem übergreifenden gemeinsamen Prozeß zusammenliefen.

Zwischen den beiden Polen 'Stabilisierung' und 'Veränderung' entfaltete sich in der 'offenen Gewerbelandschaft' Ostschwaben während der Frühen Neuzeit ein breites Spektrum konkreter Lebens- und Arbeitsformen gerade im ländlichen Bereich, dessen Übergang in die Moderne keineswegs bruchlos verlief. Abgesehen von der Integration in den neubayerischen Staat, verdichteten sich die Anzeichen für einen tiefgreifenden Strukturwandel, nachdem bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert die Zahlen auf eine abgeschwächte Konjunktur verwiesen hatten.¹²⁴ Während im Allgäu die Leinwandweberei sehr schnell verfiel und stattdessen langfristig die Milchwirtschaft den Wandel zum 'grünen Allgäu' einleitete, konnten im ländlichen Bereich Mittelschwabens die Strumpfwirkereien von Obergünzburg und Schwabmünchen-Großaitingen zunächst eine beachtliche Überbrückung in Form einer Hausindustrie

124 Vgl. dazu Zorn, Handels- und Industriegeschichte, S. 119-204; Ders., Gewerbe und Handel Schwabens 1368-1869, in: Ders./L. Hillenbrand, Sechs Jahrhunderte schwäbische Wirtschaft, Augsburg 1969, S. 7-115, hier S. 61-80.

bieten. Die Manufakturen und ersten Industriebetriebe Augsburgs dagegen koppelten sich eher von der traditionellen Stadt-Land-Verbindungen ab,¹²⁵ in den oberschwäbischen Städten waren sie ohnehin nicht leistungsfähig; so ist beispielsweise in Kempten erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Neuanatz zu erkennen.¹²⁶ Dennoch blieb die traditionelle ländliche Leinwandweberei noch längere Zeit als wichtiger gewerblicher Faktor erhalten: 1824 stellten die 5.113 Leinenweber im Oberdonaukreis immer noch ca. 15 Prozent der im Gewerbe Beschäftigten.¹²⁷ Ihre Positionierung im Spannungsfeld von Proto-Industrie bzw. Hausindustrie und Fabrikindustrie¹²⁸ bedarf jedoch erst noch einer intensiven Aufarbeitung, um die Kontinuitäten¹²⁹ und Diskontinuitäten zur vorausgehenden Phase abschätzen zu können, die Gegenstand dieser Überlegungen war.

ORTE und TERRITORIEN (zur nebenstehenden Karte):

1. Agawang	35. Landsberg	I. Grafschaft Rothenfels
2. Altusried	36. Langenau	II. Fürststift Kempten
3. Augsburg	37. Langeneufnach	III. Grafschaft Babenhausen
4. Babenhausen	38. Leutkirch	IV. Herrschaft Hohenegg
5. Biberach	39. Lindau	V. Grafschaft Kirchberg-Weißenhorn
6. Buchenberg	40. Martinszell	VI. Grafschaft Waldburg
7. Buchloe	41. Memmingen	VII. Fürstbistum Augsburg
8. Burgau	42. Mickhausen	VIII. Reichsstift Ottobeuren
9. Burtenbach	43. Mindelheim	
10. Deisenhausen	44. Münsterhausen	
11. Dietenheim a. d. Iller	45. Neuburg a. d. Kammell	
12. Dillingen	46. Niederraunau	
13. Dinkelscherben	47. Obergünzburg	
14. Edelstetten	48. Oberstdorf	
15. Eisenburg	49. Ottobeuren	
16. Frickenhausen	50. Roggenburg	
17. Füssen	51. Rothenfels	
18. Glött	52. Scheppach	
19. Grönenbach	53. Schwabmünchen	
20. Guggenberg	54. Seyfriedsberg	
21. Günzburg	55. Sonthofen	
22. Hohenegg	56. Thannhausen	
23. Ichenhausen	57. Ulm	
24. Immenstadt	58. Ursberg	
25. Immenthal	59. Waldburg	
26. Isny	60. Waltenhausen	
27. Jettingen	61. Wattenweiler	
28. Kaufbeuren	62. Weißenhorn	
29. Kellmünz a. d. Iller	63. Welden	
30. Kempten	64. Wettenshausen	
31. Kirchberg	65. Wurzach	
32. Kirchhaslach	66. Ziemetshausen	
33. Kirchheim a. d. Mindel	67. Zusamaltheim	
34. Krumbach	68. Zusmarshausen	

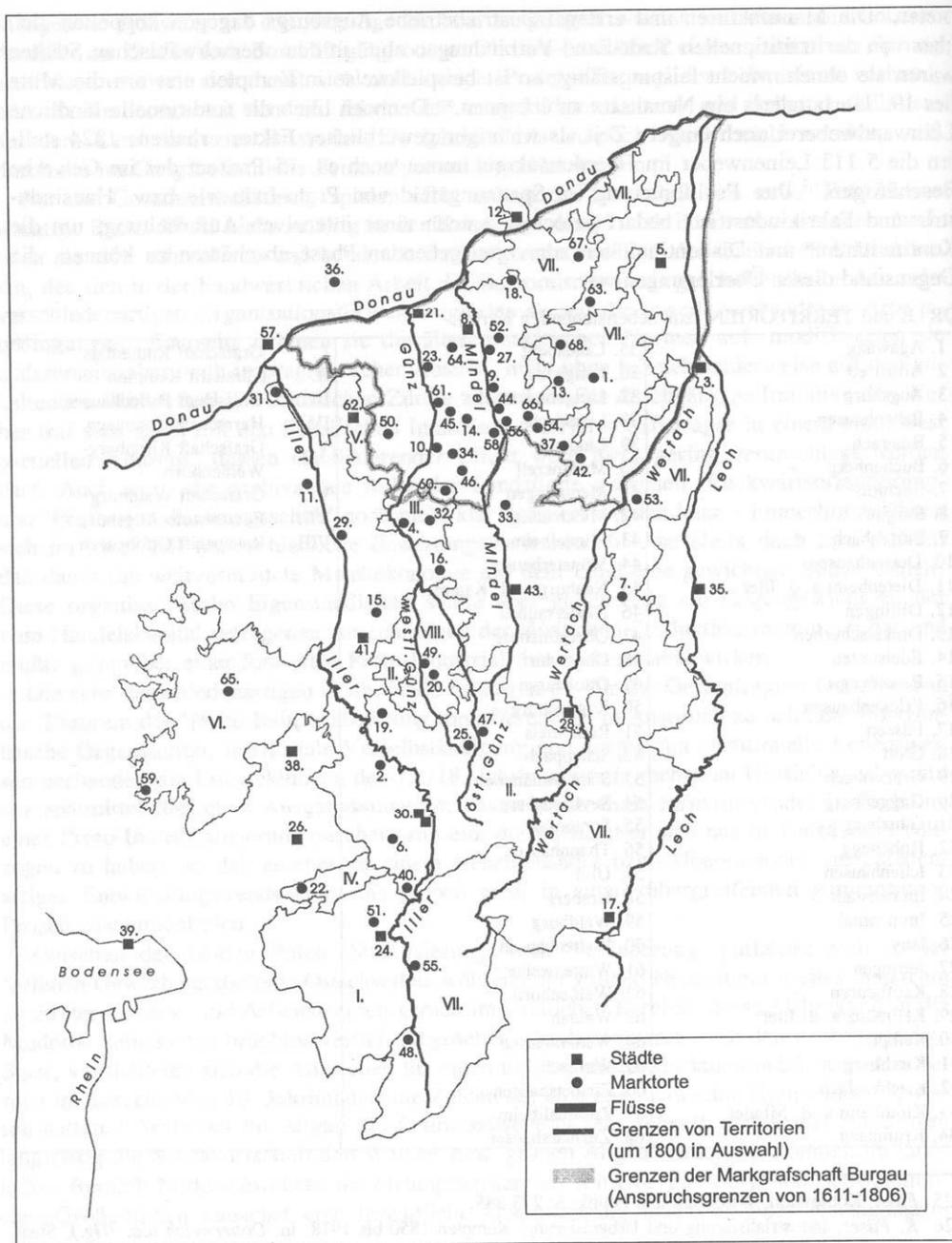
125 *Fassl*, Konfession, Wirtschaft und Politik, S. 275-285.

126 *K. Filser*, Industrialisierung und Urbanisierung. Kempten 1850 bis 1918, in: *Dotterweich u.a. (Hg.)*, Stadt Kempten, S. 372-406, hier S. 374-380.

127 *Zorn*, Gewerbe und Handel, S. 75, nach der halbamtlichen Statistik von I. Rudhart.

128 *Kriedte/Medick/Schlumbohm*, Sozialgeschichte in der Erweiterung, S. 243-255.

129 Wie etwa in Laichingen: *Medick*, Laichingen, S. 207-293.



Small Towns, Craft Guilds and Proto-Industry in Spain

By *Jaume Torras (Barcelona)**

The economic history of Spain in the 19th and 20th centuries is often presented as that of an industrial late-comer of the European periphery, an approach that leaves little room for a discussion of the beginnings of modern industry in Spain in the framework of the proto-industrialization debate. Yet, 19th century Spain was not an industrial wilderness and one of its regions 'could stand comparison with the classical regions of Inner Europe'.¹ A first thrust towards full mechanization had taken place in the textile industry during the 1830s, but other manufacturing activities were barely touched by it. Still, its performance was far from negligible, and Spain's per capita production of the staple of early industrialization, cotton yarn, was sixth in Europe by the 1880s, close to the French (5th) and German (4th) levels. To a higher degree than in other countries, Spain's textile (and other consumer goods) industries were heavily concentrated (above 90 per cent in the case of cotton) in a single region, Catalonia.² Rather than industrial backwardness, a more distinctive feature of late nineteenth-century Spain was perhaps the deepening gap between its regional economies.

The "enclave-ness" of Spain's modern industry was full of implications for the economic as well as the political history of the country in the 19th century. These are not to be discussed here. This essay focuses instead on earlier developments to argue that proto-industrialization set the stage for the industrialization process --though a limited, regionally confined one. The essay starts from the assumption that a given regional distribution of economic activity has a significant influence on the subsequent one. That is, had a process (in this case, factory-based industrialization) started from a different pattern of regional disparities, its actual spatial distribution would also have been different from that 'which existing investments, linkages, locations, and even technology forced upon it in fact'.³ Awareness of spatial "path dependence", however, should not be taken as a post hoc, ergo propter hoc argument, but rather as an approach that helps to take into account factors that are often neglected in the more formal approach of location theory.

Regional economic disparities were conspicuous by the end of the 18th century, but their future course of development was not obvious. Take Pedro Rodríguez Campomanes, a most influential statesman of the Spanish "enlightenment", who in 1774 published a *Discurso sobre el fomento de la industria popular* 'intended to encourage the extension of cottage industry. The purely agrarian basis of the economy had to be enlarged and diversified with new productive activities, especially "popular" industry, that is, domestic, low-skill manufactures that could easily be combined with farming and cattle breeding. Campomanes singled out two of the most densely populated provinces in the kingdom, Galicia and

* This essay is based on work in a research project funded by DGICYT, PGC program (Spain's Department of Education).

1 S. Pollard, *Peaceful Conquest. The Industrialization of Europe 1760-1870*, Oxford 1981, p. 206.

2 J. Nadal, *El fracaso de la revolución industrial en España 1814-1913*, Barcelona 1975, pp. 223, 240-245. Catalonia had 1.84 million inhabitants according to the 1887 census (Spain's total population was 17.55 million).

3 Pollard, *Peaceful*, p. 112.

4 P.R. Campomanes, *Discurso sobre el fomento de la industria popular (1774). Discurso sobre la educación popular de los artesanos y su fomento (1775)*, Madrid 1975 (ed. by J. Reeder).

Catalonia, as evidence of the benefits to be expected from industry. Thanks to this activity, he pointed out, population was growing fast in both regions, the royal tribute was being regularly paid and feudal duties were not defaulted. There were differences between the two provinces, though. According to Campomanes, the economic foundations of Galicia's comparative prosperity were 'far more solid and durable'⁵ than Catalonia's because of a closer integration of farming, cattle breeding and "popular" industry (linen cloth making) in the former. In Catalonia, instead, many towns flourished with all sorts of manufactures but, in Campomanes' view, the strength of craft guilds held back cottage industry. Manufacturing growth as it was taking place in Catalonia was an unreliable foundation for prosperity in the long run and, moreover, it was likely to have deleterious effects on the social order.

It is easy now to decry Campomanes' mistaken views on cottage industry and on the nature of 'solid and durable' prosperity. His concerns were not those underlying the proto-industrialization debate and the very notion of economic growth was absent from his mind; what worried him were the dangers of unwelcome social instability in a context of welcome population increase. But his prognosis can still be an appropriate starting point for discussing the origins of modern industry in Spain. The degree to which rural industry was embedded in the peasant economy, on the one hand, and the existence and functions of craft guilds, on the other, will therefore be major issues in the following essay, as they also have been in the debate on proto-industrialization.

In what follows, "proto-industry" refers to rural domestic manufactures for non-local consumption, and "proto-industrialization" is conceived of as a process of extensive growth of such manufactures achieved by expanding inputs under the exogenous pull of an increased demand. The demographic, social and economic implications of this process prepared the way for modern industrialization, but could also lead to de-industrialization and reagrarianization.⁶ Starting from this approach, this essay examines the available information on rural domestic industries in 18th century Spain. In a first section, the long run trends in the demand for ordinary consumer goods and the different responses by different textile industries and regional economies are summarily outlined. The second section focuses on the distinctive features of the "proto-industrial district" which happened to emerge in the same region where a successful thrust towards factory-based industry occurred in the early decades of the 19th century. The short concluding section underlines the connections between this proto-industrial development and the conspicuously urban cotton industry that was to play a leading role in the subsequent industrialization process.

I.

Spain's population rose in the 18th century from nearly 8 million in the early decades to above 11 million in the 1790s. Starting from low absolute levels, the increasing demand for foodstuffs could be easily matched by supply up to the 1760s. More people with a roughly constant purchasing power meant an expanding market for producers of ordinary textiles which, by their very cheapness, enjoyed a natural protection from foreign competition.

5 *Campomanes*, *Discurso*, p. 76.

6 *F. Mendels*, Proto-industrialization: the first phase of the industrialization process, in: *Journal of Economic History* 32, 1972, p. 241-261, here p. 241; *P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm*, *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977, pp. 307-309.

After 1760, rising rents and grain prices gradually eroded the purchasing power of ever larger sections of the population, which slowed down the increase in aggregate demand arising from continuing population growth. A changing distribution of income and increased urbanization should then have prompted a shift within the aggregate demand for textiles in favour of medium- and high-quality goods.⁷ It seems reasonable to assume that the market for inexpensive textiles underwent expansion throughout the century, probably at a decreasing rate towards the last decades; likewise, an increasing demand for medium- and high-quality textiles can also be presumed. But, for the latter, domestic producers were not alone in taking advantage of it.

Let us now consider the response of different textile branches in different regions to these favourable conditions on the demand side. By the end of the 18th century, cottage industry had become a crucial component of the rural economy in many regions, and more than three thousand localities are recorded in different contemporary inquiries as engaged in the production of some sort of marketable cloth.⁸ In this essay only the most conspicuous amongst these potential proto-industrial nuclei will be considered in some detail.⁹

i) Campomanes had in mind linen cloth manufacturing when he praised the economic and social virtues of "popular" industry. It was widespread throughout the country, but marketable linens mainly came from Galicia. The organization of production was quite simple and it altogether ignored craft guilds of any sort. At the start, raw materials largely came from the same agrarian sector where spinning, bleaching and weaving were carried out by peasant families who worked very small plots subject to heavy rent payments. Marketing of these coarse linen cloths was also carried out on a very small scale by peddlars and by the peasants themselves --well established networks of seasonal migration to central Spain by harvesters provided an extremely economic form of transportation. This efficient but atomized structure relied almost exclusively on part-time producers and did not foster specialization within the regional economy.

After 1750, linen cloth manufacturing dramatically increased, especially in Galicia's fertile coastal lowlands where population densities were among the highest in rural Spain. As before, the additional income earned from linen cloth making was distributed over myriad households and resulted in further increases in peasant population. Foreign flax had to be imported and growing extra-regional sales brought about some degree of specialization in the form of travelling dealers who, often on behalf of merchants from outside the region, collected cloth in the scattered rural markets where peasant producers were to be met. It is likely that the entrenched practice of bleaching the yarn and not the finished piece, which meant that it was performed in the middle and not at the end of the production process, effectively prevented the involvement of merchants; at the same time, it kept Galician linens

7 E. Fernández de Pinedo, *Coyuntura y política económicas*, in: E. Fernández de Pinedo/A. Gil Novales/A. Dérozier, *Centralismo, Ilustración y agonía del Antiguo Régimen (1715-1833)*, Barcelona 1980, pp. 9-173, here pp. 99, 123.

8 R. Aracil/M. García Bonafé, *Industria doméstica e industrialización en España*, in: *Hacienda Pública Española* 55, 1978, pp. 113-129; id., *La protoindustrialización i la industria rural española al segle XVIII*, in: *Recerques* 13, 1983, pp. 83-102.

9 The linen and wool cloth textile industries only; cotton is summarily brought into the discussion in the final section of this article, while the silk industry, mostly urban-based, is left aside. For a general view of rural industries in Spain, including a survey of literature, J.K.J. Thomson, *Proto-industrialization in Spain*, in: S.C. Ogilvie/M. Cerman, *European Proto-industrialization*, Cambridge 1996, pp. 85-101.

at the bottom of the quality range. In any case, with production remaining so deeply embedded in the peasant economy, neither the importers of flax nor the small dealers in the final product had a chance of, or were interested in, becoming more involved in this increasingly vital activity of rural Galicia. Even less this was the case of the urban, non-Galician merchants who sold the product in the markets of central Spain. They turned to other suppliers in the early decades of the 19th century, as soon as cheaper linen and cotton fabrics from industrializing regions threw Galician linens out of the market.¹⁰ Atomized and deeply embedded in small, pluriactive peasant households, Galicia's "popular industry" was unable to react to the challenge and virtually disappeared during the 19th century. Far from Campomanes' expectations, by 1900 Galicia was at the very bottom in a ranking of the regions of peninsular Spain according to their share in the contribución industrial (tax on industrial activity).¹¹ Its economy relied almost exclusively on an agrarian and maritime basis and was experiencing massive emigration, both temporary and permanent.

ii) Woollen cloth manufacturing expanded, too, with the growth of domestic demand throughout the 18th century. The government's commitment in favour of industry added to it, as some protective measures widened the market for domestic cloth,¹² and positive discrimination in favour of manufacturers of woollen cloth lowered the cost of operating in this market.¹³ Prosperity returned to old textile towns like Segovia,¹⁴ and to many rural areas where the manufacture of rougher fabrics had a long tradition.¹⁵ Like in other parts of Europe, these were generally marginal areas¹⁶ with a poor agrarian basis that had to be enlarged with acquired human resources in the form of handicraft skills. Woollen cloth

10 This brief account of Galician linen cloth making relies on *J. Carmona*, *El atraso económico de Galicia*, Barcelona 1990.

11 *J. Nadal*, *La industria fabril en 1900. Una aproximación*, in: *J. Nadal/A. Carreras/C. Sudrià (Eds.)*, *La economía española en el siglo XX. Una perspectiva histórica*, Barcelona 1980, pp. 23-61.

12 In fact, only specific markets were effectively closed to foreign competition, those related with public expenditure, such as uniforms and weapons for the military. Beyond this, not much could be done in the field of tariff policies as the international treaties agreed upon at the end of the War of Succession committed Spain to not altering earlier arrangements that ensured low duties to foreign, especially French and British, goods. This state of affairs did not change significantly before the 1782 Tariff, *Fernández de Pinedo*, *Coyuntura*, pp. 124-130; *J.O. Maclachlan*, *Trade and peace with Old Spain*, New York 1974. British exports to Spain increased during the 18th century, and wool textiles amounted to two thirds of their total value by 1772-1774, *J. Nadal Ferreras*, *Comercio exterior y subdesarrollo. España y Gran Bretaña de 1772 a 1914*, Madrid 1978, pp. 210-211. Since it did not hurt established British or French interests, the import of cotton goods was prohibited since 1728, *J.K.J. Thomson*, *A distinctive industrialization. Cotton in Barcelona, 1728-1832*, Cambridge 1992, pp. 67-72.

13 Since the beginning of the century some tax exemptions were granted to individual entrepreneurs, together with the title of fabricantes reales and a specific set of other advantages in each case. After 1752 all producers of medium- and high-quality cloth in Castile enjoyed the tax exemptions formerly granted only to some; in 1779 any exemption or privilege previously granted to any individual producer of woollen cloth of any sort was extended to all producers in the kingdom. On industrial policies, *Fernández de Pinedo*, *Coyuntura*, pp. 89-92; *A. González Enciso*, *Estado e industria en el siglo XVIII: la Fábrica de Guadalajara*, Madrid 1980, pp. 237-256.

14 *A. García Sanz*, *Verlagssystem y concentración productiva en la industria pañera de Segovia durante el siglo XVIII*, in *Revista de Historia Industrial* 10, 1996, pp. 11-36.

15 *A. González Enciso*, *La protoindustrialización en España*, in: *Revista de Historia Económica* II, 1984/1, pp. 11-44.

16 *S. Pollard*, *Marginal Europe. The Contribution of Marginal Lands since the Middle Ages*, Oxford 1997, pp. 250-254.

making, while largely relying on work from peasant households, was less integrated within the peasant economy than linen cloth making was in Galicia. It was the main source of income for a number of skilled workers like the weavers, and also for the organizers of production, the clothiers, even if many of them could have agrarian activities as a by-occupation. Actually, post mortem inventories show that the clothiers' estate virtually always included a (usually short) number of plots of land.¹⁷

Quantitative evidence about this growth is scanty and, above all, unfit for comparison, as the available sources usually provide estimates of the number of looms --a poor indicator of actual output value. But all sources point to a general increase in textile activity. In some old textile centres this century-long expansion triggered off a differentiation process among producers, and a few of them undertook the manufacture of cloth of medium quality (1,800 to 2,600 threads to the warp). This process occurred in an urban industry like that of Segovia, but more typically in smaller towns in rural districts in inland Catalonia¹⁸, in southern Valencia¹⁹, Cameros and Béjar in Castile²⁰ and Antequera in Andalusia²¹. It is mainly in those places where a threshold of technical and organizational complexity was attained that the accumulation of skills, entrepreneurship, capital and commercial connections needed to produce appropriate responses to the external challenge of modern industry could take place. In all of them, some attempts were made in the early decades of the 19th century to organize production on the basis of the factory system --though with very unequal success. In the second half of the 19th century, only in Catalonia had factory-based production taken root on a significant scale.²²

Nothing in the working of the markets nor in the State's industrial policies seems to account for the diverging developments and outcomes of different textile areas in 18th and early 19th century Spain. A more promising approach is to look for differences in the supply side. Technological innovation does not play a significant role in proto-industrial growth, and inter-regional competition was driven by differences in the cost structure of the industry arising from other sources. The research carried out so far has not yet produced reliable and comparable data on the cost structure of cloth manufacturing in 18th century Spain.²³ Surely

17 The number and size of the plots owned by clothiers are modest in most cases. See examples in *R. Ros*, *La industria lanera de Béjar a mediados del siglo XVIII*, Salamanca 1993, pp. 72-75; *L. Ferrer i Alds*, *Pagesos, rabassaires i industrials a la Catalunya central (segles XVIII-XIX)*, Barcelona 1987, pp. 340-342; *J.M. Benaül*, *Los orígenes de la empresa textil lanera en Sabadell y Terrassa en el siglo XVIII*, in: *Revista de Historia Industrial* 1, 1992, pp. 39-62, here p. 51-53; *A. Parejo*, *Industria dispersa e industrialización en Andalucía. El textil antequerano 1750-1900*, Málaga 1987, p. 226.

18 *Benaül*, *Los orígenes*; *J. Torras*, *From Craft to Class: the changing organization of cloth manufacturing in a Catalan town*, in *T.M. Safley/L.N. Rosenband (Eds.)*, *The Workplace before the Factory. Artisans and Proletarians, 1500-1800*, Ithaca 1993, pp. 165-179.

19 *L. Torró Gil*, *La Reial Fàbrica de Draps d'Alcoi. Ordenances gremials (segles XVI al XVIII)*, Alcoi 1996, pp. XLVIII-LXIII.

20 *A. González Enciso*, *La protoindustrialización en Castilla la Vieja en el siglo XVIII*, in: *Revista de Historia Económica* II, 1984/3, pp. 51-82; *Ros*, *Béjar*, pp. 65-69.

21 *Parejo*, *Industria dispersa*, pp. 191-245.

22 A survey of interpretations of these different outcomes, in: *Thomson*, *Proto-industrialization*, pp. 97-101.

23 Though an interesting comparison is available of production costs of "super-fine" cloth between Segovia, Carcassonne and Abbeville, *A. García Sanz*, *Competitivos en lanas, pero no en paños: lana para la exportación y lana para los telares nacionales en la España del Antiguo Régimen*, in: *Revista de Historia Económica* XII, 1994/2, pp. 397-434.

there were regional differences in labour costs, which are of paramount importance in pre-factory production. For the time being, comparisons can be made only of daily wages in specific, mainly urban occupations.²⁴ It is mostly upon indirect evidence that one has to rely to put forward tentative explanations for the diverging course of development of different textile areas in 18th century Spain.

At first glance, Catalan producers were not that successful in inter-regional competition during the 18th century. Even if the available figures are difficult to compare, it is clear enough that the major producing centres were to be found outside Catalonia. Segovia's output of medium- and high-quality cloth in the last decades of the 18th century outstripped that of any of the Catalan localities specializing in the same fabrics.²⁵ Even Béjar or Alcoi (in Valencia), which could not be labelled "urban", compared favourably with their Catalan counterparts --if each locality is considered in isolation. In fact, Béjar, or Segovia, must be considered separately because they were separate centres, operating in isolation from each other. But this was not the case of Catalan towns like Terrassa, Esparreguera, Igualada, Sabadell, etc., separated from each other by only a few hours' walk across an uninterrupted proto-industrial landscape. If taken together, as a "proto-industrial district", a different picture emerges: in 1778, this district was the most active cloth making area in the kingdom, since, according to official estimates for the preceding five years, Catalan clothiers had bought 28 per cent of all raw wool of fina and entrefina quality²⁶ sold for domestic consumption in Spain.

Since Catalan population amounted then to less than one tenth of the total Spanish population, extra-regional markets must have been crucial for the Catalan industry. Multifarious evidence bears witness to the increasing presence of Catalan cloth in different regions during the second half of the 18th century, from the capital city, Madrid²⁷, to the Castilian highlands²⁸ and to Andalusia²⁹, etc. It has been suggested that the ability to set up an effective "trading diaspora" could explain the success of the Catalan economy in selling its products in Spanish markets where foreign interests (and goods) were overwhelmingly present³⁰. However important this might be, other aspects of Catalan cloth production have to be explored in order to explain its comparative success in 18th century Spanish markets.

There remains a contrast between Catalan producers and those in other regions that deserves attention. The former operated in smaller centres, but actually they were part of a significantly larger, yet fairly compact proto-industrial district, wide enough to allow for

24 Urban wages in Barcelona grew noticeably faster than in Madrid in the 18th century, *P. Vilar*, *Crecimiento y desarrollo*, Barcelona 1980, pp. 220-233; long-term data on Catalan wages compared with other regions in *G. Feliu*, *Precios y salarios en la Cataluña moderna*, Madrid 1991, vol. II, pp. 71-84.

25 *I. Miguel López*, *El censo de manufacturas de 1784. Una nueva fuente para el análisis de la industria catalana*, in: *Revista de Historia Económica XIV*, 1996/1, pp. 125-181, here p. 153.

26 This excludes producers of low quality woollen textiles; data in *Archivo General de Simancas (Valladolid)*, "Dirección General de Rentas, 2a. remesa", leg. 4925.

27 *J. Torras*, *The old and the new. Marketing networks and textile growth in eighteenth-century Spain*, in: *M. Berg (Ed.)*, *Markets and manufacture in early industrial Europe*, London 1991, pp. 93-113.

28 *A. González Enciso*, *Especialización y competencia regionales: la expansión del comercio catalán en Castilla a fines del siglo XVIII*, in: *Pedralbes. Revista d'Història Moderna* 5, 1985, pp. 31-57.

29 *Parejo*, *La industria dispersa*, p. 245; *C. Martínez Shaw*, *Las relaciones económicas entre Cataluña y la Baja Andalucía en el siglo XVIII*, in: *Actas del I Congreso de Historia de Andalucía. Andalucía Moderna (Siglo XVIII)*, Córdoba 1978, pp. 347-356.

30 *Torras*, *The old and the new*, pp. 103-104.

internal specialization between areas producing coarse cloth, worsted woollens and medium-quality cloth respectively.³¹ Odd as it may seem to speak of the advantages of agglomeration for rural industries so often referred to as "dispersed", the point, however, deserves some consideration.

Alfred Marshall's observations on the external economies of scale arising from spatial concentration have become commonplace in the literature on industrial location, and there is no need here to elaborate upon it.³² It will suffice to recall that i) concentration creates a thick labour market, which especially matters when industry-specific skills are required (woollen cloth weavers, for instance) in a context of unstable demand; ii) concentration of industries enables them to support efficient-scale suppliers of intermediate goods and services, and to spread overhead costs, and iii) concentration gives rise to information exchanges that are likely to result in generalized productivity improvements (in an agglomeration 'the mysteries of the trade become no mysteries', as Marshall put it, since 'inventions and improvements in machinery, in processes and the general organization of the business have their merits promptly discussed; if one man starts a new idea it is taken up by others and combined with suggestions of their own, and thus becomes the source of further new ideas').³³

Much in the same way as a single production unit increases its efficiency as it increases its size (up to a given level), so agglomeration is a means to achieve economies of scale for producers subject to effective (either technical or institutional) limitations of size. This was precisely the case of pre-factory woollen cloth production, subject to guild constraints on the size of production units and subject also to decreasing returns to scale beyond the family workshop size (at least in a process such as weaving).

More research is needed in order to explore how economies of agglomeration could play a role in inter-regional competition in 18th century Spanish markets for woollen cloth. But let us summararily consider several possible forms in which this influence could be felt.

Most elusive are those economies of agglomeration that could be gained from informational spillovers giving rise to general improvements in productivity. If, as it is likely to happen under proto-industrial conditions, this had to occur through informal mechanisms and word-of-mouth, then there is hardly any evidence that can be traced in the records. In any case, and according to the available information, there were no significant technical differences between different cloth producing areas in 18th century Spain.

More plausibly, economies of agglomeration could have been relevant in creating a pool of skilled labour. The advantages of a thick labour market are most obvious when inter-regional mobility of craftsmen is low. Information on this aspect of internal migration in

31 Internal specialization of the proto-industrial district is described in *J. Torras*, *Especialización agrícola e industria rural en Cataluña en el siglo XVIII*, in: *Revista de Historia Económica* II, 1984/3, pp. 113-127, here 119-124.

32 A concise presentation in *P. Krugman*, *Increasing returns and economic geography*, in: *Journal of Political Economy* 99, 1991, pp. 483-499, especially pp. 494-495. A historically informed approach in *Pollard*, *Peaceful*, pp. 111-123; id., *Regional markets and national development*, in: *Berg*, *Markets*, pp. 29-56, especially pp. 40-41.

33 *A. Marshall*, *Principles of economics*, vol. 1, London 1891, p. 330. A skeptical view on the cooperative sharing of know-how in the Sheffield cutlery trade explicitly referred to by Marshall as an instance of "industrial district" in *A. White*, '...we never knew what price we were going to have till we got to the warehouse': nineteenth-century Sheffield and the industrial district debate, in: *Social History* 22, 3, 1997, pp. 307-317.

17th or 18th century Spain is poor, but data from Igualada, in Catalonia, show a strictly local or regional background for the weavers in the first half of the 18th century.³⁴ The size of the available pool of trained craftsmen can therefore have been of critical importance for clothiers facing sharp fluctuations in demand. The larger it was, the less they had to resort to an expensive "hoarding" of skilled labour. A sudden increase in the production of cloth of a higher quality in Igualada in the 1730s, following a successful drive into the Madrid market, created a need for skilled weavers that could quickly be met by poaching on the workforce of neighbouring towns.³⁵

Agglomeration was also relevant in the sphere of transport services. Access to the sources of high-quality raw material and to promising consumer markets in central Spain required onerous inland transportation. The abolition (in 1717) of customs duties between Castile and the provinces of the old crown of Aragón, Catalonia among them, can be viewed as a reduction in transport costs, one that operated both ways.³⁶ But there was more than this, and what is known about transportation shows that an efficient network for bringing raw materials in and final products out of Catalonia was in operation in the second half of the 18th century,³⁷ a fact that has to be related, in a circular causation, to the increasing demand for such services arising from agglomeration.

All this needs further elaboration and better and more direct evidence is required. But it seems reasonable to conjecture that clustering in a comparatively dense proto-industrial district gave Catalan cloth producers a competitive advantage over other, more isolated, producers elsewhere in Spain. Once started, the process could go on feeding itself to a threshold that appears not to have been reached before the end of the 18th century. At this point, further questions arise for which there is no ready answer. First and foremost, why did this "virtuous" cumulative causation process set forth by the dynamics of agglomeration operate earlier or more effectively in a given region than in others? The next section of the essay tries to illuminate this point and, perhaps, throw some light on the general economic environment in which a specific instance of proto-industrial district arose.

II.

In the case to be considered, agglomeration cannot be explained by a superior resource endowment or by other locational advantages. Instead, the dynamics of proto-industrial agglomeration were set forth by a wider process of internal specialization of the regional economy largely driven by external forces. An accommodating institutional environment was crucial for these developments to occur in the pre-existing agrarian class structure. Both, the process and the framework, will be examined in this order.

34 Torras, *Craft*, pp. 171-172.

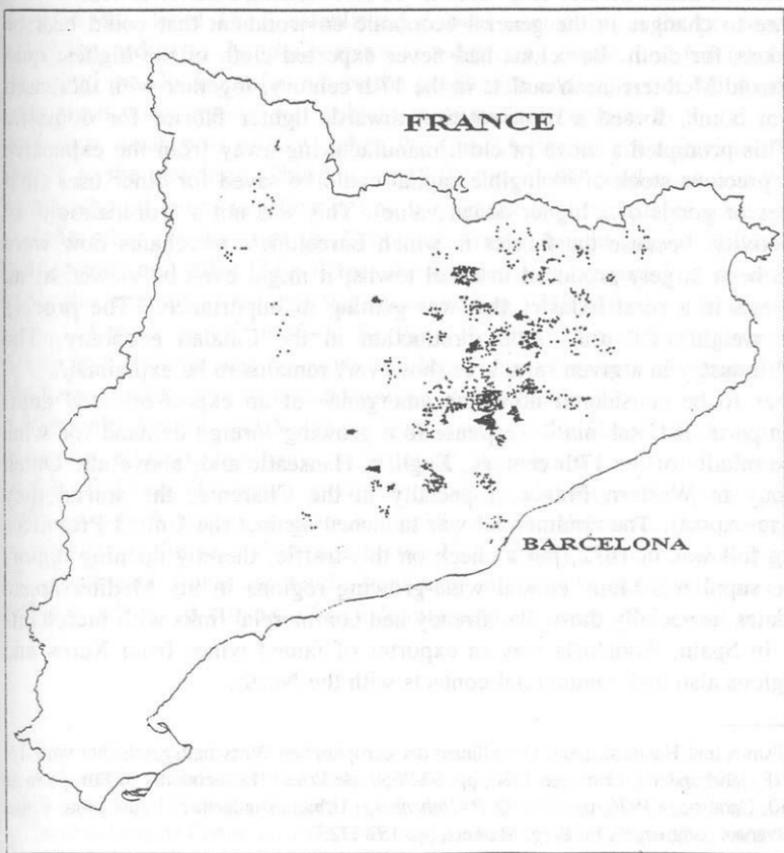
35 Torras, *Craft*, p. 178.

36 Domestic producers enjoyed thereby a reduction in the costs of inter-regional operations, which can be viewed as a protective measure since foreign producers did not receive any equivalent advantage. Aspects of this imperfect customs union are discussed in *J. Torras, Relaciones económicas entre Aragón y Cataluña antes del ferrocarril*, in: *Actas del I Simposio sobre las relaciones económicas entre Aragón y Cataluña* (ss. XVIII-XX), Huesca 1992, pp. 17-32, here pp. 18-28.

37 *A. Muset, Catalunya i el mercat espanyol al segle XVIII: els traginers i els negociants de Calaf i Copons*, Barcelona 1997.

First, it must be made clear that concentration in what was to become the proto-industrial district was not an unchanging feature of textile activity in Catalonia. In the 14th and 15th centuries, the manufacturing of woollen cloth had flourished in Barcelona and other big towns such as Gerona or Perpignan, but also in a number of smaller towns in the interior. The available information suggests that this rural side of the medieval textile industry was fairly widespread across the region,³⁸ in sharp contrast with a map based on data from the 1760 inquiry on the wool textile industry. The map shows that cloth production had somehow collapsed in a compact area, a sort of irregular stripe across central Catalonia. Several factors contributed to this process of concentration, either as "push" or "pull" forces, to drive woollen cloth making out of certain locations and into the proto-industrial district.

Spatial distribution of looms in Catalonia according to the inquiry of 1760 on the wool textile industry



Source: See footnote 54.

³⁸ C. Carrère, *Barcelone centre économique à l'époque des difficultés 1380-1462*, Paris 1967, pp. 407-409; Thomson, *Distinctive*, map in p. 27.

In the first place, and seemingly in contradiction with the "economies of agglomeration" approach, from the late 16th century onwards a spatial redeployment of some industries from their earlier urban setting towards rural areas occurred, well in line with what has been observed in most of Western Europe.³⁹ By the end of the 17th century cloth manufacturing in Barcelona was a shadow of what it had been two centuries earlier, and the local clothiers' guild complained, in 1683, about the fact that woollen cloth was being made in 'different towns and villages of the present Principality in such a way that those who previously traded with the clothiers of the present city today trade with the clothiers of the towns and villages'.⁴⁰ 'Those who previously traded' were the merchants of Barcelona, who played an active role in what has to be viewed as an urban-led redeployment --rather than flight away from towns-- of the industry. Work on population data from 1553 and 1717-1721 shows that the centre of gravity of the Catalan population between these two dates actually came closer to a capital city, Barcelona, which strengthened her commercial and financial role while putting out labour intensive manufactures to a "crown" of surrounding smaller towns.⁴¹

This was a response to changes in the general economic environment that could best be perceived in the markets for cloth. Barcelona had never exported cloth of the highest quality, but the loss of its old Mediterranean outlets in the 17th century, together with increased foreign competition at home, forced a re-orientation towards lighter fabrics for domestic consumers mainly. This prompted a move of cloth manufacturing away from the expensive urban setting, whose precious stock of intangible capital could be saved for other uses (that is, to produce services or goods of a higher added value). This was not a "ruralization" of Barcelona's textile activity, because the fabrics in which Barcelona's merchants now were interested had always been largely produced in small towns; it might even be viewed as an inroad of urban interests in a rural industry that was gaining in importance.⁴² The process surely increased the weight of "rural" cloth production in the Catalan economy. The agglomeration of that industry in a given rural area, however, remains to be explained.

A second factor has to be considered now: the emergence of an export-oriented commercial agriculture in parts of Catalonia in response to a growing foreign demand for wine and spirits. Up to the middle of the 17th century, English, Hanseatic and, above all, Dutch merchants used to buy in Western France, especially in the Charente, the spirits they imported (largely to re-export). The commercial war launched against the United Provinces by Colbert, becoming full war in 1672, put a check on this traffic, thereby opening opportunities to alternative suppliers. Many coastal wine-growing regions in the Mediterranean were potential candidates, especially those that already had commercial links with merchants from the North Sea. In Spain, Andalusia was an exporter of famed wines from Xeres and Málaga, but other regions also had commercial contacts with the North.

39 P. Kriedte, *Spätfeudalismus und Handelskapital: Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1980, pp. 93-96; J. de Vries, *The economy of Europe in an age of crisis 1600-1750*, Cambridge 1976, pp. 84-110; P. Hohenberg, *Urban manufactures in the proto-industrial economy: culture versus commerce?*, in: *Berg, Markets*, pp. 159-172.

40 Quoted in P. Vilar, *La Catalogne dans l'Espagne moderne. Recherches sur les fondements économiques des structures nationales*, Paris 1962, vol. 1, p. 651.

41 A. Garcia Espuche/M. Guàrdia Bassols, *Estructures urbanes*, in: *J. Sobrequés dir.*, *Història de Barcelona*, vol. 4, Barcelona 1992, pp. 43-101, here pp. 60-64.

42 That relocation was led by urban interests does not imply, however, that urban merchants could always keep control of the process in the long run, *Hohenberg, Urban*, p. 160.

The opportunity to take advantage of this new source of trade was seized in a very unequal measure. An inquiry carried out in 1690 by a newly born Junta General de Comercio found out that spirits to be exported were being distilled in sixty-six localities in the kingdom, of which fifty-four were in Catalonia.⁴³ How can be explained the difference in eagerness to seize the emerging export opportunities by wine growers in regions that otherwise were similarly apt to take part in this trade? The lack of response from the Andalusian side is easy to understand in purely commercial terms. The established reputation of some local wines could suffer from the production in nearby areas of low quality wines bound to distillation. But in the remaining cases one has to resort to two different sets of explanations, institutional differences on the one hand and differences in the rural economy on the other.

The Crown of Aragón (with four separate components: Aragón, Catalonia, Valencia and Majorca) had preserved its own fiscal system, quite different from the one prevailing in most of the Crown of Castile (the rest of Spain). In particular, the former ignored the estanco that, since 1632, established a royal monopoly on the production and sale of wine spirit (aguardiente). No doubt this was a deterring factor, and foreign buyers would prefer a less rigid supply, a market where the production and export of the staple were unrestricted - only local consumption was subject to municipal taxation in the Crown of Aragón. There was clear awareness of that: when the Catalan parliament negotiated the terms of its allegiance to the new king, Philip V, in 1701, one of the conditions was that the royal administration should never interfere in any way in the export trade of wine and spirits.⁴⁴ Catalonia and the other provinces of the Crown of Aragón fought against Philip V during the War of Succession, and after their defeat the estanco was extended to these territories --in name only. An attempt to enforce this legislation in 1742 stirred up fierce opposition and eventually led to its repeal in 1746. By then, the production and commercialization of distilled spirits in Catalonia was far more developed than elsewhere in Spain, which allowed Catalan producers and traders to take advantage of this freedom.⁴⁵

Why did Aragón and Valencia, also a part of the Crown of Aragón and, therefore, free from the estanco, lag behind Catalonia? It is no surprise that Aragón, being an inland region, fell behind coastal provinces in taking advantage of export opportunities for a bulk trade in which transport costs mattered. As for Valencia, the expulsion of the Moorish population in the second decade of the 17th century opened a slow process of colonization amidst peasant unrest and feudal landlords' attempts to strengthen their control.⁴⁶ In the 18th century, when this context of low demographic pressure and social unrest in the countryside

43 E. Larruga, *Historia de la Real Junta de Comercio, Moneda y Minas*, manuscript in Biblioteca del Ministerio de Economía y Hacienda (Madrid), vol. 3, fol. 47. On this institution, W.J. Callahan, *A Note on the Real y General Junta de Comercio, 1679-1814*, in: *Economic History Review* XXI, 1968/3, pp. 519-528; P. Molas Ribalta, *The industrial policy of the Board of Trade in Spain*, in: *Journal of European Economic History* 26, 1997/2, pp. 269-293.

44 J. Bartrolé, *La cort de 1701-1702: un camí truncat*, in: *Recerques* 9, 1979, pp. 57-75, see p. 66.

45 References and additional information to this paragraph in J. Torras, *Productes vitícoles i integració mercantil a Europa*, ss. XVI-XVIII. Una panoràmica, in: *Estudis d'Història Econòmica* 14, 1997, pp. 23-33.

46 On Valencia's early modern agrarian economy, M. Ardit, *Els homes i la terra al País Valencià (segles XVI-XVIII)*, Barcelona 1993.

was over, Valencia became a major exporter of wine and spirits --though well behind the first comer in this trade.⁴⁷

At least since the 1680s, then, parts of rural Catalonia were undergoing intense agrarian change, i.e. massive production of wine for distillation, in response to an external demand that grew stronger in the 18th century when new export markets (colonial Spanish America) added to the demand from North Western Europe. In the 1790s Catalonia's exports (including sales to Spanish colonies) of wine and spirits averaged one million Hl of wine per year.⁴⁸ A significant proportion of the total agricultural surface had to be devoted to this production --a cautious guess would put it around one-sixth.

Although vineyards could be found almost everywhere in the region, production of wine for distillation and export was fairly concentrated in some areas where it became the dominant crop during the 18th century. Three effects of this concentration deserve to be mentioned in this context. First, a successful commercial agriculture increased agrarian output and income, which heightened domestic demand for consumer goods.⁴⁹ Second, growing exports also enhanced the economy's ability to import, thereby increasing foreign competition in domestic markets. Third, as has been observed elsewhere in Europe, a highly specialized wine country was an unfavourable soil for rural industry because of a lower seasonality of the work it required.⁵⁰ In Catalonia, too, viticultural specialization in some areas drove out cottage industry. Manufactures of cheap woollen cloth in Montblanc and of worsteds of different sorts in Reus, Valls and surrounding villages⁵¹ faded out in the 18th century when the area became a virtually one crop (wine) economy.⁵² In conclusion, the expansion of commercial agriculture from the late 17th century onwards strengthened the regional demand for consumer goods and, at the same time, it restricted the scope for the spatial relocation of industrial activity.

Commercial agriculture could drive rural industries towards areas unsuitable for growing the commercial crop but, if cloth making had been merely pushed off the wine country and

47 At the end of the 18th century, virtually all spirits exported from peninsular Spain came from Catalonia (68 per cent) and Valencia (30 per cent) according to *J. Canga Argüelles*, *Diccionario de Hacienda con aplicación a España*, Madrid 1833, vol. 1, p. 20. Majorca was also a significant producer and exporter, *C. Manera*, *Viticultura i mercat. Reflexions sobre la producció i el tràfic d'aiguardent mallorquí durant el segle XVIII*, in: *Estudis d'Història Econòmica* 1, 1988, pp. 117-150.

48 An assessment of the overall implications in *J. Fontana*, *La fi de l'Antic Règim i la industrialització (1787-1868)*, Barcelona 1988, pp. 58-61; *A. Segarra Blasco*, *Aiguardent i mercat a la Catalunya del segle XVIII*, Vic 1994.

49 The best informed survey of the Catalan economy of the time noted that 'the campo de Tarragona, where there are vineyards only, is much richer and more affluent than any other part of the province', *Junta de Comerç de Barcelona*, *Discurso sobre la agricultura, comercio e industria del Principado de Cataluña (1780)*, Barcelona 1997 (ed. by *E. Lluch*), p. 66. See also comments in note 51 below.

50 *F. Mendels*, Seasons and regions in agriculture and industry during the process of industrialization, in: *S. Pollard (Ed.)*, *Region and Industrialisierung. Studien zur Rolle der Region in der Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte*, Göttingen 1980, pp. 177-195, here p. 184.

51 "Educated individuals" from Montblanc considered that the reason for the extinction of cloth making was 'mainly and almost exclusively because people in this district have turned to wine growing (...) which they consider to be the first and the most useful for their prosperity, which is proved by the fact that in the last thirty years their wealth has increased by more than two thirds', *Junta de Comerç de Barcelona*, *Discurso*, p. 349. On Reus and Alcover, see text quoted in *Vilar*, *La Catalogne*, vol. 2, p. 322.

52 *Torras*, *Especialización*, pp. 116-117.

the big towns, we hardly could speak of agglomeration. Besides the "push" factors so far considered, the geography of 17th and 18th century Catalan woollen industry was shaped by a third factor, the "pull" effect of an accommodating social and institutional environment in certain rural areas.

As mentioned above, since the late medieval origins of the industry there had been small textile centres in the interior that enjoyed a degree of autonomy with respect to urban draperies. Incorporation of the wool trades in craft guilds had thereafter ensured product standardization and quality control. The merchants of Barcelona were first attracted by this type of towns, especially those enjoying some locational advantage in terms of communications with the regional capital. A number of old market towns, most of them exercising administrative functions, became a sort of magnet in the relocation and agglomeration of cloth making from the 16th century onwards: such towns appear in bold characters in the appendix, where the main wool textile centres in the 18th century⁵³ are listed with data on population⁵⁴ and information on craft guilds of the wool trades.⁵⁵ Remark that in all these towns (and, with one exception, only there), the existence of craft guilds is attested since medieval times.⁵⁶ But these initial catalyzers of the relocation of the wool textile industry generally remained multi-functional centres and avoided extreme industrial specialization. When textile activity reached a certain threshold there, it flowed over into smaller towns and villages in neighbouring areas, where craft guilds were established since the 16th century.

This pattern of diffusion of manufacturing activity by waves from small towns to smaller localities in the nearby countryside has also to be understood in the context of an agrarian class structure that combined i) solid, centuries-old rights to the land (quasi-propiété, in Pierre Vilar's words⁵⁷) by a class of emphytheotical tenants and ii) a system of impartible inheritance that prevented fragmentation of the basic landholding unit, the large "mas". Where the conditions for an intensification of land use existed, and when advantage could be taken of a growing differential land rent, parts of the "mas" were given in sub-leases of different kinds.⁵⁸ The wine growing areas, for instance, developed their own type of land

53 Those with more than nine looms according to a fiscal inquiry carried out in 1760 on the Catalan woollen cloth industry, Biblioteca de Catalunya (Barcelona), "Arxiu. Junta de Comerç", LXV, 1. As has been pointed out, the number of looms is a poor indicator of industrial activity; in particular, broad and narrow looms have widely different meanings in terms of workforce requirements and output value. Moreover, the accuracy of the figures in this document (and others of a similar character) is far from evident in a number of cases. Though inadequate for comparing individual localities, they nevertheless are useful for identifying the areas that made up the proto-industrial district.

54 From a 1718 census published (together with data from the 1787 census) by *Vilar*, *La Catalogne*, vol. 2, pp. 115-185.

55 Information gathered from a number of local histories and from the "Espediente general sobre estincion y arreglo de las Cofradias...", Archivo Histórico Nacional (Madrid), "Consejos", leg. 7106.

56 In one case, information is not available.

57 *Vilar*, *La Catalogne*, vol. 2, p. 495. Explicitly influenced by Campomanes' views, an English traveler could write that 'that, which contributes most to the wealth and prosperity of Catalonia, is the power which gentlemen of landed property have over their estates, to grant a particular species of lease called Establishment by Emfiteutic Contract', *J. Townsend*, *A Journey through Spain in the years 1786 and 1787 with particular attention to the agriculture, manufactures, commerce, population, taxes, and revenue of that country, and remarks in passing through a part of France*, 3 vols., London 1791, here vol. 3, pp. 328-329.

58 From "establiments" for an unlimited time to short term sharecropping arrangements. For a description of the main types of agrarian contracts in 18th century Catalonia, *Vilar*, *La Catalogne*, vol. 2, pp. 491-525; *L. Ferrer*

lease, one particularly suited to encouraging the strong investment of labour required by the plantation of vineyards.⁵⁹ In other areas, a large "mas" remained the basic unit of production.⁶⁰ There, landless labourers and poor smallholders combined seasonal work in the "masos" at peak times with miscellaneous by-occupations --or outright migration.

Proto-industry provided one of such by-occupations, and more than this in the countryside surrounding those towns with a medieval tradition in cloth making that were so prominent in the relocation process of the industry. The expanding wool trades offered an interesting outlet to the propertyless (but not necessarily moneyless⁶¹) younger sons of established farmers. From the late 16th century onwards, in what was to become the heartland of the proto-industrial district, weavers' and clothiers' shops, clustering around a parish church, were giving shape to small, fastly growing "manufacturing" villages in a landscape formerly dominated by scattered big farms. In an early stage, clothiers and weavers in the villages were members (that is, masters) of guilds in the nearby small towns where they had been trained. When their numbers grew to a given threshold (that could be rather low, a dozen masters for instance in the case of Borredà⁶²) they set up their own craft guild in a sort of duplication process. The requirements for establishing a craft guild seem to have been easy to meet, as they basically consisted in the approval of a standard set of regulations by the royal administration or, when appropriate, the feudal overlord; the petitioners must be masters trained and examined in a town with an older, recognized craft guild.⁶³

In Catalonia, therefore, the "ruralization" of the wool textile industry was not only compatible with the existence of craft guilds, but was driven by existing craft guilds and, later on, led to increasing incorporation. The information included in the appendix shows the prevalence of incorporation in the process of diffusion of cloth making from small towns to villages. Out of the 47 localities in the list, or out of 44 if localities of more than 2.000 inhabitants are left aside, only in 10 cases is the existence of craft guilds not attested (and in only two of these ten cases is the absence of craft guilds attested).

This is not exceptional,⁶⁴ nor should it be surprising. In an early phase of the relocation process, the incorporation of artisans could be seen as a reassuring circumstance by merchants and merchant-manufacturers because it entailed the acceptance of reputable

i Alòs, Estructures agràries catalanes: observacions sobre la seva diversitat en el segle XVIII, in: *El món rural català a l'època de la revolució liberal*, vol. I, Llerida 1995.

59 *B. Moreno Claverias*, La contractació agrària a l'Alt Penedès durant el segle XVIII. El contracte de rabassa morta i l'expansió de la vinya, Barcelona 1995; *F. Valls Junyent*, La dinàmica del canvi agrari a la Catalunya interior. L'Anoia, 1720-1860, Barcelona 1996.

60 This was the case, in particular, of the area of Vic, an old episcopal and market town, the market for an area which became the core of the proto-industrial district and specialized in the production of worsted cloth, *R.J. Treidel*, Bäuerliche Familienwirtschaft und Industrialisierung in Katalonien: der Fall der Comarca d'Osona, in: *Scripta Mercaturae* 30, 1996/2, pp. 42-80.

61 As they had to be endowed with the "llegítima", a payment in money strictly regulated in Catalan private law.

62 In the case of Borredà there is an excellent local history, *R. Serra*, *El segle XVIII: un segle de creixement i de canvis*, in: AA.VV., *Borredà*, Berga 1990, pp. 163-206, here p. 186-189 (also for interesting hints about the artisans' family backgrounds).

63 On craft guilds in Catalan public law (until 1714), *V. Ferro*, *El Dret Públic Català. Les institucions a Catalunya fins al decret de Nova Planta*, Vic 1987, pp. 155-157; for the 18th century, *P. Molas*, *Los gremios barceloneses del siglo XVIII*, Madrid 1970, pp. 133-145; *J. Mercader*, *Felip V i Catalunya*, Barcelona 1968, pp. 105-110.

64 *S.C. Ogilvie*, Social institutions and proto-industrialization, in: *Ogilvie/Cerman*, *European*, pp. 23-37, here pp. 31-32.

technical standards and their enforcement through established procedures of collective self-control by the craftsmen themselves and the local justice. The regulations provided both the quality standards and the control methods, usually involving the cooperation of the guilds' headmen and the municipal government.

Yet this was not the only rationale for the setting up of craftsmen's guilds, which should not be seen as mere instruments of merchant interests seeking to police a rustic labour force. Cloth making was a complex activity that required the mobilization of many skills, organizational as well as manual. It included work processes that could not be fully integrated into the daily work schedule of pluriactive peasant households. A central part of the production process like weaving, even weaving narrow cloth or worsted fabrics, required a dexterity that could only be acquired through a long apprenticeship and a continuing dedication to it. Weaving of standardized, commercial cloth was therefore more reliably carried out in households mainly devoted to this activity. And a more efficient relocation of wool cloth making in rural areas could be achieved if weavers and clothiers, the technical core of the production process, could work in the vicinity of the peasant families who had as a by-occupation the less skill-intensive tasks. This required the settlement in the concerned areas of those artisans who in a very real sense nucleated the production of woollen cloth. Given the institutional framework in which the process was taking place, craft guilds possibly were a good means to achieve this since, besides guaranteeing quality standards, they also fulfilled other and, from the standpoint of craftsmen, more substantial functions.

In effect, the regulations always i) established that only membership to the guild entitled a craftsman to open a workshop of his own, and ii) gave the masters the control of this membership through the mastership examinations. Through such regulations the masters' families de facto enjoyed a pre-emption right on new positions in the trade in a given locality.⁶⁵ These arrangements counterbalanced the uncertainties inherent in the specialization in a skilled trade in rural districts, and could be a means to attract and retain craftsmen, that is, to create the diversified labour supply needed by the industry --ranging from part-time unskilled workers living in pluriactive peasant households to skilled full-time craftsmen settled in emerging compact villages. Only as time went on, and as industrial agglomeration created a large pool of skilled labour by the middle of the 18th century, did guilds (specifically, weavers' guilds) come to be seen as superfluous and contrary to the progress of manufactures by wealthy clothiers striving to achieve full command of the cloth making process.⁶⁶

It cannot yet be ascertained whether Catalan producers of woollen cloth already enjoyed a competitive advantage arising from agglomeration in 1717, when internal custom duties were abolished and inter-regional exchanges therefore became easier. But it is clear that in subsequent years the production of woollen cloth grew very fast in Catalonia: according to fiscal sources, the number of looms more than trebled between 1723 and 1760.⁶⁷ Measured by the value of output, the increase was stronger, since the quality had been upgraded in some centres within the proto-industrial district. There, typically, some clothiers were able

65 A common feature of the regulations of weavers' guilds was the limitation in the number of looms per master, two; it was not exceptional, then, that journeymen were outnumbered by masters. The guild's "only masters" assembly, therefore, quite often represented a majority of the local weavers in these small textile towns.

66 J. Torras, *Corporations et liberté de fabrication en Espagne au XVIII^e siècle*, in: *Revue du Nord* LXXXVI, 307, 1994, pp. 745-751.

67 Torras, *Old*, p. 96.

to capture a slice of the State's demand of cloth for the army and, more significantly, some of these fabricants eventually succeeded in expanding their sales in the urban markets in different regions of Spain.⁶⁸ Their activity deeply transformed the social landscape of these small towns, which later became pioneering industrial centres in the age of mechanization.

It seems that the success of Catalan cloth making in the 18th century mainly arose from its worse drawbacks --in Campomanes' view. It was not deeply embedded in the rural economy and, on the other hand, its central work processes were regulated by craft guilds. Or, to put it another way, what created a dynamic proto-industrial district out of dispersed rural cloth making was, on the one hand, the vigorous expansion of commercial agriculture and, on the other, the availability of a form of industrial organization that was instrumental in shaping the diversified labour supply required by a complex production process.

The early integration of the Catalan economy in a wide Atlantic trade network⁶⁹ fueled commercial agriculture on a vast scale, as the demand for distilled spirits greatly expanded during the 17th and 18th centuries. Increasing exports also increased import capacity, which put pressure on the textile sector, in particular on the producers of medium- and high-quality goods. Both trends gave rise to a distinct proto-industrial district which survived, and thrived, by a number of strategies. In the end, Catalan producers of woollen cloth were able to find a modest niche in a fairly competitive market, and to gradually enlarge it. By the end of the 18th century, the wool textile industry was the main source of industrial employment or by-employment in Catalonia. Still, its size was far from impressive. Only the confluence with other, urban-based developments, could create an industrial basis large enough to cope with the challenges of mechanization.

This was provided by the cotton industry, whose history is far better known.⁷⁰ Merchants from Barcelona showed a precocious interest in the calico-printing industry, and eagerly took advantage of the opportunities presented by the monarchy's prohibitionist policy since 1728. In its beginnings, the industry concentrated on the final and more skill-intensive phase of the production process, printing on imported cotton or linen cloth in urban premises; later on, by the middle of the 18th century, the industry began to integrate weaving in large urban manufactures. In contrast with woollen cloth, calicoes were sold not only in the domestic market but also, in an irregular but substantial measure, in colonial markets.⁷¹

The calico-printing industry grew very fast, and by 1780 Barcelona had become a major producing centre by European standards. Further progress implied the substitution of imported (from Malta) spun yarn and the corresponding development of domestic spinning of

68 Torras, Old, pp.100-101.

69 This integration was effective since the last decades of the 17th century as shown by data on commercial flows at the port of Barcelona, *J. Fontana*, *Sobre el comercio exterior de Barcelona en la segunda mitad del siglo XVII. Notas para una interpretación de la coyuntura catalana*, in: *Estudios de Historia Moderna* 5, 1955, pp. 199-219. In a sample of 484 maritime cargoes insured in Barcelona, Mataró and Salou, the main Catalan ports, Atlantic destinations come first among foreign expeditions with 31 per cent of all insurance contracts, *C. Martínez Shaw*, *El comercio marítimo de Barcelona, 1675-1712. Aproximación a partir de las escrituras de seguros*, in: *Estudios históricos y documentos de los archivos de protocolos VI*, 1978, pp. 287-310, here p. 292-295. For a general perspective of the changing orientations of Barcelona's maritime trade, *J.M. Delgado*, *El puerto de Barcelona en la época pre-industrial*, in: *J. Clavera et al.*, *Economía e historia del puerto de Barcelona. Tres estudios*, Barcelona 1992, pp. 17-79, here pp. 41-54.

70 A comprehensive history of the industry in *Thomson*, *Distinctive*.

71 *Thomson*, *Distinctive*, p. 211-214.

raw cotton. This is what happened in the 1780s and no doubt it was made much easier by the existence of a proto-industrial district well endowed with both skilled craftsmen who could turn to the new branch and organized networks to tap the work potential of peasant families.

In the mid 1780s cotton spinning was encroaching upon woollen cloth making. A number of clothiers in the proto-industrial district switched from wool to cotton cloth on behalf of urban calico printers, and domestic spinning of raw cotton largely developed by taking advantage of the putting-out networks previously set up by clothiers in the proto-industrial district.⁷²

The proto-industrial district was not merely a supplier of cheap labour from peasant households for spinning, or of trained handloom weavers who switched to cotton cloth. Its role was far more active as a propitious environment for industrial initiatives. Perhaps the fact that an indigenous (and, allegedly, improved) jenny, the so-called "berguedana", was first designed and built in the small town of Berga, in the heartland of the proto-industrial district, is revealing in this context.⁷³ This combination of a rapidly growing new industry and the proto-industrial transformation of substantial rural areas gave the Catalan regional economy the strong and relatively diversified basis required to face the challenge of the industrial first-comers, a challenge that elicited a response because it threatened these developments.

APPENDIX

LOCALITIES with more than 9 looms in 1760

	Population (in 1718)	Looms	Craft guilds (date of foundation)
Terrassa	(1.835)	46 L	C (re. 1559) // W (1583)
Sabadell	(1.145)	36 L	C (1583) // W (1594)
Esparraguera	(1.134)	40 L	C (?) // W (1627)
Olesa	(923)	43 L	C&W (?)
Monistrol	(339)	18 L	C&W (?)
Igualada	(1.630)	72 L	C (15th c.) // W(15th c.)
Capellades	(487)	31 L	C (1506)
St. Martí S.	(150)	22 l	C&W (1774)
Olot	(2.627)	19 L/11 IC (?)	
St. Joan Ab.	(1.159)	28 l	C&W (1617)
Camprodon	(960)	25 L/ 6 l	C (1579)
Ribes	(813)	19 l	
St. Feliu P.	(660)	7 L/ 9 l	C (1511;re. 1690)
Vilallonga	(484)	13 L/ 5 l	C (?)

⁷² Data on cotton spinning encroaching on former wool spinning areas in *Thomson*, *Distinctive*, p. 245-248. For contemporary witnesses describing the progress of cotton spinning and weaving at the expense of wool in Igualada, *J.M. Torras i Ribé*, *La comarca de l'Anoia a finals del segle XVIII. Els "qüestionaris" de Francisco de Zamora i altres descripcions (1770-1797)*, Barcelona 1993, especially p. 287, 294-295.

⁷³ Though initiatives for mechanization were not restricted to that town; for the multiplication of almost simultaneous innovations in the Catalan cotton manufacture in the early 1790s see *Thomson*, *Distinctive*, pp. 248-260.

Tortellà	(163)	10 L	
Berga	(1.703)	24 I	C (1374) // W (1374)
St. Llorenç	(1.593)	46 I	C (re. 1543) // W (1543)
Pobla Lillet	(644)	112 I?	C (?) // W (1667)
Borredà	(353)	35 I	C&W (1669)
Manresa	(5.669)	22 I	C (1370)
Moià	(1.644)	192 I	C&W (1523;re. 1618))
Cardona	(1.520)	15 I	
Castellterçol	(1.154)	194 I	C&W (1616)
Santpedor	(948)	19 I	C&W (?)
Oló	(834)	22 I	
Sallent	(822)	19 I	C (1442) // W (1641)
Centelles	(762)	68 I	C&W (1664)
St. Feliu C.	(618)	28 I	
Artés	(588)	45 I	C&W (1563)
Navarclés	(150)	20 I	
Vic	(4.911)	23 I	C (1393)
Voltregà	(1.281)	75 I	C&W (1627)
Arbúcies	(1.057)	17 I	
Manlleu	(885)	24 I	no guild
Torelló	(775)	24 I	C&W (1688)
Taradell	(736)	55 I	C&W (1575; re. 1731)
Oristà	(666)	15 I	C&W (?)
St. Pere Tor.	(639)	31 I	C&W (1604)
St. Quirze	(582)	47 I	C&W (1679)
St. Feliu S.	(554)	16 I	
Tona	(549)	11 I	C&W (1616)
Roda	(465)	11 I	C&W (?)
Olost	(451)	24 I	
Rupit	(426)	14 I	no guild
Prats de Ll.	(358)	66 I	
Alpens	(331)	16 I	C&W (1770)
St. Boi Ll.	(314)	19 I	C&W (?)

KEY to the appendix

- L** broad looms
I narrow looms, or unspecified
re. date of reorganization of an older guild
C clothiers' guild
W weavers' guild
C&W common to clothiers and weavers

Sources: See footnotes 52, 53 and 54

Localities in the list are grouped in territorial clusters within the proto-industrial district; administrative centres appear in bold characters.

Der Marktkontext russischer Proto-Industrialisierung. Das Kleiseisen- gewerbe von Pavlovo im 19. Jahrhundert

Von Klaus Gestwa (Tübingen)

Summary

In Russia trade was widely organised by salesmen of rural origin using weekly village-bazaars and fairs. Thus in the middle of the 19th century Russian economy showed a prevalent early-modern character and grew at an expanding, but largely slow pace in comparison to the West-European development. Fairs, weekly bazaars and peasant traders are vivid examples mirroring the extraordinary power and adaptive ability of traditional economic structures, which made a proto-industrial upward trend possible without fundamental structural change.

The slowly growing domestic demand was the decisive factor for the development of the Russian proto-industry. The Russian peasant was both producer and consumer of commercial goods. That does not mean, that foreign trade did not play any role at all. But its close connection with growing commercial density demands a different point of view. In Pavlovo it was not foreign demand for commercial goods, which added to the rise of money economy and commerce. It was rather the expanding international trade in agrarian goods, which strengthened mass purchasing power, the import of raw materials and machinery and a protectionist customs tariff system that created the conditions for proto-industrial processes.

Zu Ende des 19. Jahrhunderts gehörte im Zarenreich die Entwicklung des Kustargewerbes zu jenen wichtigen Schlüsselthemen, an denen sich das Schicksal des russischen Kapitalismus entscheiden sollte. Neben den stark ideologisch geprägten Debatten gab es wirtschaftswissenschaftliche Studien, die ein anschauliches Bild von den vielfältigen Formen ländlicher Heimarbeit und deren ökonomischen Bedeutung zeichnen.¹ Deshalb ist es eigentlich verwunderlich, daß sich die Rußlandforschung bislang kaum in die internationalen Diskussionen um das Proto-Industrialisierungsmodell eingeschaltet hat.² In der Sowjethistoriographie gab es lediglich vereinzelt Stimmen, die davor warnten, "den Übergang zum Kapitalismus nur auf den Zerfallsprozeß der feudalen Produktionsform und ihre Ersetzung durch die Herrschaft des Großkapitals"³ zu reduzieren. So laufe man Gefahr, "weitverbreitete Übergangsphänomene aus dem Blickfeld zu verlieren, die ... typisch für die Transformationsperiode

1 Vgl. bes. A. Korsak, O formach promyšlennosti voobščee i o značenii domašnego proizvodstva (kustarnoj i domašnej promyšlennosti) v zapadnoj Evrope i Rossii, Moskva 1861; V.P. Voroncov, Sud'by kapitalizma v Rossii, St. Peterburg 1882; Ders., Očerki kustarnoj promyšlennosti v Rossii, St. Peterburg 1886; V.I. Lenin, Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland, in: Ders., Werke, Bd. 3, Berlin 1978; M. Tugan-Baranovskij, Geschichte der russischen Fabrik, Berlin 1900.

2 Erste theoretische Vorüberlegungen und Teilstudien finden sich bei D. Beyrau, Agrarstruktur und Bauernprotest. Zu den Bedingungen der russischen Bauernbefreiung von 1861, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 64, 1977, S. 179-236, hier S. 208-212; O. Crisp, Labour and industrialization in Russia, in: Cambridge economic history of Europe, Bd. 7/2, Cambridge 1978, S. 308-415, hier S. 310-323; R.L. Rudolph, Family structure and proto-industrialization in Russia, in: Journal of Economic History 40, 1980, S. 111-118; Ders., Agricultural structure and proto-industrialization in Russia: Economic development with un-free labour, in: Journal of Economic History 45, 1985, S. 47-69; E. Melton, Serfdom and the peasant economy in Russia, 1780-1861, Ph. Diss. Columbia University New York 1984; Ders., Proto-Industrialization, serf agriculture and agrarian social structure. Two estates in nineteenth-century Russia, in: Past and Present 115, 1987, S. 69-106.

3 A. Pankratova, Formirovanie proletariata v Rossii (XVII - XVIII vv.), Moskva 1963, S. 475.

waren. Dazu zählt die kleine Warenproduktion, die im 19. Jahrhundert nicht nur die Zeit vor der Reform 1861, sondern im beachtlichen Maß auch die Ära nach der Reform dominierte.⁴ Auch in der westlichen Forschung reduzierte sich das Verständnis von Industrie häufig auf Manufaktur und Fabrik.⁵ So hielt Alexander Gerschenkron, der langjährige Doyen der Wirtschaftsgeschichte Rußlands, ländliches Kleingewerbe und bäuerliches Unternehmertum für keine nennenswerten Entwicklungsfaktoren und konzentrierte seine Studien auf den Staat als alleinige Industrialisierungsinstanz.⁶ Erst als in den 1970er Jahren seine "Substitutionstheorie" verstärkt kritisiert wurde, begannen westliche Historiker, die russische Industrie als einen dualen Wirtschaftssektor zu beschreiben, in dem das traditionelle ländliche Kleingewerbe in einem Konkurrenz- oder komplementären Verhältnis mit Großunternehmen wichtige Marktpositionen behauptete und den Todesstoß häufig erst mit der stalinistischen Industrialisierungspolitik erhielt.⁷ Trotz der damit verbundenen Forschungsbemühungen fehlt es aber weiterhin an monographischen Darstellungen einzelner Gewerbezweige und Regionen, so daß noch heute führende Rußlandhistoriker in der Proto-Industrialisierung "(one) of the most obvious topics for further explorations"⁸ sehen.

Mit der Übertragung der Proto-Industrialisierungskonzeption hatte nicht nur die Rußlandforschung so ihre Probleme. Vielmehr standen auch die Modellbegründer, die bei der Ausarbeitung des Theorems meist auf Studien zur Entstehung west- und mitteleuropäischer Gewerberegionen zurückgegriffen, vor der Frage, wie sich die Geschichte des Zarenreiches

- 4 P. G. Ryndzjanskij, O melkotovarnom uklade v Rossii XIX veka, in: Istorija SSSR, 1961, Nr. 2, S. 48-70, hier S. 48. Wichtige sowjetische Forschungen zur Geschichte des bäuerlichen Kleingewerbes sind *Ders.*, Melkaja promyšlennost' (remeslo i melkotovarnoe proizvodstvo), in: Očerki ekonomičeskoj istorii Rossii pervoj poloviny XIX veka, Moskva 1959, S. 62-117; *Ders.*, Krest'janskaja promyšlennost' v poreformennoj Rossii (60 - 80-e gody XIX veka), Moskva 1966; J.E. Vodarskij, Promyšlennye selenija central'noj Rossii v period genezisa i razvitija kapitalizma, Moskva 1972; V.K. Jacunskij, Social'no-ekonomičeskaja istorija Rossii XVIII - XIX vv., Moskva 1973; V.A. Fedorov, Pomeščič'i i krest'jane central'no-promyšlennogo rajona Rossii konca XVIII - pervoj poloviny XIX vv., Moskva 1974; K.N. Tarnovskij, Melkaja promyšlennost' dorevoljucionnoj Rossii. Istoriko-geografičeskie očerki, Moskva 1995.
- 5 Vgl. bes. J.T. Fuhrmann, The origins of capitalism in Russia, Chicago 1972; W.L. Blackwell, The beginnings of Russian industrialization 1800-1860, Princeton 1968; A. Fenster, Adel und Ökonomie im vorindustriellen Rußland. Die unternehmerische Betätigung der Gutsbesitzer in der großgewerblichen Wirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert, Wiesbaden 1983.
- 6 A. Gerschenkron, Economic backwardness in historical perspective. A book of essays, Cambridge (Mass.) 1962; *Ders.*, Agrarian policies and industrialization in Russia 1861-1917, in: Cambridge economic history of Europe, Bd. 6/2, Cambridge 1965, S. 706-800; *Ders.*, Europe in the Russian mirror. For lectures in economic history; Cambridge 1970; *Ders.*, The beginnings of Russian industrialization. Review article, in: Slavica Review 21, 1970, S. 507-515. Zu seiner "Substitutionstheorie" und ihren Schwachstellen vgl. zusammenfassend P.R. Gregory, The role of the state on promoting economic development: The Russian case and its general implications, in: R. Sylla/G. Toniolo (Hg.), Patterns of European industrialization. The nineteenth century, London 1992, S. 64-79; O. Crisp, Russia, in: Ebenda, S. 248-268.
- 7 Vgl. bes. R. Portal, Die Industrie am Vorabend der Bauernbefreiung, in: D. Geyer (Hg.), Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Rußland, Köln 1975, S. 133-163; O. Crisp, Studies in Russian economy before 1914, London 1976, S. 48-52; *Dies.*, Labour, S. 310-323, 335-341; P. Garrell, The Tsarist economy 1850-1917, London 1986, S. 146-148, 154-157; *Ders.*, Značenie velikich reform v istorii ekonomiki Rossii, in: L.G. Zacharova/B. Eklof/J. Bushnell (Hg.), Velikie reformy v Rossii, Moskva 1992, S. 106-125; B. Bonwetsch, Die russische Revolution 1917. Eine Sozialgeschichte von der Bauernbefreiung 1861 bis zum Oktoberumsturz, Darmstadt 1991, S. 54-65.
- 8 E. Kingston-Mann, Breaking the silence: An introduction, in: *Dies./T. Mixer (Hg.)*, Peasant economy, culture, and politics of European Russia, 1800-1921, Princeton 1991, S. 3-19, hier S. 18.

in ihre Überlegung einbeziehen läßt. Sie stellten im zentralrussischen Gewerbegebiet⁹ zwar eine expansive Standortausweitung der gewerblichen Produktion fest, sprachen wegen der hier typischen starken feudalen Bindungen und eines unterentwickelten Städtewesens aber von einer "veränderten Konstellation".¹⁰ Vor allem die Übernahme von Imanuel Wallersteins Konzept eines frühneuzeitlichen kapitalistischen Weltmarktes, das in der Rußlandforschung zu Recht umstritten ist,¹¹ führte zu Widersprüchen. Die Elbe galt den Modellbegründern als sozialökonomische Trennlinie, wobei die östlich gelegenen Gebieten wegen der fortschreitenden Entwicklung des westeuropäischen Handels und Gewerbes zusehends zu "Quasikolonien" herabgesunken seien. Im Zuge eines "Peripherisierungsprozesses" sei Rußland "dem Reproduktionsprozeß der westeuropäischen Volkswirtschaften funktional" zugeordnet worden. Auf dem Weltmarkt habe das Zarenreich als "externe" Region vornehmlich als Lieferant von agrarischen Primärgütern und als Abnehmer westeuropäischer Luxus- und Konsumwaren agiert. Als Anbieter von proto-industriell gefertigten Produkten sei ihm hingegen keine oder nur untergeordnete Bedeutung zugekommen.¹² Damit entfällt für Rußland der Export als "engine of growth"¹³ des Gewebesektors. Stattdessen habe hier der "in seiner Weite wie ein Außenmarkt fungierende Binnenmarkt" ländliche Gewerbetätigkeit angeregt.¹⁴ Dabei ließen es die Modellbegründer allerdings offen, woher die proto-industriellen Regionen ihre eigentliche Entwicklungsdynamik bezogen, weil sie zugleich die Reduktion der Bauernwirtschaft auf eine Subsistenz- und Reproduktionsparzelle feststellten, die den Entstehungsprozeß binnenmarktwirtschaftlicher Systeme stark behindert hätte.¹⁵

Die russische Entwicklung macht also in aller Deutlichkeit eine von zahlreichen Forschern kritisierte "offene Flanke" des Proto-Industrialisierungsmodells deutlich. So werden Weltmarkt, Auslandsnachfrage und Handelskapital zwar als wichtige Variablen in das Konzept eingefügt, ohne jedoch die Vielgestaltigkeit der Absatzorganisation, die enormen Vermittlungsleistungen der Händlergruppen und die Struktur sowie Rolle des Marktes näher zu erläutern. Die rechts-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge, in denen Produktion, Handel und Konsum integriert gewesen sind, bedürfen unbedingt eingehender Untersuchungen.¹⁶ Gegenstand der folgenden Ausführungen wird darum der Marktkontext

9 Dazu zählte man die Gouvernements Moskau, Tver, Jaroslavl', Vladimir, Kostroma und Teile der Gouvernements Nižnij Novgorod, Kaluga, Tula und Rjazan', in denen aufgrund ertragsarmer Böden gewerbliche Tätigkeiten in der bäuerlichen Familienökonomie eine größere Rolle spielten als in den südlich gelegenen fruchtbaren Schwarzerdegebieten.

10 P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung*. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Lande in der Transformationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1977, S. 48.

11 H.-H. Nolte, Zur Stellung Osteuropas im internationalen System der frühen Neuzeit. Außenhandel und Sozialgeschichte bei der Bestimmung der Regionen, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 28, 1980, S. 161-197; H. Sundhaussen, Zur Wechselbeziehung zwischen frühneuzeitlichem Außenhandel und ökonomischer Rückständigkeit in Osteuropa. Eine Auseinandersetzung mit der "Kolonialthese", in: *Geschichte und Gesellschaft* 9, 1983, S. 544-563.

12 Zu dieser "Kolonialthese" vgl. Kriedte/Medick/Schlumbohm, *Industrialisierung*, S. 82 f., 85 Fn. 124; P. Kriedte, *Spätféudalismus und Handelskapital*, Göttingen 1980, S. 33, 39 f., 44, 58.

13 Kriedte/Medick/Schlumbohm, *Industrialisierung*, S. 80.

14 Ebenda, S. 50, 81 f.; Kriedte, *Spätféudalismus*, S. 44.

15 Kriedte/Medick/Schlumbohm, *Industrialisierung*, S. 72 f., 77.

16 Vgl. bes. H. Linde, *Proto-Industrialisierung: Zur Justierung eines neuen Leitbegriffs der sozialgeschichtlichen Forschung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 6, 1980, S. 103-124, hier S. 118 f.; E. Schremmer, *Industrialisierung vor der Industrialisierung*. Anmerkungen zu einem Konzept der Proto-Industrialisierung, in: Ebenda, S.

des Pavlovoer Kleiseisengewerbes sein, um am Beispiel des Aufstiegs einer bedeutenden Gewerberegion wichtige Grundzüge der russischen Proto-Industrialisierung zu skizzieren.

I. Das "russische Sheffield"

Die heutige Kleinstadt Pavlovo liegt 80 Kilometer von Nižnij Novgorod entfernt am Oberlauf der Oka. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Fischersiedlung und Militärstützpunkt gegründet, der eine wichtige Furt sicherte, profitierte Pavlovo vom zunehmenden Transithandel zwischen dem Moskauer Altsiedelgebiet und den Kolonisationsgebieten an der mittleren und unteren Wolga. Das Dorf befand sich seit 1621 im Besitz des politisch einflußreichen Fürsten Čerkasskij, dessen Ländereien 1741 nach dem Tod des letzten männlichen Erben der Grafenfamilie Šeremetev zufielen. Deren Oberhaupt galt fortan als reichster russischer Gutsbesitzer. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich das metallverarbeitende Gewerbe so weit verdichtet, daß russische und westliche Reisende Pavlovo "das Vulkandorf nennen. In jedem Haus sprühen Funken und flackert das Feuer. Überall sieht man Ambosse, Hämmer, Feilen, Bohrer und dergleichen mehr."¹⁷ Es war schon damals zu "einer der wichtigsten, wohlhabendsten und bemerkenswertesten Siedlungen im ganzen Land"¹⁸ aufgestiegen und ließ die benachbarte Kreisstadt Gorbatov in Bevölkerungszahl und wirtschaftlicher Bedeutung weit hinter sich. Nachdem das Kleiseisengewerbe zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorerst noch auf Pavlovo und wenige umliegende Ortschaften beschränkt geblieben war, bildete sich seit den 1830er Jahren eine großflächige Gewerberegion aus, in der sich neben Pavlovo auch Vorsma, Vacča und Varež' einen Namen als bedeutende Schmiededörfer machten. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges produzierten in den Kreisen Gorbatov und Murom' schließlich knapp 20.000 Landbewohner in über zweihundert Ortschaften Kleiseisenwaren. Als führender Gewerbestandort und regionales kommerzielles Zentrum, das am Vorabend der Bauernbefreiung von 1861 knapp 6.600 und 1897 schon 12.438 Einwohner zählte, wurde Pavlovo bald als "russisches Sheffield"¹⁹ im In- und Ausland bekannt. Trotz des dynamischen Aufschwungs blieb das Kleiseisengewerbe proto-industriell. Die ersten, in den 1860er Jahren in Betrieb genommenen Dampfmaschinen waren meist einfacher Bauart und übernahmen mit dem Schleifen und Polieren lediglich zwei periphere Fertigungsschritte. Seit Ende des 19. Jahrhunderts erwarben die Unternehmer dann zwar zunehmend moderne Stanzen, Fallhämmer und Pressen, die in rascher Folge

420-448, hier S. 436-441; W. Reininghaus, *Gewerbe in der Frühen Neuzeit*, München 1990, hier S. 86 f.; H. Pohl, *Gewerbelandschaften in der Frühen Neuzeit (1650-1800)*, in: *Ders. (Hg.), Gewerbe- und Industrielandschaften vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1986, S. 112-202, hier S. 195 f.; H. Kisch, *Die hausindustriellen Textilgewerbe am Niederrhein vor der Industriellen Revolution. Von der ursprünglichen zur kapitalistischen Akkumulation*, Göttingen 1981, S. 27; M. Berg, *Market, trade and European manufacture*, in: *Dies. (Hg.), Markets and manufacture in early industrial Europe*, London 1991, S. 3-26, hier S. 5 f., 10 f.

17 M. Nevzorov, *Putešestvie v Kazan'*, Vjatku i Orenburg v 1800 godu, Teil 1, Moskva 1803, S. 56.

18 E.F. Zjablovskij, *Zemleopisanie Rossijskoj Imperii dlja vsech sostojanij*, Bd. 4, St. Peterburg 1810, S. 150 f.

19 Die Bezeichnung Pavlovos als "russisches Sheffield" oder als "russisches Birmingham" wurde erstmals in den 1850er Jahren benutzt und in den 1870er Jahren dann zusehends populärer. Vgl. P. Mel'nikov, *Pavlovskaja promyšlennost'*, in: *Moskviťjanin*, 1851, Nr. 14, S. 101-116, hier S. 101; N. Labzin, *Issledovanie promyšlennosti noževoj, zamočnoj i drugich metalličeskich izdelij v Gorbatovskom uezde Nižegorodskoj i v Muromskom uezde Vladimirskoj gubernii*, St. Peterburg 1870, S. 153 f; *Moskovskie Vedomosti*, 1872, Nr. 180, S. 3; P. Boborykin, *Russkij Šeffil'd. Očerki sela Pavlovo*, in: *Otečestvennye zapiski*, 1877, Nr. 1, S. 71-104, Nr. 2, S. 305-346, Nr. 3, S. 5-60 und Nr. 4, S. 345-370.

genormte Metallstücke produzieren und damit zentrale Arbeitsgänge übernehmen konnten. Aber auch dann kam es noch nicht zum industriellen Umbruch. "Der größte Teil der Arbeit wurde weiterhin mit menschlicher Muskelkraft ausgeübt".²⁰ Lediglich knapp jeder vierte Beschäftigte des Pavlovoer Kleiseisengewerbes war in den Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Fabrikarbeiter tätig.²¹

Tabelle 1: Expansion des Kleiseisengewerbes im Kreis Gorbatov 1802-1912

	Ortschaften	Höfe	Arbeiter
1802	5		ca. 1500
1850	33	3091	ca. 5500
1880	90		ca. 7850
1889	119	5954	9311
1912	112	7283	13772

Quelle: Gestwa, a.a.O., Tabelle 12.

II. Der lokale und regionale Marktkontext

In Rußland hatte das proto-industrielle Handelskapital meist keine "mit der Entstehung der Städte identische Vorgeschichte".²² Eine entscheidende Vorbedingung für die Proto-Industrialisierung war häufig vielmehr der Aufstieg "ländlicher Siedlungen städtischen Typs".²³ Das hat seinen Grund darin, daß wegen der großen Entfernungen und der schlechten Verkehrswege für den Großteil der russischen Bevölkerung der städtische Markt nur schwer erreichbar war. Zudem hatte das Dorf unter Kostengesichtspunkten eindeutige Standortvorteile. Während im Zarenreich 'Stadtluft' nicht frei machte, minderte 'Dorfluft' die den Händlern aufgebürdete Dienst- und Abgabenlast. So kam es, daß sich seit dem 17. Jahrhundert einige Mittelpunktdörfer zu bedeutenden Handelsplätzen entwickelten, die maßgeblich zur Integration ländlicher Wirtschaftsräume beitrugen.²⁴ Pavlovo war schon damals eine der bekanntesten "quasi-Städte ohne Stadt- und Zunftrecht".²⁵ Wegen der günstigen Lage an wichtigen Verkehrswegen und des aufsteigenden dörflichen Gewerbes entstand hier ein expandierender Lokalmarkt, der immer mehr Bewohner aus umliegenden Ortschaften in den Warenaustausch einbezog und vom Transithandel profitierte, so daß hier eine staatliche Zollhütte errichtet wurde und sich der Moskauer Zarenhof schließlich vier Läden reser-

20 V.N. Grigor'ev, Kustarnoe zamočno-noževoe proizvodstvo Pavlovskogo rajona, Moskva 1881, S. 18.

21 Zur Entwicklung des Pavlovoer Kleiseisengewerbes vgl. ausführlich K. Gestwa, Proto-Industrialisierung in Rußland. Wirtschaft, Herrschaft und Kultur in Ivanovo und Pavlovo 1741-1932, Göttingen 1999.

22 P. Kriedte, Spätmittelalterliche Agrarkrise oder Krise des Feudalismus?, in: Geschichte und Gesellschaft 7, 1981, S. 42-68, hier S. 67.

23 L.L. Murav'eva, Derevenskaja promyšlennost' central'noj Rossii vtoroj polovine XVII veka, Moskva 1971, S. 5, 32, 99 f.

24 Zum Aufstieg von Handels- und Gewerbedürfnern und zum unterentwickelten russischen Städtewesen vgl. bes. ebenda; P.P. Smirnov, Posadskie ljudi i ich klassovaja bor'ba do serediny XVII veka, Bd. 1, Moskva 1947, S. 191-320; A.G. Man'kov, Uloženie 1649 goda. Kodeks feodal'nogo prava Rossii, Leningrad 1980, S. 137-153; J.M. Hittle, The service city. State and townsmen in Russia, 1600-1800, Cambridge (Mass.) 1979, S. 39-45; C. Goehrke, Die Wüstungen in der Moskauer Rus'. Studien zur Siedlungs-, Bevölkerungs- und Sozialgeschichte, Wiesbaden 1968, S. 194-200; W. Leitsch, Die Stadtbevölkerung im Moskauer Staat in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 18, 1973, S. 221-248.

25 Kriedte/Medick/Schlumbohm, Industrialisierung, S. 28 f. Fn. 50.

vierte, in denen staatliche Beamte zu einem Vorzugspreis "für den Gebrauch Unserer Majestät Honig und Fisch" erwarben. Einige Pavlovoer Familien nutzten den Lokalmarkt, um Kapital zu akkumulieren und erfolgreich Fernhandel auf wichtigen Warenumschlagplätzen zu treiben, wobei sie sich über Astrachan' sogar erfolgreich in das Import-Export-Geschäft mit persischen und indischen Partnern einschalteten. Sie versorgten die dörflichen Handwerker mit notwendigen Roh- und Werkstoffen und erschlossen ihnen weitreichende Absatzmöglichkeiten. Davon profitierten vor allem die Schmiedemeister, die anfänglich Schußwaffen und seit Beginn des 18. Jahrhunderts verstärkt Kleiseisenwaren produzierten und in den überregionalen Warenverkehr einbrachten.²⁶

Bei der Proto-Industrialisierung des Kleiseisengewerbes spielte der lokale Marktzusammenhang eine bedeutende Rolle. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts zählte der dörfliche Marktplatz 114 feste Läden und weitere 170 Verkaufsstände. Mittelpunkt des Handelslebens war der montags stattfindende Wochenbazar (*bazar*), auf dem sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrere tausend Menschen drängten, um ihre im Lauf der letzten Woche gefertigten Kleiseisenwaren zu verkaufen oder sonstwie Handel zu treiben. "Von 6 Uhr morgens an, zeigen die Hauptstraßen Pawlowos ein sehr reges Bild - überall ein großes Gedränge von Menschen, ein Tumult, ein dumpfes, immer zunehmendes Brausen zahlloser Stimmen - der Pawlowsche Markt ist eröffnet. Schon am vorhergehenden Sonntag machen sich abends alle selbständigen Produzenten der Umgebung auf den Weg nach Pawlowo, mit den Erzeugnissen der vergangenen Arbeitswoche auf dem Rücken. Alles, jung und alt, strömt nach Pawlowo, zu Fuß und auf Bauernwagen."²⁷ Während der Geschäftszeit belagerten die Schmiedemeister die Läden und präsentierten Muster ihrer Produktpalette. Vor den Geschäften einzelner Aufkäufer (*skupščiki*) kam es zu großen Menschaufläufen. "Hunderte von Händen streckten sich aus, um ihre Probestücke zu zeigen und den Bescheid zu hören - ob die Waren angenommen werden, und um welchen Preis."²⁸ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden auf dem Pavlovoer Wochenbazar wöchentlich Kleiseisenwaren im Wert von 50.000 Rubel umgeschlagen. Das jährliche Absatzvolumen belief sich damals auf knapp drei Millionen Rubel und damit auf ein Viertel der Gesamtproduktion des regionalen Kleiseisengewerbes.²⁹

26 Zur Entwicklung Pavlowos bis 1760 vgl. bes. *Materialy po istorii krest'janskoj promyšlennosti*, Bd. 1, Moskva 1930; *O. Rotštejn/N.I. Šilova*, Pavlovo v XVII veke, Moskva 1930; *K.N. Ščepetov*, Torgovo-promyšlennaja dejatel'nost' i rassloenie krest'jan v votčine Čerkasskich v XVII veke, in: *O pervonačal'nom nakoplenii v Rossii XVII - XVIII vv.*, Moskva 1958, S. 53-72; *K.N. Serbina*, Krest'janskaja železodelatel'naja promyšlennost' central'noj Rossii XVI - pervoj poloviny XIX veka, Leningrad 1978; *M.Ja. Volkov*, Promyšlennost' sela Pavlovo v načale XVIII veka, in: *Istoričeskie Zapiski* 99, 1977, S. 357-373.

27 *E. Gorowitz*, Beiträge zur Geschichte und gegenwärtigen Lage der Kleiseisenindustrie in Rußland, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich* 32, 1908, S. 93-159, hier S. 109 f.

28 Ebenda, S. 110 f.

29 Zur Beschreibung und Bedeutung des Pavlovoer Wochenbazars vgl. Rossijskij Gosudarstvennyj Istoričeskij Archiv (= RGIA), f. 1290, op. 4, d. 35, l. 44-46; *Boborykin*, a.a.O., S. 15-20; *Grigor'ev*, a.a.O., S. 83-91; *V.P. Bezobrazov*, Narodnoe chozjajstvo Rossii, Bd. 2, St. Peterburg 1885, S. 215 ff.; *G.G. Savič*, K voprosu o melkoj zemskoj edinice. Selo Pavlovo i ego obščestvennoe ustrojstvo, St. Peterburg 1905, S. 23, 27-30; *A.N. Leontovič*, Pavlovskij kuznečno-slesarnyj rajon, in: *Kustarnaja promyšlennost'*, Bd. 2, St. Peterburg 1913, S. 215-268, hier S. 223 f.; *M. Savel'ev*, Metalličeskie promysly Nižgorodskoj gubernii, Nižnij Novgorod 1916, S. 61; *V.G. Korolenko*, Pavlovskie očerki, in: *Ders.*, *Sobranie sočinenij*, Bd. 9, Moskva 1955, S. 7-99, hier S. 19-34.

Vor allem die Schmiedemeister aus dem Dorf Pavlovo setzten auf dem Wochenbazar ihre Erzeugnisse ab. Sie hatten sich überwiegend auf die Fertigung von Schlössern konzentriert, während in den umliegenden Ortschaften meist Schneid- und Klingenwaren, Beile und andere Kleiseisenprodukte hergestellt wurden. Die Schloßproduktion war im Unterschied zu den anderen Branchen als Kaufsystem organisiert. Die einzelnen Schmiedemeister fertigten auf eigene Rechnung und waren nicht an einen Auftraggeber gebunden. Diese Selbständigkeit ergab sich aus dem Herstellungsprozeß, der, weil unterschiedliche Kleinteile sorgfältig geschmiedet und schließlich zusammengefügt werden mußten, meist unter der Aufsicht eines qualifizierten Meisters geschah und nicht in Form von minderqualifizierten Teilarbeiten auf unterschiedliche Familien aufgeteilt werden konnte, wie dies bei der technisch einfacheren Messer- und Scherenproduktion möglich war. Des weiteren hatte das Kaufsystem für den Aufkäufer entscheidende Kostenvorteile. Es war nicht durch die dauerhafte Anstellung von Produzenten, sondern durch begrenzte Vertragsverhältnisse gekennzeichnet, aus denen sich keine Fortsetzungsrechte oder -pflichten ergaben. Die Aufkäufer beschränkten ihre Aktivitäten nur auf den Erwerb von Kleiseisenwaren und ließen den Schmiedemeistern ihre Selbständigkeit. Das gab ihnen die Möglichkeit, die Nachteile des rückläufigen Absatzes auf die Gewerbetreibenden abzuwälzen, indem sie in Krisensituationen einfach den Wareneinkauf stoppten. So konnten sie ihre Geschäfte jederzeit den schwankenden Marktverhältnissen anpassen und blieben nur selten auf unverkäuflichen Lagerbeständen sitzen. Die Kurzfristigkeit und damit hohe Beweglichkeit des Kaufsystem erwies sich angesichts der konjunkturellen Wechsellagen als angemessene Risikovermeidungsstrategie.³⁰

Anfänglich lösten regelmäßig Ernteausfälle einen Krisenmechanismus "alten Typs" aus, der von der verschärften Spannung zwischen dem Angebot und der Nachfrage nach landwirtschaftlichen Erzeugnissen und damit von einer Hausse der Subsistenzkosten in Gang gesetzt wurde. Die Haushalte konzentrierten dann ihre Ausgaben auf den Erwerb unbedingt notwendiger Lebensmittel und schränkten den Ankauf von gewerblichen Erzeugnissen ein. So setzte sich die agrarische Unterproduktionskrise als Unterkonsumtionskrise im Gewerbesektor fort.³¹

Gegen Ende des 19. Jahrhundert traten zudem weitere Krisen "neuen Typs" auf, weil es mit der fortschreitenden Ausweitung der Pavlovoer Kleiseisengewerbes zu einem Ungleichgewicht von Angebot und Nachfrage kam. Eine chronische Überproduktion ließ die Preise fallen, so daß die Schmiedemeister mehr Erzeugnisse in den Handel brachten, um ihre Einkommensverluste zu kompensieren, und damit die kritische Absatzsituation noch verschärf-

30 Labzin, a.a.O., S. 161 ff.; Bezobrazov, Chozjajstvo, S. 209; Savel'ev, Promysly, S. 21 f.; N. Annenskij, Doklad zavedujuščago statističeskim otdeleniem Nižegorodskoj Gubernskoj Zemskoj Upravy po voprosu o položenii kustarej Pavlovskogo rajona, in: Nižegorodskij vestnik parochodstva i promyšlennosti, 1891, Nr. 1, S. 10-16; Nr. 2, S. 40-45 und Nr. 3, S. 58-62, hier S. 15. Vgl. allgemein Kriedte/Medick/Schlumbohm, Industrialisierung, S. 116 ff.; Kriedte, Spätféudalismus, S. 96, 170; J. Kocka, Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990, S. 273 ff., 285 f.

31 Krisen "alten Typs" traten im Zarenreich in den Jahren 1825-6, 1832-3, 1837-40, 1847-51, 1857-60 und 1867-8 wiederholt auf. Vgl. dazu bes. Vlijanie urožaev i chlebnych cen na nekotorye storony russkogo narodnogo chozjajstva, 2 Bde., St. Peterburg 1897; L.A. Mendel'son, Ekonomičeskie krizisy i cikly XIX veka, Moskva 1948; A.F. Jakovlev, Ekonomičeskie krizisy v Rossii, Moskva 1955; R. Wagenführ, Die Konjunkturtheorie in Rußland, Jena 1929. Vgl. allgemein Kriedte/Medick/Schlumbohm, Industrialisierung, S. 78 f., 243 ff.

ten. Die Überproduktionskrise entwickelte ihre eigene Dynamik.³² So beklagten sich 1889 die Pavlovoer Schloßmacher in einem Bittschreiben lautstark darüber, daß sie immer tiefer in einen Strudel von Lohnsenkungen, forciertem Produktionszwang und steigendem Marktangebot gerieten. "Wir stehen um ein Uhr nachts auf und sind den ganzen Tag bis acht oder neun Uhr abends beschäftigt. Wir sind gezwungen unsere Frauen, Töchter und kleinen Kinder zur Produktion mit heranzuziehen, was wir früher vermieden hatten. Natürlich wissen wir selber, daß ein gesteigertes Produktionsaufkommen die Preise weiter fallen läßt, aber auf eine andere Weise können wir unser Brot nicht verdienen."³³ Das wiederum gab den Pavlovoer Aufkäufern die Möglichkeit, "sich zu einem geringen Lohn die Arbeit der Produzenten anzueignen und größtenteils die Verkaufsgewinne einzubehalten."³⁴ Nachdem die Schloßmacher noch bis 1830 "ohne Überfluß, aber auch ohne Mangel"³⁵ gelebt hatten, mußten sie in den folgenden Jahrzehnten den Aufkäufern ihre Erzeugnisse vielfach zu einem Zehntel des späteren Marktpreises überlassen.³⁶ Angesichts der hohen Gewinnspannen und des geringen Geschäftsrisikos wurde für Pavlovoer Aufkäufer die "Ausbeutung, die in den Läden stattfindet"³⁷, einträglicher als die "Ausbeutung durch Fabrikarbeit". Die "billige Arbeitskraft" erwies sich als ein komparativer Kostenvorteil und stellte in der "Entwicklung der reinen Fabrikform ... ein großes Hindernis dar."³⁸

Den Handel auf dem Pavlovoer Wochenbazar bestimmten vor allem einheimische Familien. Nachdem die Schmiedemeister anfänglich ihre Erzeugnisse noch an durchreisende Kaufleute verkauft und die Mühe auf sich genommen hatten, entfernte Märkte aufzusuchen, gewannen seit Ende des 18. Jahrhunderts die alteingesessenen Pavlovoer Fernhändler, die "ältere Generation der Pavlovoer Dorfbougeoisie"³⁹, zunehmend die Kontrolle über den Absatz. Es formierte sich eine Schicht von Aufkäufern, die mit ihren weitreichenden Geschäftskontakten und ihrem Kapitalbestand zwischen dörflichen Produzenten und überregionalem Markt kommerzielle Schlüsselstellungen übernahmen.⁴⁰ Sie trugen maßgeblich dazu bei, daß sich der Pavlovoer Wochenmarkt im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einem universalen Warenumschatzplatz entwickelte, indem sie nicht nur den Warenabsatz organisierten, sondern

32 Boborykin, a.a.O., S. 34 ff.; Bezobrazov, Chozjajstvo, S. 143; Gorowitz, a.a.O., S. 112; *Sbornik svedenij i statej po kustarnoj promyšlennosti*, in: *Ekonomičeskij žurnal*. Priloženie k Nr. 4, St. Peterburg 1893, S. 17 f.

33 Zitiert in *S.I. Archangel'skij*, Očerki po istorii promyšlennogo proletariata Nižnego Novgoroda i Nižegorodskoj oblasti XVII - XIX vv., Gor'kij 1950, S. 256. Vgl. auch *Sbornik svedenij*, a.a.O., S. 18 f.; *Savel'ev*, Kustari, S. 6; *Savič*, a.a.O., S. 26-30.

34 So der Gouverneur von Nižnij Novgorod im Jahr 1858, zitiert in *V.A. Fedorov*, Pavlovskie staleslesarnye promysly v krepostnuju epochu, in: *Vestnik Moskovskogo Universiteta*. Serija 9: Istorija, 1974, Nr. 4, S. 40-63, hier S. 59 f.

35 *Serbina*, a.a.O., S. 97 f. Vgl. ferner *Korolenko*, a.a.O., S. 40; *Savel'ev*, Promysly, S. 11.

36 *Fedorov*, Promysly, S. 60.

37 *Boborykin*, a.a.O., S. 16.

38 *Istoriko-statističeskij obzor promyšlennosti Rossii*, Bd. 2, St. Peterburg 1886, S. 36. Ferner *V.P. Bezobrazov*, Selo Pavlovo i kustarnaja promyšlennost', in: *Nabljudatel'*, 1884, Nr. 3, S. 60-79, hier S. 70; *S.I. Archangel'skij*, Voznikovenie proletariata v Pavlovskom promyšlennom rajone, in: *Archiv istorii truda v Rossii*, 11/12, 1924, S. 106-118, hier S. 115 f.; *Labzin*, a.a.O., S. 4.

39 *Fedorov*, Krest'jane, S. 136 f.; *Ders.*, Promysly, S. 53-56.

40 RGIA, f. 1088, op. 10, d. 541, l. 19ob.; d. 542, l. 19; *Savel'ev*, Promysly, S. 11; *Archangel'skij*, Voznikovenie, S. 108; *Materialy po istorii krest'janskoj promyšlennosti*, a.a.O., S. 333; *P. Fejnštejn*, Selo Pavlovo v načale XIX veka, Leningrad 1926, S. 2 f.; *Fedorov*, Krest'jane, S. 136 f.; *Ders.*, Promysly, S. 53; *Serbina*, a.a.O., S. 94 f., 110.

das Gewerbe auch mit den notwendigen Werk- und Brennstoffen versorgten.⁴¹ Fest in ihren Händen lag auch der Agrargüterhandel. Einige reiche Pavlovoer Familien kauften größere Getreidebestände entweder direkt in Samara, Saratov, Tambov und Penza an oder auf den in der Nähe von Pavlovo liegenden Agrarmärkten (Lyskovo, Murom', Vorotinec, Balachna, Nižnij Novgorod, Peredel'novo, Arzamas und Dal'noe Konstantinovo).⁴² Zudem kontrollierten die einheimischen Aufkäufer den landwirtschaftlichen Kleinhandel. Die gewerbliche Verdichtung war in der Pavlovoer Region keineswegs so weit fortgeschritten, daß die Mehrheit der Heimarbeiter auf die eigene Landwirtschaft verzichtet hätte. Mit Ausnahme der vier herausragenden Schmiededörfer Pavlovo, Vorsma, Vača und Varež' blieb in den anderen Ortschaften die agrarisch-gewerbliche Doppelbeschäftigung bestimmend. Mancherorts waren die Landanteile sogar so groß und die Böden so fruchtbar, daß die Bauern Getreideüberschüsse produzierten. Andere Haushalte hatten Gemüse- und Obstgärten angelegt oder ihre Viehwirtschaft verstärkt, um über den Eigenbedarf hinaus vermarktbares Agrargüter zu erzielen.⁴³ An Markttagen zogen darum viele Bauern aus dem Umland mit Waren nach Pavlovo. Sie wurden weit vor dem Dorf von den Aufkäufern erwartet, die ihnen alle mitgeführten Güter en gros abkauften, um anschließend damit auf dem Wochenbazar Handel zu treiben.⁴⁴

Konkurrenz erwuchs den Aufkäuferfamilien vor allem in den einheimischen Unternehmern. Seit den 1820er Jahren nutzten einige Händler und erfolgreiche Schmiedemeister die steigende Nachfrage nach Kleiseisenwaren für eine unternehmerische Karriere. Ihre in den offiziellen Quellen als "Fabriken" geführten Unternehmen waren dezentralisierte Manufakturen, nach Einsatz von Dampfmaschinen dezentralisierte Fabriken, in denen "auf dem eigentlichen Betriebsgelände ... nur ein Drittel der Arbeiter und die anderen in ihren Hütten und Werkstätten in den umliegenden Ortschaften produzieren".⁴⁵ Diese "jüngere Generation der Pavlovoer Dorfbourgeoisie"⁴⁶ konnte im Verlauf des 19. Jahrhunderts ihre Geschäftstätigkeit vor allem im Bereich der Schneid- und Klingenproduktion beständig ausweiten und wichtige Marktpositionen erobern. Allein der führende Unternehmer-Verleger Zav'jalov beschäftigte zu Beginn des 20. Jahrhunderts in 21 Ortschaften über tausend verlegte Heimarbeiter.⁴⁷ Staatliche Untersuchungsbeamte berichteten damals, daß die selbständigen Meister, die für den Wochenbazar produzieren, allmählich verschwinden und zu einfachen Arbeitern werden, die von ihrem Auftraggeber die für die Produktion notwendigen Werkstoffe, teil-

41 Korsak, a.a.O., S. 247; Boborykin, a.a.O., S. 327 f.; *Sbornik svedenij*, a.a.O., S. 30; Savič, a.a.O., S. 24, 27 f.

42 RGIA, f. 1088, op. 3, d. 974, l. 470b-48; d. 979, l. 49ob.-50; d. 987, l. 34ob.-35, 36ob-37; d. 996, l. 42ob.; N.P. Sorokin, *Avtobiografija krest'janina sela Pavlova Nižegorodskoj gubernii Nikolaja Petroviča Sorokina*, in: *Severnyj Vestnik*, 1885, Nr. 1, S. 82-104 und Nr. 2, S. 51-76, hier S. 88.

43 Zur Landwirtschaft in der Pavlovoer Gewerbergion und den zahlreichen agrarisch-gewerblichen Mischökonomien vgl. Grigor'ev, a.a.O., S. 46-59; Gorowitz, a.a.O., S. 100; *Annenskij*, a.a.O., S. 12; *Leontovič*, a.a.O., S. 252 ff.; Savel'ev, *Promysly*, S. 3 ff.; *Materialy po istorii krest'janskoj promyslennosti*, S. 216, 220, 222, 228, 335; *Archangel'skij*, *Voznikovenie*, S. 114 f., 117 f.; M.A. Plomikov, *Kustarnye promysly Nižegorodskoj gubernii*, Nižnij Novgorod 1894, S. 178-181; O.E. Šmidr, *Pavlovskij staleslesarnij rajon Gorbatovskogo uезда, Nižegorodskoj gubernii. Svravnitel'nye itogi statističeskich issledovanij 1889 i 1901*, Nižnij Novgorod 1902, S. 22-26, 32.

44 *Dejstvija organov Pavlovskogo krest'janskogo občestva za avgust' 1898*, Nižnij Novgorod 1899, S. 6 f.; Savič, a.a.O., S. 30.

45 Boborykin, a.a.O., S. 310.

46 Fedorov, *Krest'jane*, S. 136 f.; *Ders.*, *Promysly*, S. 53-56.

47 Gosudarstvennyj Istoričeskij Muzej (= GIM), f. 435, d. 15, l. 26-26ob.

weise auch die entsprechenden Arbeitsgeräte erhalten und ihm die fertigen Waren gegen Stücklohn abliefern.⁴⁸ Über ihre unternehmerisch-verlegerischen Tätigkeiten hinaus erwarben die Pavlovoer Unternehmer von den selbständigen Schmiedemeistern größere Warenbestände und deklarierten sie als ihre Produkte.⁴⁹ Wegen ihrer zahlreichen Handelsaktivitäten sahen zeitgenössische Beobachter darum in dem Fabrikanten, "der sich zur Ausweitung seiner Produktion an die Kustarproduzenten wenden muß, ... nicht viel mehr als einen etwas komplizierteren Aufkäufer".⁵⁰ Ihre spätestens seit den 1880er Jahren führende Marktsituation konnten die Unternehmer weiter ausbauen, als sie mit Beginn des 20. Jahrhunderts in ihren Betrieben moderne Stenzen, Fallhämmer und Pressen einsetzten. Die zentralisierte Maschinenproduktion ließ die Zahl der Fabrikarbeiter ansteigen, während die der für den eigenen Absatz, d.h. zumeist für die Aufkäufer produzierenden Schmiedemeister beständig auf schließlich nur noch 30 Prozent abnahm.⁵¹

Tabelle 2: Unterschiedliche Arbeitergruppen im Pavlovoer Kleiseisengewerbe, 1889 - 1912 (in Prozent)

	1889	1901	1912
für den eigenen Absatz produzierende Meister	48	36	30
verlegte Produzenten	43	51	47
Lohnarbeiter	9	13	23

Anmerkung: Die Lohnarbeiter waren überwiegend in Fabriken beschäftigt.

Quelle: Gestwa, a.a.O., Tabelle 16.

In der ausgehenden Zarenzeit kam es zu einer weiteren Veränderung der Marktsituation, als auf Initiative und unter Leitung des ehemaligen Ministerialbeamten A.G. Štanges seit 1893 mehrere Kooperativen in Pavlovo gegründet wurden. Während sich die "Kustargenossenschaft" um eine Verbesserung der Produktion kümmerte, bot die "Lagergenossenschaft" Werkstoffe zu günstigen Preisen an. Außerdem versorgte eine "Konsumgenossenschaft" die Dorfbewohner mit billigen Grundnahrungsmitteln und Massenbedarfsartikeln. Diese kooperativen Organisationen hatten zwar nur einen begrenzten Geschäftsrahmen. Sie eröffneten jedoch zumindest einzelnen Familien die Möglichkeit, sich zeitweise aus der Abhängigkeit von Aufkäufern zu lösen und durch einen besseren Absatz sowie sinkende Ausgaben ihre Lebenssituation zu verbessern.⁵²

48 *Istoriko-statističeskij obzor*, a.a.O., S. 42.

49 RGIA, f. 1088, op. 10, d. 439, l. 17-19; Archiv Geografičeskogo Obščestva (= AGO), raz. 23, op. 1, d. 65, l. 7; *Labzin*, a.a.O., S. 3; *Grigor'ev*, a.a.O., S. 55 f.; *Plotnikov*, a.a.O., S. 186 f.; *Bezobrazov*, Chozjajstvo, S. 181 f.; *Tarnovskij*, a.a.O., S. 80 f.; *Gorowitz*, a.a.O., S. 108.; *P.S. Usov*, Tri centra kustarej, in: *Istoričeskij vestnik. Istoriko-literaturnyj žurnal* 8, 1887, S. 110-134, hier S. 129.

50 *Grigor'ev*, a.a.O., S. 119.

51 *Leontovič*, a.a.O., S. 254 ff; *Savel'ev*, Promysly, S. 34 ff., 59 f.; *Archangel'skij*, Očerki, S. 249; *A. Gučev*, Promysly Nižgorodskoj gubernii, in: *Nižgorodskij kraevedčeskij sbornik. Trudy Nižgorodskogo Pedagogičeskogo Instituta*, Bd. 1, Nižnij Novgorod 1924, S. 136-182, hier S. 139 f.

52 Zu den Genossenschaften in Pavlovo vgl. *Sbornik svedenij*, a.a.O., S. 31-38; *Savel'ev*, Kustari, S. 10 ff., 17-23; *Savič*, a.a.O., S. 31-41; *Leontovič*, a.a.O., S. 257-265; *Tarnovskij*, a.a.O., S. 86 ff., 187; *Gorowitz*, a.a.O., S. 124-133; *P.N. Isakov*, Pavlovskij kustarnyj rajon, in: *Trudy s'ezda dejatelej po kustarnoj promyšlennosti*, Bd. 2/1, St. Peterburg 1910, S. 405-447, hier S. 421-442; *A.G. Štange*, Kak pomoč' kustarjam-zamočnikam Pavlovskogo rajona, in: *Ekonomičeskij žurnal*, 1889, Nr. 6-7, S. 26-83; *Ders.*,

Den Aufstieg der Genossenschaften und der Unternehmer-Verleger nahmen die einheimischen Aufkäufer nicht widerstandslos hin. Sie verwickelten die aufstrebenden Konkurrenten in einen "eigentümlichen sozialen Kampf".⁵³ Er wurde häufig nicht nur auf dem Markt, sondern auch auf dem Feld der Dorfpolitik ausgetragen, weil die Funktionsträger der Dorfgemeinde lange Zeit aus den Reihen der Aufkäufer kamen, die ihre Ämter und ihren Einfluß nutzten, um geschäftliche Interessen durchzusetzen. So gelang es ihnen mitunter, Unternehmensgründungen zu verhindern und die Geschäfte der Unternehmer-Verleger zu stören.⁵⁴ Die Aufkäufer gingen auch vehement gegen die ersten beiden, schon 1871 gegründeten Pavlovoer Genossenschaften vor und trugen mit ihren unterschiedlichen Druckmitteln und Denunziationen dazu bei, daß dieser Versuch, die selbständigen Kleinproduzenten genossenschaftlich zu organisieren, kläglich scheiterte. Nach diesem Mißerfolg dauerte es mehr als zwei Jahrzehnte, bis sich die Schmiedemeister wieder für kooperative Zusammenschlüsse interessierten.⁵⁵

Der wirtschaftliche Konkurrenzkampf zwischen der "älteren" und "jüngeren Generation der Pavlovoer Dorfbourgeoisie" zeigt, daß die Proto-Industrialisierung eine fest in den lokalen Gegebenheiten eingebundene Entwicklung war. Die in regelmäßigen Abständen durchgeführten Aufzeichnungen des Kapitalbestandes und der ökonomischen Aktivitäten wohlhabender Aufkäufer und Unternehmer-Verleger geben genauen Aufschluß darüber, daß während des gesamten 19. Jahrhunderts eine Gruppe von etwa zwanzig einheimischen Familien das dörfliche Wirtschaftsleben weitestgehend organisierte.⁵⁶

Diese auffällige soziale Kontinuität ging auf die Zugehörigkeit vieler Aufkäufer zum Raskol zurück.⁵⁷ Nachdem es wegen der seit Mitte des 17. Jahrhundert durchgeführten

Doklad, in: Pervyj vsrossijskij s'ezd predstavitelej kooperativnych učreždenij, Moskva 1908, S. 441-447; *Ders.*, Pavlovskaja kustarnaja artel, St. Peterburg 1912.

- 53 V.M. Vladislavlev, Pervye kooperativy v Nižegorodskoj gubernii, in: Nižegorodskij kraevedčeskij sbornik, Bd. 2, Nižnij Novgorod 1929, S. 74-125, S. 113. Dramatisierend sprachen einige Zeitgenossen sogar von einem "Bürgerkrieg". Vgl. bes. *Bezobrazov*, Chozjajstvo, S. 187.
- 54 So verhinderte die Dorfgemeinde die unternehmerischen Pläne des erfolgreichen Schmiedemeisters Dubrovin, indem sie ihm die Erlaubnis verweigerte, Bauland zu erwerben. Vgl. RGIA, f. 1088, op. 10, d. 630, l. 1-10. Zu den heftigen Streitigkeiten zwischen den Aufkäufern und dem bekannten Unternehmer Varypaev, der sich zum Fürsprecher der selbständigen Schmiedemeister machte, vgl. *Moskovskie vedomosti*, 1872, Nr. 180, S. 3; Ebenda., 1872, Nr. 186, S. 4; *Sbornik svedenij*, a.a.O., S. 25, 31; *Boborykin*, a.a.O., S. 342; *Bezobrazov*, Chozjajstvo, S. 187-189; *Korolenko*, a.a.O., S. 46-55; *Isakov*, a.a.O., S. 420; *Savel'ev*, Promysly, S. 13; *Archangel'skij*, Voznikovenie, S. 112 f; *Fedorov*, Krest'jane, S. 136 f.
- 55 Zu den ersten Pavlovoer Genossenschaften und den Gründen ihres Scheiterns vgl. *Sbornik svedenij*, a.a.O., S. 31 f.; *Vladislavlev*, a.a.O., S. 108-119; *Korolenko*, a.a.O., S. *Boborykin*, a.a.O., S. 38-44, 49-60, 80-84, 324 ff.; *Grigor'ev*, a.a.O., S. 97 ff., 119-123; *Bezobrazov*, Chozjastvo, S. 220-224; *Gorowitz*, a.a.O., S. 121 ff.
- 56 RGIA, f. 1088, op. 3, d. 870, l. 9-10; d. 918, l. 110ob.-119; d. 974, l. 47ob.-49; d. 979, l. 48ob.-51; d. 987, l. 33ob.-38; d. 996, l. 40ob.-43; op. 10, d. 536, l. 70-72; d. 541, l. 6-9, 88-104. Vgl. ferner *Annenskij*, a.a.O., S. 13; *Serbina*, a.a.O., S. 79, 93 f., 121 ff.; *Tugan-Baranovskij*, a.a.O., S. 115 f.; *A. Smirnov*, Pavlovo i Vorsma izvestnye stal'noslesarnym proizvodstvom sela Nižegorodskoj gubernii, Teil 1, Moskva 1863, S. 30.
- 57 Zum altgläubigen Glaubensbekenntnis führender Aufkäufer- und Händlerfamilien in Pavlovo und Vorsma (*Bezobrazov*, Tomarov, Šlinkin, Bronnikov, Žukov, Vorožejkin, Sol'nov, Boronin u.a.m.) vgl. RGIA, f. 1088, op. 10, d. 388, l. 2-3ob.; d. 426, l. 1-2; d. 541, l. 6-9, 48-59, 88-105, 202-208ob.; d. 594, l. 1-5; *P.I. Mel'nikov*, Otčet o sovremennom sostojanii v Nižegorodskoj gubernii (1854), in: Dejstvija Nižegorodskoj Gubernskoj Učenoj Archivnoj Komissii, Bd. 9/2, Nižnij Novgorod 1910, S. 3-60, hier S. 35; *Fejnštejn*, a.a.O., S. 6.

Reformen in der russisch-orthodoxen Kirche zum Schisma gekommen war, wurde das Gebiet zwischen dem Oberlauf von Oka und Wolga zu einem Sammelbecken der religiösen Dissidenten. In großen Handels- und Gewerbedörfern suchten Altgläubige Unterschlupf und fanden hier rasch Anhänger.⁵⁸ Zu Anfang des 19. Jahrhunderts berichteten die Quellen von einem aktiven Gemeindeleben in Pavlovo und dem benachbarten Schmiededorf Vorsma, wo sich zu Mitte des 19. Jahrhunderts schließlich jeder Dritte zum alten Glauben bekannte.⁵⁹

Alter Glaube und wirtschaftlicher Erfolg waren damals eng miteinander verknüpft, weil die Zugehörigkeit zur dissidenten Religionsgemeinschaft wichtige Marktvorteile brachte. So zeichneten sich die Altgläubigen durch eine "geistige Regsamkeit"⁶⁰ aus. Sie sahen sich, weil sie die offizielle Lehre der rechtgläubig-orthodoxen Kirche nicht anerkannten, dazu gezwungen, ihre eigenen Glaubensauffassungen zu formulieren. "Rechtfertigungszwang, religiöser Eifer und die weitgehende Abwesenheit hierarchischer Strukturen begünstigten somit eine Verallgemeinerung theologischer Kenntnisse. Fast jede altgläubige Gemeinde richtete in ihrem Gebetshaus eine Schule ein."⁶¹ In Pavlovo und Vorsma hielt die Kreisverwaltung zu Beginn der 1850er Jahre die Gründung von öffentlichen Grundschulen für unbedingt erforderlich, um das Ausbildungsmonopol der schriftkundigen Altgläubigen zu brechen und ihnen die Möglichkeit zu nehmen, über den Lese- und Schreibunterricht ihre religiöse Irrlehre zu propagieren.⁶²

Zudem hatte der besonders enge Zusammenhalt der Altgläubigen für damalige Verhältnisse ein konkurrenzloses funktionierendes Kommunikationsnetz zwischen den einzelnen Gemeinden und den wichtigsten Handelsplätzen geschaffen, in dem die zahlreichen altgläubigen Gasthofbesitzer, Postmeister und Wanderhändler ein Heer zuverlässiger und billiger Handelsagenten bildeten. Anders als sein rechtgläubig-orthodoxer Konkurrent brauchte der altgläubige Händler auch nicht zu befürchten, bei Unglücksfällen, falschen Kalkulationen oder Absatzkrisen bankrott zu gehen. Er konnte auf zinslose oder günstige Kredite hoffen, weil die dissidente Religionsgemeinschaft zugleich eine wirtschaftliche Solidargemeinschaft war.⁶³

58 *Mel'nikov*, *Otčet*, S. 6, 36; *Dopolnenija k aktam istoričeskim, sobrannye i izdannye Archeografičeskoj Kommissiej*, Bd. 10, St. Peterburg 1867, S. 444 f.; *S.A. Archangelov*, *Sredi raskol'nikov i sektantov Povolž'ja*, St. Peterburg 1900, S. 3 ff., 56 ff., 155; *N. Ržga*, *Razinovščina i raskol*, in: *Nižgorodskij kraevedčeskij sbornik. Trudy Nižgorodskogo Pedagogičeskogo Instituta*, Bd. 1, Nižnij Novgorod 1924, S. 115-135, hier S. 126-134.

59 RGIA, f. 1088, op. 10, d. 388, l. 28-34; d. 541, l. 6-9, 48-59, 88-105, 202-208ob.; d. 542, l. 36ob.; d. 570, l. 1-5; d. 594, l. 1-3; *P.I. Mel'nikov*, *O sovremennom sostojanii raskola v Nižgorodskoj gubernii (1854)*, in: *Dejstvija Nižgorodskoj Gubernskoj Učenoj Archivnoj Komissii*, Bd. 9/1, Nižnij Novgorod 1910, S. 1-328, hier S. 54-59, 80, 283; *Ders.*, *Otčet*, S. 13 f., 34-37; *K.N. Ščepetov*, *Krepostnoe pravo v votčinach Šeremetevych (1708-1885)*, Moskva 1947, S. 162 f.

60 *H. Roskoschny*, *Das arme Rußland. Ein Beitrag zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage des russischen Reiches*, Leipzig 1889, S. X. Ähnlich *Smirnov*, *Pavlovo*, S. 56.

61 *M. Hildermeier*, *Alter Glaube und neue Welt. Zur Sozialgeschichte des Raskol im 18. und 19. Jahrhundert*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 38, 1990, S. 372-398 und 504-525, hier S. 520.

62 RGIA, f. 1088, op. 10, d. 425, l. 1-4. Vgl. auch *Mel'nikov*, *Sostojanij*, S. 290 ff.

63 *Hildermeier*, *Alter Glaube und neue Welt*, S. 507-516; *Ders.*, *Alter Glaube und Mobilität. Bemerkungen zur Verbreitung und sozialen Struktur des Raskol im frühindustriellen Rußland (1760-1860)*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 39, 1991, S. 321-338, hier S. 330, 335; *Blackwell*, a.a.O., S. 215-222; Daß sich altgläubige Gemeinden vor allem an wichtigen Verkehrswegen etablierten, zeigte anschaulich *Mel'nikov*, *Otčet*, S. 15-60.

Zur bemerkenswerten geschäftlichen Konstanz altgläubiger Familien trug ferner ihr sozialer und rechtlicher Sonderstatus bei. Als Kirchenfeinde blieb den Altgläubigen sowohl der Aufstieg in den Staatsdienst als auch in den Adel verwehrt. Sie waren wegen ihrer Abkapselung von der übrigen Gesellschaft darauf angewiesen, ihre beruflichen Anstrengungen auf den tradierten Erwerb zu konzentrieren. Außerdem hinderte die strenge altgläubige gerontokratische Ordnung die nachwachsende Generation daran, eigene Weg zu gehen, und verpflichtete sie dazu, die geschäftlichen Anstrengungen ihrer Väter fortzusetzen. Das verlieh proto-industriellen Entwicklungsprozessen soziale Stabilität.⁶⁴

Die dauerhafte ökonomische Vorrangstellung einheimischer Familien ging neben ihrer Zugehörigkeit zum Raskol vor allem darauf zurück, daß sie auswärtige, meist städtische Kaufleute vom Pavlovoer Wochenbazar fernhalten und sich so auf diesem einträglichen Markt exklusive Wirtschaftsrechte sichern konnten. Ein Aufenthalts- und ständiges Handelsrecht bekamen lediglich wenige auswärtige Händler zugesprochen, die nicht Konkurrenten, sondern wichtige Partner der dörflichen Wirtschaftselite waren.⁶⁵ An der machtbewußten und eifersüchtigen Verteidigung angestammter Marktpositionen scheiterte unter anderen der Franzose Canaplé, der 1830 mit dem festen Willen nach Pavlovo gekommen war, dort eine Manufaktur zu errichten.⁶⁶ In den 1880er Jahren ging die einheimische "Geldaristokratie und Plutokratie"⁶⁷ gegen jüdische Händler vor, die Pavlovo als Markt für sich entdeckten und von den Schmiedemeistern große Bestände ankauften. Viele Dorfbewohner sahen die jüdischen Händler "von Gott geschickt"⁶⁸ und hofften auf dauerhafte Geschäftsverbindungen. Die Aufkäufer jedoch denunzierten die jüdischen Konkurrenten bei der Kreis- und Gouvernementsverwaltung als Betrüger und setzten dank hoher Bestechungsgelder ein Aufenthaltsverbot durch.⁶⁹

Die einheimischen Oligarchen konnten den Warenverkehr sowohl in das als auch aus dem Dorf kontrollieren, weil Pavlovo nicht an das russische Eisenbahnnetz angebunden war und so auswärtige Händler keinen direkten Zugriff auf die Dorfökonomie hatten. "Die Eisenbahnlinie ist 30 Werst von Pawlowo entfernt, und nur durch einen ganz primitiven schlecht gepflegten Landweg mit letzterem verbunden. Um diese Station zu erreichen, muß man den Fluß überqueren, und so kommt es im Frühjahr und im Herbst vor, daß Pawlowo von der ganzen Welt abgeschnitten ist, da das Eis so schwach ist, daß das Fahren gefährlich, und die Navigation noch nicht eröffnet oder schon geschlossen ist ... Ja, wie viel Ironie liegt in dem Namen 'Russisches Sheffield'. Ein Sheffield ohne Eisenbahn und Landstraße".⁷⁰ Erst als auf der Oka regelmäßig Dampfschiffe verkehrten, "wurde (Pavlovo) eines Tages 'entdeckt'".⁷¹ Städtische Kaufleute und Handelshäuser suchten fortan direkten Kontakt zu den Produzenten und bemühten sich, den von Aufkäufern und anderen Gruppen bestimmten Zwischenhandel zu umgehen. Sie reisten immer häufiger zum Wochenbazar an. Des weiteren warben

64 Hildermeier, *Alter Glaube und neue Welt*, S. 521 ff.

65 Boborykin, a.a.O., S. 17; *Annenskij*, a.a.O., S. 14; *Fedorov*, *Promysly*, S. 53 f.; *Ders.*, *Krest'jane*, S. 136 f.; *Serbina*, a.a.O., S. 97 f.

66 *Labzin*, a.a.O., S. 48-50; *Grigor'ev*, a.a.O., S. 38; *Boborykin*, a.a.O., S. 341-343; *Bezobrazov*, *Chozjajstvo*, S. 137; *Savel'ev*, *Promysly*, S. 13 f.

67 *Bezobrazov*, *Chozjajstvo*, S. 189.

68 *Korolenko*, a.a.O., S. 13.

69 *Sbornik svedenij*, a.a.O., S. 28 f.; *Annenskij*, a.a.O., S. 14; *Usov*, a.a.O., S. 130.

70 *Gorowitz*, a.a.O., S. 113. Ähnlich *Savel'ev*, *Promysly*, S. 41f.; *Leontovič*, a.a.O., S. 266.

71 *Roskoschny*, a.a.O., S. 6.

bekannte städtische Kaufhäuser Kommissionäre an, die in ihrem Auftrag den Pavlovoer Markt beobachteten, Warenbestände ankauften und nach Moskau brachten. Gegen Ende der 1880er Jahre erstanden die Kommissionäre schon ein Viertel der auf dem Wochenbazar abgesetzten Kleiseisenwaren. Die sich dank der Dampfschiffahrt allmählich durchsetzenden neuen Handelsformen nutzten auch die dörflichen Aufkäufer und Unternehmer-Verleger, um in Städten wie Moskau, St. Petersburg, Riga, Kazan', Astrachan' und Čar'kov Geschäftsfilialen zu gründen und hier immer größere Warenbestände umzusetzen. Sie mußten sich jedoch fortan den Pavlovoer Markt mit auswärtigen Konkurrenten teilen. So erwarben in den 1880er Jahre über siebzig Händler größere Warenbestände auf dem Wochenbazar, nachdem es zwei Jahrzehnte zuvor kaum mehr als zwanzig gewesen waren. Zur gleichen Zeit hatten sich zwei Handelshäuser aus Arzamas und Dal'noe Konstantinovo in den Getreidehandel eingeschaltet und sich auf dem Wochenbazar wichtige Marktpositionen erstritten.⁷²

Lange Zeit blieb der Wochenbazar auch deshalb von der übrigen Geschäftswelt isoliert, weil Pavlovo bis 1861 ein gutsuntertäniges Dorf war, dessen Besitzer alles tat, um die Gewinnchancen seiner Bauern zu erhöhen. Er unterstützte darum die einheimische "Geldaristokratie" in ihrem Kampf gegen auswärtige Konkurrenten und sicherte ihnen auf dem Wochenbazar exklusive Vermarktungsrechte. Der Gutsbesitzer, Graf Šeremetev, hätte alle Möglichkeiten gehabt, sich in das lokale Wirtschaftsleben einzuschalten. Seine feudalen Privilegien nutzte er jedoch nur zeitweise in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als er im Dorf Karačarovo ein Hüttenwerk errichten und das dort gefertigte Roheisen im benachbarten Pavlovo zu Halbfertigprodukten (Bleche, Klagen, Stabeisen etc.) weiterverarbeiten ließ. Damit belieferte er den Wochenbazar und trug mit dem erhöhten Angebot an Werkstoffen zur gewerblichen Verdichtung des dörflichen Kleiseisengewerbes bei. Schon 1770 mußte er seine Geschäftstätigkeit einstellen, nachdem die Weiterverarbeitung des Roheisens aus technischen Gründen ins Stocken geraten war.⁷³ In der Folgezeit war der Gutsbesitzer keine relevante Marktgröße mehr. Er trat nur noch vereinzelt auf dem Wochenbazar als Anbieter von Holz und Holzkohle in Erscheinung.⁷⁴ Die Grafen Šeremetev sahen sich nicht als Geschäftsleute, sondern als "regierende Gutsbesitzer" (*carstvujuščie pomeščiki*), die "herrschaften, aber nicht wirtschafteten".⁷⁵ Ihren Tätigkeitsbereich beschränkten sie weitestgehend auf die administrative Sphäre und begnügten sich mit der Rolle des Rentiers, der die Feudalpflichten seiner Bauern in ein Abgabenverhältnis versachlichte. Das dörfliche Wirtschaftsleben wurde weitestgehend den "kapitalbesitzenden" (*kapitalistye*) Familien überlassen, die sich im Rahmen der bäuerlichen Selbstverwaltung auch um die konkrete Verwaltungsarbeit kümmern sollten. So waren "die gräflichen Landgüter praktisch an die wohlhabenden Bauern verpachtet worden".⁷⁶

Das fehlende Engagement des Gutsbesitzer gab den Bauern zwar den notwendigen Freiraum, um ihre ökonomischen Aktivitäten zu entfalten. Es hatte aber auch Verwaltungs-

⁷² Zum allmählichen Wandel der Handelsformen und zur zunehmenden Präsenz auswärtiger Händler vgl. *Labzin*, a.a.O., S. 143, 147; *Moskovskie vedomosti*, 1872, Nr. 180, S. 3; *Boborykin*, a.a.O., S. 81, 84, 310; *Grigor'ev*, a.a.O., S. 91; *Bezobrazov*, *Chozjajstvo*, S. 141, 219; *Annenskij*, a.a.O., S. 14; *Plotnikov*, a.a.O., S. 186 f.; *Savič*, a.a.O., S. 27; *Savel'ev*, *Promysly*, S. 11, 60 f.

⁷³ *Materialy po istorii krest'janskoi promyšlennosti*, a.a.O., S. 344-351; *Archangel'skij*, *Očerki*, S. 98; *Ščepetov*, *Pravo*, S. 75 f.; *Fedorov*, *Promysly*, S. 48; *Serbina*, a.a.O., S. 105, 110 ff.

⁷⁴ *Mel'nikov*, *Promyšlennost'*, S. 112; *Melton*, *Proto-Industrialization*, S. 78.

⁷⁵ *V. Stanjukovič*, *Bjudžet Šeremetevych*, Moskva 1927, S. 8, 21.

⁷⁶ *Ščepetov*, *Pravo*, S. 88.

defizite zur Folge, die sich zunehmend als ernsthafte Entwicklungshemmnisse erwiesen. So warf der Journalist P. Boborykin den Grafen Šeremetev vor, daß sie zwischen 1760 und 1860 von dort "mindestens drei Millionen Rubel reinen Gewinn bezogen haben. Aber was, frage ich, haben sie dafür getan, um ihre Pavlovoer Bauern aus dem Netz der Unwissenheit zu befreien? Gar nichts. Gehen Sie von einem Ende Pavlovos zum anderen und finden Sie mir einen Hinweis darauf, daß die Besitzer Pavlovos an irgendwas anders als an ihren eigenen Gewinn gedacht haben."⁷⁷ Tatsächlich hatten die Gutsbesitzer kaum etwas in die Verbesserung der dörflichen Infrastruktur investiert und den Bewohnern Pavlovos wiederholt den Zugang zur Bildung erschwert. Wie viele führende Staatsbeamte und Gutsbesitzer sahen die Grafen Šeremetev damals in einer besseren Bildung der Bauern eher eine Gefahr als eine Chance.⁷⁸ Des weiteren hielten sie die Pavlovoer Dorfgemeinde nur in Erlassen dazu an, für einen angemessenen Brandschutz zu sorgen und einen Polizeiapparat aufzubauen, um Ruhe und Sicherheit zu garantieren. Sie fühlten sich trotz wiederholter Klagen, daß es der dörflichen Feuerwehr und Polizei an Kapital, Personal und Unterstützung mangelte, aber nicht dazu verpflichtet, einzugreifen und etwas gegen die Mißstände zu unternehmen. So gab es allein in Vorsma während der 1830er Jahre vier schwere Feuer, und 1841 brannte das Unternehmen Zav'jalov sogar völlig aus.⁷⁹ Am härtesten wurde das Kleiseisengewerbe 1872 von einem Brand getroffen, der im Dorf Pavlovo über 660 Häuser, zahlreiche Werkstätten, Fabrikanlagen und den Wochenbazar zerstörte. Produktion und Handel gingen deutlich zurück. Die wirtschaftliche Expansionsdynamik versandete.⁸⁰

Auch die Marktorganisation blieb wegen der Unfähigkeit der bäuerlichen Selbstverwaltung, der Passivität des Gutsbesitzers und der Schwäche des Staats mangelhaft. Niemand kümmerte sich darum, durch eine bessere Aufsicht von Handel und Gewerbe Rechtssicherheit zu gewährleisten. Während die Schmiedemeister besonders in Krisenzeiten darüber klagten, daß die Aufkäufer durch die vielfache "Benachteiligung des Arbeiters" einen "unrechtmäßigen Gewinn" erzielen und sie zu "Arbeitsklaven in des Wortes vollster Bedeutung" degradieren,⁸¹ beschwerten sich umgekehrt die Aufkäufer "über die Unredlichkeit der Arbeiter, welche mangelhafte Ware liefern und sie unter der besseren geschickt durchzuschmuggeln suchten."⁸² Häufig tauschten die Schmiede auch das ihnen überlassene Eisen und Stahl gegen Material von geringer Qualität aus und hielten bei guter Konjunktur die abgesprochenen Lieferzeiten nicht ein, um höhere Löhne zu erpressen.⁸³

Die Pavlovoer Unternehmer litten zudem unter der Fälschung von Markenware. Auf den seit 1828 stattfindenden Gewerbemessen wurden Produzenten für hochwertige Erzeugnisse mit Medaillen ausgezeichnet. Sie durften anschließend mit ihren Auszeichnungen werben und versahen darum ihre Waren mit einem Firmenstempel und dem russischen Wappen, die

77 Boborykin, a.a.O., S. 344 f. Ferner *Archangel'skij, Voznikovenie*, S. 110.

78 Zu den mißgeglückten Versuchen einer Schulgründung vgl. RGIA, f. 1088, op. 10, d. 601, l. 1-10; *Dejstvija Nižgorodskoj Gubernskoj Učenoj Archivnoj Komissii*, Bd. 10, Nr. 1, Nižnij Novgorod 1906, S. 101-109; *Ščepetov*, Pravo, S. 222 f. Zur akuten Bildungsnot zu Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. *Smirnov*, Pavlovo, S. 56 ff.; *Boborykin*, a.a.O., S. 344 f.; *Sorokin*, a.a.O., S. 60, 86 f.

79 RGIA, f. 1088, op. 10, d. 412, l. 2-3, 7; d. 417, l. 1-3; *Smirnov*, Pavlovo, S. 54 f.

80 *Moskovskie vedomosti*, 1872, Nr. 182, S. 3; *Boborykin*, a.a.O., S. 355 ff.; *Bezobrazov*, Selo, S. 77; *Usov*, a.a.O., S. 129.

81 *Roskoschny*, a.a.O., S. 10 ff.

82 Ebenda, S. 7.

83 *Labzin*, a.a.O., S. 52 f., 64 f.

bald allgemein als Qualitätsnachweis akzeptiert waren.⁸⁴ Fabrikanten wie der Messer- und Tafelbesteckproduzent Zav'jalov legten, um ihrem guten Ruf gerecht zu werden, nun immer mehr Wert darauf, nur ordentlich gearbeitete Erzeugnisse in den Handel zu bringen und führten deshalb in ihren Betrieben eine strenge Endkontrolle ein. Je mehr die Produzenten auf eine Qualitätsproduktion achteten, um so schwerer wurde es aber für sie, diesen Marktvorteil zu realisieren, denn die Aufkäufer drängten die für sie produzierenden Schmiedemeister dazu, den Firmenstempel angesehenen Unternehmer zu fälschen. So kamen unter der Bezeichnung Zav'jalov zahlreiche, häufig minderwertige Erzeugnisse auf den Markt. In den 1860er Jahren war schließlich jedes zweite Messer mit dem Firmenstempel eines bekannten Fabrikanten ein Imitat. Das irritierte die Kunden und schädigte den Ruf des Pavlovoer Kleiseisengewerbes. Zav'jalov und andere auf Qualität bedachte Produzenten mußten schwere Einbußen hinnehmen. Sie forderten deshalb wiederholt die Einrichtung einer Gewerbeaufsichtsbehörde, um das Marktgeschehen so zu kontrollieren und reglementieren, daß die innovationsbereiten Fabrikanten ihren Qualitätsvorsprung auf dem Markt auch umsetzen konnten.⁸⁵ Ihre Klagen blieben aber ohne Erfolg. Der Pavlovoer Wochenbazar hatte den einheimischen Aufkäufern und den Unternehmer-Verlegern zwar gute Gewinn- und Aufstiegschancen geboten. In der Folgezeit trugen seine strukturellen Mängel aber mit dazu bei, daß sich der Durchbruch des Fabriksystems verzögerte. Das Pavlovoer Kleiseisengewerbe stand so zu Beginn des 20. Jahrhunderts am "Ende des gewerblichen Fortschritts"⁸⁶ und fiel hinter der industriellen Entwicklung anderer konkurrierender Regionen (Riga, Kovno, Warschau, St. Petersburg und Finnland) zurück.⁸⁷

III. Der nationale Marktkontext

Der technische Rückstand des Pavlovoer Gewerbes verhinderte größere Exporterfolge. Mit den höherwertigen Kleiseisenwaren westeuropäischer Produzenten konnten die russischen Erzeugnisse nicht mithalten. Während im 19. Jahrhundert knapp zwei Drittel der Solinger Schneid- und Klingenwaren auf Auslandsmärkten abgesetzt wurden,⁸⁸ fanden nicht mehr als fünf Prozent aller in Pavlovo gefertigten Schlösser, Messer und Scheren auf asiatischen Märkten einen Abnehmer. Das Pavlovoer Kleiseisengewerbe ist damit ein klassisches Beispiel einer nicht vom Export, sondern von der Binnennachfrage getragenen Proto-Industrialisierung. "Mittelrußland besitzt wie Lancashire sein Indien, nur nicht durch lange Seewege getrennt, sondern nahe bei der Hand: die riesigen landwirtschaftlichen Flächen Rußlands".⁸⁹ Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden Schlösser, Messer, Gabeln und Scheren unter der Bezeichnung "Pavlovoer Waren" in allen Teilen Rußlands abgesetzt.⁹⁰ Zur Mitte des 19. Jahrhunderts gehörten sie zum Grundsortiment zahlreicher Kaufleute.⁹¹

84 J.J. Rybakov, *Promyšlennaja statistika Rossii XIX veka*, Moskva 1976, S. 26-28, 36 f.

85 Labzin, a.a.O., S. 116, 166-174; *Bezobrazov*, Chozjajstvo, S. 145, 180; *Moskovskie vedomosti*, 1872, Nr. 180, S. 3.

86 Gučev, a.a.O., S. 141.

87 Ebenda, S. 140 f; *Štange*, Kak pomoč', S. 32 f., 36 f., 40-50; *Ders.*, *Artel'*, S. 4.

88 J. Putsch, *Vom Ende qualifizierter Heimarbeit. Entwicklung und Strukturwandel der Solinger Schneidwarenindustrie von 1914-1960*, Köln 1989, S. 16.

89 G.v. Schulze-Gävernitz, *Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland*, Leipzig 1899, S. 280. Ähnlich *Istoriko-statističeskij obzor*, a.a.O., S. 89.

90 RGIA, f. 1088, op. 10, d. 540, l. 3-4; d. 542, l. 25; *Materialy po istorii krest'janskoj promyšlennosti*, a.a.O., S. 333; A. Ščekatov, *Slovar' geografičeskog Rossijskogo gosudarstva*, Bd. 4, Moskva 1805, S. 985; *N.G.*

Gegen die überlegene Konkurrenz aus Solingen und Sheffield hatten sich die Pavlovoer Kleiseisenwaren auf dem Binnenmarkt vor allem dank zollpolitischer Protektion durchgesetzt. Der Anteil der Importe am gesamtrossischen Umsatz lag darum nur zwischen fünf und zehn Prozent.⁹² Die führende Marktposition Pavlovos geriet erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die beginnende Industrialisierung des Kleiseisengewerbes in Polen, Finnland und im Baltikum zunehmend in Gefahr, als aus dem Westen des Zarenreiches Schlösser, Klingen- und Schneidwaren immer größeren Mengen auf zentralrussische Märkte gebracht wurden. Jetzt kam es zum "Kampf der ... im Zentrum Rußlands lebenden Kustari mit den Fabriken ... der Peripherie"⁹³, in dem die Pavlovoer Region trotz aller Modernisierungsdefizite in wichtigen Marktbereichen ihre Vorrangstellung hartnäckig verteidigen konnte.⁹⁴

Angesichts des expandierenden Warenumsatzes und des hohen Marktanteils des Pavlovoer Kleiseisengewerbes sprachen Zeitgenossen davon, daß es im 19. Jahrhundert die "große zivilisatorische Leistung" der Pavlovoer Region gewesen sei, "mehrere zehn Millionen Menschen überall in Rußland ... mit Erzeugnissen für den täglichen Verbrauch und für die Wirtschaft versorgt... (und so) Bedingungen für eine weiter entwickelte Lebens- und Wirtschaftsweise geschaffen zu haben ... Jeder von uns speist mit Messern und Gabeln, die Pavlovoer Schmiedemeister angefertigt haben. Er trägt Mäntel, die mit Scheren aus Pavlovo zugeschnitten wurden. Seinen Wohnraum verschließt er mit einem Schloß aus Pavlovo, und viele rasieren sich mit Rasierklingen aus Pavlovo."⁹⁵ Der dörfliche Schmiedemeister habe dazu beigetragen, daß die "kleinen Bequemlichkeiten des bürgerlichen Lebens"⁹⁶ in immer mehr bäuerlichen Haushalten anzutreffen seien.

Ihre Abnehmer erreichten die Pavlovoer Kleiseisenwaren weniger über den ortsfesten und permanenten Handel in Städten, sondern vor allem über den periodisch-ambulanten Handel.⁹⁷ Noch zu Ende der 1860er Jahre stellte eine Untersuchung der russischen Volkswirtschaft fest, daß man nur Moskau, St. Petersburg, Riga, Odessa und wenige andere Städte und Häfen als kommerzielle Zentren bezeichnen könne. Die wichtigsten Warenumschatplätze seien weiterhin die Messen. Sie "machen manchmal, wenn auch nur für eine kurze Zeit aus kleinen Siedlungspunkten wichtige Märkte. Auf diesen Messen findet bei uns immer noch fast der gesamte Großhandel statt. Hier kommen die Waren aus den Händen der Fabrikanten und Aufkäufer in die Hände der Großhandelskaufleute. Hier werden Geschäfte der verschiedensten Art, Verträge und Börsenoperationen abgewickelt. Hier kann der Verbraucher in

Appolova, *Ekonomičeskie i političeskie svjazi Kazachstana s Rossiej v XVIII - načale XIX vv.*, Moskva 1960, S. 218.

91 *B.N. Mironov*, *Vnutrennij rynek Rossii vo vtoroj polovine XVIII - pervoj polovine XIX vv.*, Leningrad 1981, S. 144.

92 *Labzin*, a.a.O., S. 150-153; *Istoriko-statističeskij obzor*, a.a.O., S. 44; *Annenskij*, a.a.O., S. 44; *A. Semenov*, *Izučenie istoričeskich svedenij o rossijskoj vnešnej trgovli i promyšlennosti s poloviny XVII stoletija po 1858 godu*, Bd. 3, St. Peterburg 1859, S. 139 ff., 445; *V.I. Pokrovskij*, *Sbornik svedenij po istorii i statistike vnešnej trgovli Rossii*, Bd. 1, St. Peterburg 1902, S. 254 ff., 260-266 und (Tabellen) S. 11, 93-93a, 132 f.

93 *Tugan-Baranovskij*, a.a.O., S. 568.

94 Ebenda; *Sbornik svedenij*, a.a.O., S. 17; *Savel'ev*, *Promysly*, S. 63; *Pokrovskij*, a.a.O., (Tabellen) S. 153, 157, 163 f.

95 *Bezobrazov*, *Selo*, S. 60 f.

96 *Sbornik svedenij*, a.a.o., S. 16.

97 Gegen 1860 wurden 47% aller Waren auf Messen, 14% auf Wochenbazaren, 9% im ambulanten Wanderhandel und 30% im stationär-permanenten Handel in den Städten abgesetzt. Vgl. *Mironov*, *Rynek*, S. 65 f., 69. Ferner *A.L. Fitzpatrick*, *The Great Russian Fair. Nizhnii Novgorod 1840-90*, Basingstoke 1990, S. 1 f., 7, 9.

direkten Kontakt zum Produzenten treten ... Auf diese Weise bekommt unser Binnenhandel den Charakter eines periodischen und ambulanten Handels, bei dem enorm große Warenbestände ständig von einem zum anderen Markt transportiert werden."⁹⁸

Bei der Verdichtung des russischen Warenmarktes seit Mitte des 18. Jahrhunderts fällt auf, daß sie mit der zunehmenden "Verdörflichung" (*villanizacija*) des Handels einhergegangen war.⁹⁹ Die russische Regierung hatte 1754 die Binnenzölle aufgehoben und allen Dörfern das Recht gewährt, nicht nur kleine Wochenbazare, sondern auch Messen abzuhalten.¹⁰⁰ Im 19. Jahrhundert fanden darum drei von vier Messen und jeder zweite Wochenmarkt außerhalb von Städten statt.¹⁰¹

Die Ursachen für die anhaltende Dominanz periodisch-ambulanter Handelsformen lagen vornehmlich in den klimatischen und naturräumlichen Gegebenheiten des Zarenreiches. Sie machten es außerordentlich schwer, eine funktionsfähige Infrastruktur aufzubauen, die einen schnellen Warenfluß gewährleistete, um die verstreuten und weit voneinander entfernten Siedlungspunkte ständig zu versorgen. So erwies sich während der 'Schlammzeit' im Frühjahr und Herbst der Transport über Land häufig als unmöglich. Zahlreiche Ortschaften waren nicht mehr erreichbar und vom Handel ausgeschlossen. "Daraus ergibt sich die Notwendigkeit zur Ausrichtung von Messen ..., so daß sich die Händler und Bewohner für lange Zeit mit den notwendigen Waren eindecken können."¹⁰²

Der wichtigste russische Handelsplatz war die Messe in Makar'ev, die nach dem Brand von 1816 auf einem Gelände nahe der Stadt Nižnij Novgorod stattfand. Unweit des Zusammenflusses von Wolga und Oka gelegen, wurde die Messe wegen ihrer günstigen Verkehrslage zum Mittelpunkt des russischen Binnenhandels. Sie hielt einen riesigen Wirtschaftsraum zusammen, der "in sich die rückständigste, noch unangetastete Wirtschaft von Jäger- und Nomadenvölkern und die Formen des höchstentwickelten Kapitalismus mit allen nur denkbaren Zwischenstufen nach Zeit und Kulturhöhe miteinander vereinigt."¹⁰³ Anders als die großen europäischen Messeplätze war Nižnij Novgorod bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein keine Mustermesse, sondern ein traditioneller "Warenzusammenstrom".¹⁰⁴ Die Händler und Fabrikanten kamen von weit her mit großen Warenbeständen angereist, um während der Messezeit (vom 15. Juli bis zum 23. August) so viel wie möglich zu verkaufen. In diesen Wochen verwandelte sich Nižnij Novgorod in ein riesiges Kaufhaus, in dem fast alle in Rußland hergestellten und ins Zarenreich importierten Güter angeboten wurden.¹⁰⁵ Diese traditionelle Organisationsform machte die Messe in Nižnij Novgorod zur größten Europas. Während so in den 1830er Jahren die bedeutendste deutsche Messe in Leipzig jährlich nur 40.000 Interessenten aufsuchten, wurden in Nižnij Novgorod täglich

98 *Voenno-statističeskij sbornik*, Bd. 4, St. Peterburg 1871, S. 528 f.

99 *N.L. Rubinštejn*, Russkaja jarmarka XVIII veka, in: *Učenyje zapiski kafedry narodov SSSR Moskovskogo Oblastnogo Pedagogičeskogo Instituta*, 1939, Nr. 1, S. 5-28, hier S. 28.

100 *M.Ja. Volkov*, *Tamožennaja reforma 1753-55 godov*, in: *Istoričeskije Zapiski* 71, 1962, S. 134-157, hier S. 152 f.; *A.Kahan*, Die Kosten der "Verwestlichung" in Rußland: Adel und Ökonomie im 18. Jahrhundert, in: *D. Geyer (Hg.)*, *Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Rußland*, Köln 1975, S. 53-82, hier S. 71.

101 *Mironov*, *Rynok*, S. 62 f.

102 Ebenda, S. 60. Ähnlich *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 2 f., 7 f.

103 *G. Cleinow*, *Der große Jahrmakrt von Nishnij-Novgorod*, Erfurt 1925, S. 3. Ähnlich *V.P. Bezobrazov*, *Očerki Nižegorodskoj jarmarki*, Moskva 1865, Bd. 1, S. 17 und Bd. 2, S. 70 f.

104 *Cleinow*, a.a.O., S. 31 f.

105 *Bezobrazov*, *Očerki*, Bd. 2, S. 22 ff.; *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 34 ff., 93-98, 202.

mindestens 150.000 Messebesucher gezählt. In den 1870er Jahren gehen Schätzungen sogar davon aus, daß dort während der gesamten Messezeit drei bis fünf Millionen Menschen am Handel teilnahmen.¹⁰⁶

Auf der Messe in Nižnij Novgorod war die gesamte ökonomische Leistungselite Pavlovs präsent. Sie hatten in der "Eisenreihe" einen in sich geschlossenen Geschäftsbezirk gebildet.¹⁰⁷ Dort boten in den 1880er Jahren über dreißig Aufkäufer und Unternehmer-Verleger ein Fünftel der Jahresproduktion des Pavlovoer Kleiseisengewerbes zum Verkauf an.¹⁰⁸ Die so erzielten Gewinne nutzten sie, um anschließend große Bestände an Stahl und Eisen zu erwerben, die sie anschließend entweder selbst verarbeiteten oder mit Profit auf dem Pavlovoer Wochenbazar weiter verkauften.¹⁰⁹ Das Kleiseisengewerbe war in einem so hohen Maß von der Messe in Nižnij Novgorod abhängig, daß in der Pavlovoer Region während der Wochen vor dem Messebeginn mit Hochdruck produziert wurde.¹¹⁰

Über Absatz und Versorgung hinaus spielte die Messe in Nižnij Novgorod eine wichtige Rolle als Informationszentrum und Finanzmarkt. Hier erhielt man Kenntnisse über allgemeine Marktentwicklungen.¹¹¹ Zudem vermittelten Banken und private Geldgeber Kredite für größere Geschäftsoperationen.¹¹² Die Funktion der Messe als "öffentlicher Handelskongreß" war wegen der schlechten Kommunikation im Zarenreich so bedeutsam, daß die Pavlovoer Aufkäufer und Unternehmer-Verleger wie viele andere auch ihr "Geschäftsjahr in Nižnij Novgorod begannen und abschlossen".¹¹³ Hier nahmen sie Aufträge entgegen und gingen mit ihren Zulieferern und Abnehmern Verträge ein. In den 1860er Jahren wurde darum eine Börse eingerichtet, um für die zahlreichen Warentermingeschäfte einen geeigneten institutionellen Rahmen zu schaffen.¹¹⁴

Neben Nižnij Novgorod war die Messe in Irbit wichtig für das Pavlovoer Kleiseisengewerbe. Hier wurden Waren aus Zentralrußland in den Ural, nach Westsibirien und Mittelasien umgeschlagen. Viel hing auch vom Verkaufserfolg auf den ukrainischen Märkten ab. Besonders die Stadt Char'kov wurde mit ihren Messen und städtischen Läden gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Umschlagplatz für Kleiseisenwaren.¹¹⁵

Der innerrussische Warenverkehr verdichtete sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem dadurch, daß die wichtigen Wochenbazine und Messen zeitlich besser aufeinander abgestimmt wurden, um den Händlern die Möglichkeit zu geben, so viele bedeutende Märk-

106 P.A. Ostrouchov, Nižegorodskaja jarmarka v 1817-1867 godach, in: *Istoričeskie Zapiski* 90, 1972, S. 209-243, hier S. 219 f.; *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 18, 32, 105 f.

107 RGIA, f. 1088, op. 10, d. 918, l. 110-127ob.; d. 974, l. 47ob.-49; d. 979, l. 48ob.-51; d. 987, l. 33ob.-38; d. 996, l. 40ob.-43; *Nižegorodskie Gubernskie Vedomosti*, 1846, Nr. 15, S. 58; *Serbina*, a.a.O., S. 119.

108 *Plotnikov*, a.a.O., S. 187.

109 AGO, raz. 6, op. 1, d. 125, l. 4-5; P.A. Ostrouchov, Moskva i eja promyšlennaja oblast' na Nižegorodskoj jarmarke v 1822 godu, in: *Zapiski Russkogo Naučno-Isseledovatel'skogo Ob'edinenija v Prage* 3, Praha 1935, S. 57-102, hier S. 68 f.

110 A.S. Gaciskij, Nižegorodskij Sbornik, Bd. 4, Nižnij Novgorod 1875, S. 146 f.

111 Ebenda, Bd. 1, S. 44 f.; *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 59, 93; *Cleinow*, a.a.O. S. 34.

112 Ostrouchov, Jarmarka, S. 233 f.; *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 99-102.

113 Ostrouchov, Jarmarka, S. 243.

114 *Bezobrazov*, Očerki, Bd. 1, S. 28-31; *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 96 ff.

115 *Korolenko*, a.a.O., S. 70; *Annenskij*, a.a.O., S. 14; *Plotnikov*, a.a.O., S. 187; *Serbina*, a.a.O., S. 93 f.; *Gorowitz*, a.a.O., S. 111 f.; *I.S. Aksakov*, Issledovanija o torgovle na ukrainskich jarmarkach, St. Peterburg 1858, S. 237 ff.

te wie möglich aufzusuchen.¹¹⁶ Diese Koordinierung regionaler Warenkreisläufe gab dem Handelsleben "eine eigentümlich innere Einheit (und) ... einen äußerst komplizierten und sperrigen Organismus".¹¹⁷ So dauerte es in den 1860er Jahren oft bis zu acht Monaten, ehe Pavlovoer Kleisenwaren schließlich den Endverbraucher erreichten.¹¹⁸ Diese Schwerfälligkeit und Vielstufigkeit des Warenumsatzes wurden erst allmählich mit dem Bau eines Eisenbahn- und Telegrafennetzes und dem zunehmenden Einsatz von Dampfschiffen überwunden. In der Zeit von 1850 bis 1914 wuchs der Umfang des periodisch-ambulanten Handels um das Dreifache, der des stationär-permanenten Handels aber um das Vierzehnfache, so daß der Warenverkehr zu Anfang des 20. Jahrhunderts überwiegend in städtischen Läden und über Börsen abgewickelt wurde.¹¹⁹

Die lange Vorherrschaft traditioneller Verkehrsformen und des ländlichen Bazar- und Messehandels gab den Bauern alle Chancen, Vermittlungsfunktionen zu übernehmen und wichtige Marktpositionen zu besetzen. Zudem wurde der städtischen Kaufmannschaft (*kupečestvo*) zwischen Bauernschaft und Adel kein ökonomisches Betätigungsfeld zugewiesen, auf dem sie, durch ständische Schranken wirksam gegen Konkurrenz geschützt, unter Ausnutzung wirtschaftlicher Exklusivrechte Kapital akkumulieren und ihre ökonomische Leistungskraft entfalten konnte. Es kam vielmehr zu einer "ungleiche(n) Verteilung der Handelsrechte zwischen Stadt und Land" und zu einem "umgekehrte(n) Schutz" der dörflichen Händler vor städtischen Konkurrenten.¹²⁰ Während es zwischen 1753 und 1855 Stadtbewohnern verboten war, auf dörflichen Wochenbazaren feste Läden anzumieten und dort Handel im größeren Stil zu treiben,¹²¹ erstritten sich die bäuerlichen Händler und Unternehmer den Zugang zu allen städtischen Märkten. Wegen der Schwäche der städtischen Ökonomie und auf Druck des Adels war die russische Regierung dazu gezwungen, den Bauern eine vergleichsweise freie, durch korporative Monopole kaum mehr behinderte wirtschaftliche Betätigung zu gestatten. So stimmte die Stadtordnung von 1785 ausdrücklich einer bäuerlichen Handelstätigkeit auch auf städtischem Territorium zu.¹²² Formal blieb den Bauern in der Stadt nur die Teilnahme am permanent-stationären Ladenhandel verboten. Mit tatkräftiger Unterstützung ihrer Gutsbesitzer unterliefen sie aber auch diese Bestimmung. Sie ließen sich auf gutsherrlichem Grund in der Stadt nieder, trieben von hier aus ortsfesten ständigen Handel oder mieteten einfach im Namen ihres Gutsbesitzers oder anderer Strohmänner Verkaufsräume an. So hatte Graf Šeremetev für die Pavlovoer Aufkäufer schon zu Ende des 18. Jahrhunderts einen Laden in zentraler Stelle in Moskau angemietet, wo sie ihre Waren den hauptstädtischen Konsumenten und Händlern präsentieren und Geschäfte abschließen konnten.¹²³ In der Folgezeit eröffneten führende Aufkäufer und Unternehmer-Verleger dann

116 *Aksakov*, a.a.O., S. 239; *Mironov*, *Rynok*, S. 215-227; *A. Kahan*, *The Plow, the hammer and the knout. An economic history of eighteenth-century Russia*, Chicago 1985, S. 271 f.; *J. Pallot/D.J.B. Shaw*, *Landscape and settlement in Romanov Russia 1613-1917*, Oxford 1990, S. 213 ff.

117 *Mironov*, *Rynok*, S. 243.

118 *Annenskij*, a.a.O., S. 15; *Leontovič*, a.a.O., S. 267.

119 *G.A. Dichtjar*, *Vnutrennjaja trgovlja v dorevoljucionnoj Rossii*, Moskva 1960, S. 86-94.

120 *M. Hildermeier*, *Bürgertum und Stadt in Rußland 1760-1870. Rechtliche Lage und soziale Struktur*, Köln 1986, S. 197 f., 609.

121 *Mironov*, *Rynok*, S. 59; *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 6.

122 *Stadtordnung. Auf Allerhöchsten Befehl aus dem Russischen übersetzt von C.G. Arndt*, St. Peterburg 1785, Artikel 24.

123 *Gučev*, a.a.O., S. 137; *Savel'ev*, *Promysly*, S. 10 f.

ihre eigenen Läden, in denen sie große Bestände lagerten.¹²⁴ Wegen der offenkundigen Unwirksamkeit der gesetzlichen Regelungen setzte die Regierung schon 1812 auch das letzte Handelsmonopol der städtischen Kaufmannschaft im stationär-städtischen Warenumsatz außer Kraft und gestattete den bäuerlichen Händlern, wenn sie ein entsprechendes "Billet" erwarben, ohne jegliche Beschränkung, den Zugang zum städtischen Markt. Nicht dem ständischen Geburts-, sondern dem Leistungsprinzip wurde Vorrang eingeräumt. Handel treiben durfte jeder, der finanziell dazu in der Lage war. Die Gewährung wirtschaftlicher Vorrechte war direkt an die erbrachte Steuerleistung gekoppelt.¹²⁵ "Die Ständeordnung verengte sich auf eine Steuerordnung."¹²⁶

Das gab den städtischen Kaufleuten Anlaß zu ständigen Klagen, die während der 1820er Jahren in der Behauptung gipfelten, der bäuerliche Handel "vernichtete den russischen Kaufmannsstand ... (Seinetwegen) brach vielerorts der Handel der Kaufleute völlig zusammen oder ging zurück ... Besonders zu leiden hatten die Moskauer Kaufleute, die früher mit den Kaufleuten der Städte Geschäfte in bedeutendem Umfang tätigten und heute dieser Möglichkeit beraubt sind, weil es in den Städten an Kapital und an Absatzchancen mangelt; denn die Bauern ... bringen alle Waren in die Dörfer und die Häuser der Gutsherren oder auf die Jahrmärkte, wobei sie Händler und Kutscher zugleich sind."¹²⁷ Wie dramatisch und übertrieben der Ton dieser Klagen auch gewesen sein mag, genealogische Untersuchungen belegen krisenhafte Entwicklungsprozesse in der alten städtischen Kaufmannschaft. Zwischen 1800 und 1817 hielten nur zwölf Prozent der führenden Moskauer Kaufleute ihren Status. Weiteren neun Prozent gelang der Aufstieg in den Adel. Die überwiegende Mehrheit verlor wegen geschäftlicher Mißerfolge ihre Privilegien und ihr soziales Ansehen.¹²⁸

Für die Bauern schlug sich die Erweiterung ihres wirtschaftlichen Bewegungsraums in einer aufwärts gerichteten sozialen Mobilität nieder. Zahlreiche dörfliche Händler und Unternehmer aus proto-industriellen Dörfern stiegen in die städtische Kaufmannschaft auf.¹²⁹ So hatten sich in Pavlovo und Vorsma während der 1840er Jahre fünfzehn der führenden Aufkäuferfamilien aus der Leibeigenschaft frei- und in die städtische Kaufmannschaft eingekauft.¹³⁰ Damit schlossen sie zu ihren "älteren Brüdern" und Konkurrenten nicht nur ökonomisch, sondern auch rechtlich auf. In der hohen Zahl der bäuerlichen Aufsteiger, die, ohne Lesen und Schreiben zu können, große Geschäfte arrangierten, Ämter übernahmen und gesellschaftliche Anerkennung erwarteten, sah Innenminister Varadinov in der Mitte des 19.

124 RGIA, f. 1088, op. 10, d. 898, l. 41.

125 Zur rechtlichen Regulierung des bäuerlichen Handels in den Verordnungen von 1785, 1879/8/9, 1812 und 1824 vgl. bes. *Hildermeier*, Bürgertum, S. 85 f., 137-151, 196-217; *V.N. Jakovcevskij*, Kupečeskij kapital v feodal'no-krepostničeskoj Rossii, Moskva 1953, S. 139-151; *P.G. Ryndzjuskij*, Gorodskoe graždanstvo doreformnoj Rossii, Moskva 1958, S. 61-96, 122 ff.; *A.J. Rieber*, Merchants and entrepreneurs in Imperial Russia, Chapel Hill 1982, S. 47 ff.

126 *Hildermeier*, Bürgertum, S. 217. Seit 1827 war den Bauern auch der Erwerb von Immobilien in Kreis- und Gouvernementsstädten gestattet, und fünf Jahre später erhielten sie sogar Zugang zu den damals neu gegründeten Warenbörsen. Vgl. ebenda, S. 239 f.; *Ryndzjuskij*, Graždanstvo, S. 185 f.

127 Zitiert in *Hildermeier*, Bürgertum, S. 153.

128 Vgl. bes. ebenda, S. 151-158, 208 ff.; *A.I. Aksenov*, Genealogija Moskovskogo kupečestva XVIII veka. Iz istorii formirovanija ruskoj buržuazii, Moskva 1988, S. 84-92.

129 Vgl. bes. *Aksenov*, a.a.O., S. 62 ff., 68 f., 141, 149; *Hintle*, a.a.O., S. 177 f.; *Hildermeier*, Bürgertum, S. 91-101, 234-245.

130 Die Unterlagen zum Freikauf mehrerer Pavlovo-er Familie finden sich in RGIA, f. 1088, op. 10, d. 632, l. 1-3ob.; d. 636, l. 1-9; op. 3, d. 1058, l. 1-9ob. Ferner *Labzin*, a.a.O., S. 159 f.; *Savel'ev*, Promysly, S. 11 f.

Jahrhunderts den Beleg für die "Entwürdigung" des städtischen Kaufmannsstandes.¹³¹ Rjabušinskij, ein führender Händler und Unternehmer, sprach damals sogar davon, "daß die Moskauer Kaufleute eigentlich nichts anderes als handeltreibende Bauern sind".¹³²

Angesichts der Vorrangstellung bäuerlicher Händler, Verleger und Unternehmer auf wichtigen Warenumschnapplätzen wie Moskau, St. Petersburg und der Messe in Nižnij Novgorod hatten städtische Kaufleute darüber geklagt, daß ihnen letztlich für eine ungestörte und einträgliche Handelstätigkeit nur noch die kommerzielle Erschließung abgelegener Gebiete in der Provinz bleibe. Doch auch hier stießen sie in der Gestalt der Wanderhändler auf starke bäuerliche Konkurrenten. Die in den städtischen Kaufmannsgilden eingeschriebenen handeltreibenden Bauern bildeten nur die "Spitze des Eisbergs".¹³³ Die Zahl der kleinen bäuerlichen Warenausträger war um ein Vielfaches größer und hatte mit Beginn der Proto-Industrialisierung rasch zugenommen. Zu ihren bevorzugten Handelsgütern zählten Klein-eisenwaren. Sie deckten sich damit entweder direkt in Pavlovo oder auf der Messe in Nižnij Novgorod ein.¹³⁴ Hier galt die umtriebige Geschäftsaktivität "der unzähligen kleinen bäuerlichen Händler als eines der markantesten Kennzeichen des Handels".¹³⁵ Auf ihren weitreichenden und mitunter drei bis fünf Jahre dauernden Reisen belieferten die bäuerlichen Marketender vor allem kleine Wochenbazare in den westlichen Gouvernements, in der Ukraine sowie in Sibirien, wo es zahlreiche entlegene Ortschaften gab, die keinen regelmäßigen Marktkontakt hatten. Dieser Typus eines Kundschaft suchenden Kleinhändlers füllte abseits der großen Märkte das Angebotsvakuum aus. Er war außerordentlich geschickt im Aufspüren von Nachfragereserven, so daß er selbst in Krisenzeiten noch Abnehmer fand. Für die Ausweitung binnenmarktwirtschaftlicher Strukturen war der Wanderhändler unentbehrlich.¹³⁶ Seine bedeutende Rolle zeigt anschaulich, wie die lange Dominanz des periodisch-ambulanten Bazar- und Messehandels aus den russischen Händlern eine "wandernde Bevölkerungsklasse"¹³⁷ machte und den "Abenteurerkaufmann"¹³⁸ zu einer "Nomadenexistenz"¹³⁹ zwang.

Ein gesamtrossischer Warenmarkt hatte sich zwar schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgebildet. Seine Ausgestaltung zu einer kapitalistischen Markt- und

131 Zitiert in *Hildermeier*, Bürgertum, S. 503.

132 Zitiert in *T.C. Owen*, *Capitalism and politics in Russia. A social history of the Moscow merchants, 1855-1905*, Cambridge 1981, hier S. 9. Vgl. auch *Blackwell*, a.a.O., S. 196 f.; *Rieber*, a.a.O., S. 49 ff.; *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 115 f.; *Hildermeier*, Bürgertum, S. 501 ff.; *J.A. Ruckman*, *The Moscow business elite. A social and cultural portrait of two generations, 1840-1905*, DeKalb 1984.

133 *Hittle*, a.a.O., S. 171.

134 *Grigor'ev*, a.a.O., S. 85; *Savel'ev*, *Promysly*, S. 61.

135 *Bezobrazov*, *Očerki*, Bd. 1, S. 23. Ferner *A.P. Mel'nikov*, *Očerki bytovoj istorii Nižgorodskoj jarmarki 1817-1917*, Nižnij Novgorod 2¹⁹⁹³, S. 110.

136 Zu den bäuerlichen Wanderhändlern vgl. bes. *Mironov*, *Rynok*, S. 65 f., 69; *Korsak*, a.a.O., S. 123 f.; *Fedorov*, *Krest'jane*, S. 214 f.; *Owen*, a.a.O., S. 3; *Hildermeier*, Bürgertum, S. 509 f.; *N. Dobrotovskij*, *Krest'janskije juridičeskie obyčaj v vostočnoj časti Vladimirskoj gubernii*, in: *Juridičeskij vestnik*, 1891, Nr. 6, S. 322-349, hier S. 341 ff.

137 *Schulze-Gävernitz*, a.a.O., S. 60.

138 *Hildermeier*, Bürgertum, S. 22, 588 f. Eine anschauliche Beschreibung des "Abenteurers" einer Handelsreise gibt *M.L. Entner*, *Russo-Persian commercial relations, 1828-1914*, Gainesville 1965, S. 1-5.

139 *Fitzpatrick*, a.a.O., S. 7. In seinen Memoiren berichtete ein russischer Kaufmann, daß er 1774 mit seinen Waren 195 Tage unterwegs gewesen sei und dabei eine Entfernung von über 6.000 km zurückgelegt habe. Vgl. *Žurnal ili zapiski žžni i priključenij Ivana Alekseeviča Tolčenova*, Moskva 1974, S. 58, 70.

Verkehrswirtschaft mit der Dominanz städtisch-stationärer Handelsformen begann jedoch erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts.¹⁴⁰ Bis dahin fehlte es im Zarenreich an gut ausgebauten Verkehrswegen, die einen schnellen Warenumlauf und eine zügige Kapitalakkumulation ermöglicht hätten. Darüber hinaus beklagten Regierungsstellen und Zeitgenossen immer wieder, charakteristisch für russische Geschäftsleute sei "mehr Schacher- und Krämergeist als großartige(r) Kaufmannsgeist".¹⁴¹ Sie wunderten sich über die primitive "Fingermathematik" der Händler und die Unkenntnis der doppelten Buchführung. Ihre am kurzfristigen und unmittelbaren Nutzen orientierte Geschäftstätigkeit ließe häufig kaum eine Spur von längerfristigem Kalkül erkennen und führe zu einer notorischen Gleichgültigkeit gegenüber der Warenqualität.¹⁴² Im Rahmen dieser rückständigen Handelsformen ging die russische Proto-Industrialisierung mit einer eigentümlichen Standortausweitung einher. Es waren meist nicht die städtischen Unternehmer, Kaufleute und Verleger, die mit ihrem Kapital auf das Land vorstießen und somit ihren Wirkungsraum erweiterten. Vielmehr drängten die Bauern, indem sie wichtige Bereiche des Handelsleben organisierten, zunehmend in die urbane Sozial- und Wirtschaftssphäre. "Das Dorf versorgte die Stadt mit gewerblichen Waren, nicht die Stadt das Dorf."¹⁴³ Zahlreiche Händler, Unternehmer und Verleger bäuerlicher Herkunft waren maßgeblich am Aufstieg der Markt- und Geldwirtschaft beteiligt. Kaufmann (*kupec*) und Bauer (*krest'janin*) wurden infolgedessen zu Rechtsbegriffen, die nicht ökonomische Tätigkeiten, sondern allein einen ständischen Status bezeichneten.¹⁴⁴

IV. Der internationale Marktkontext

Auch wenn Rußland beim Absatz gewerblicher Waren zunehmend "die Tendenz (entwickelte), sich als eigenständige Weltwirtschaft am Rande Europas zu entfalten und sein eigenes Verbindungsnetz aufzubauen"¹⁴⁵, so war die Proto-Industrialisierung des Pavlovoer Kleiseisengewerbe doch auch fest in den Außenhandel eingebunden. Bis in die 1850er Jahre blieben die Pavlovoer Schmiedemeister auf Eisen und Stahl aus russischer Produktion angewiesen, weil der Import von westeuropäischen Metallen verboten oder mit hohen Schutzzöllen belegt war. Die gewerbliche Verdichtung des Kleiseisengewerbes wurde darum durch die wachsenden Produktionskapazitäten der im 18. Jahrhundert gegründeten Hüttenwerke im Ural und am Oberlauf von Oka und Wolga abgesichert.¹⁴⁶ Nachdem ihre forcierte Expansion lange

140 Mironov, Rynok, S. 14-20, 228-247.

141 A.v. Haxthausen, Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands, Hannover 1847, Teil 1, S. 65.

142 Vgl. Haxthausen, a.a.O., S. 183; Korsak, a.a.O., S. 267; Ostrouchov, Jarmarka, S. 231; Fitzpatrick, a.a.O., S. 6 f., 99, 124 ff.; Hildermeier, Bürgertum, S. 592 f., 614 f. Konkret zu den Pavlovoer Aufkäufern vgl. *Moskovskie vedomosti* 1872, Nr. 182, S. 3; Bezobrazov, Chozjajstvo, S. 141 ff., 214; Ders., Selo, S. 63 f.; Štange, Kak pomoč', S. 30 f.; Leontovič, a.a.O., S. 223; Gorowitz, a.a.O., S. 112.

143 Hildermeier, Bürgertum, S. 611.

144 Von einer "discrepancy between official classification of population groups and actual patterns of residence and economic activity" spricht z.B. D. Morrison, Trading peasants and urbanisation in eighteenth-century Russia. The central industrial region. Ph. Diss. Columbia University New York 1987, S. 391.

145 F. Braudel, Sozialgeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts, Bd. 3: Aufbruch zur Weltwirtschaft, München 1986, S. 494.

146 *Žurnal manufaktur i torgovli*, 1859, Bd. 5, S. 8-11; Smirnov, Pavlovo, S. 45; Labzin, a.a.O., S. 94; Gaciskij, a.a.O., Bd. 4, S. 149; Tugan-Baranovskij, a.a.O., S. 291; *Materialy dlja ocenki fabrik, zavodov i drugich promyslennyh zavedenij Nižgorodskoj gubernii*, Nižnij Novgorod 1902, S. 104.

Zeit die Eisenpreise niedrig gehalten hatte, verlor das russische Hüttengewerbe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Anschluß an die technische Entwicklung. Im Vergleich zu westeuropäischen Metallen waren russisches Eisen und Stahl bald nicht nur deutlich teurer, sondern auch von schlechterer Qualität.¹⁴⁷ Zur Mitte des 19. Jahrhunderts kam die zarische Regierung darum nicht umhin, mit neuen Zollarifenen die Einfuhrverbote und die Schutzzollgarantien erst zu lockern und dann fast ganz aufzuheben. Vor allem englisches Eisen und englischer Stahl fanden nun in immer größeren Mengen ihren Weg auf den russischen Binnenmarkt.¹⁴⁸ Schon 1859 kamen so knapp zwanzig Prozent des Stahls, das die Pavlovoer Schmiedemeister auf dem Wochenbazar erwarben, aus England,¹⁴⁹ und zu Ende des 19. Jahrhunderts bezogen die dörflichen Unternehmer schließlich zwei Drittel des in ihren Betrieben verarbeiteten Stahls aus dem westlichen Ausland.¹⁵⁰ An dieser Importabhängigkeit konnten die in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts voranschreitende Modernisierung der russischen Schwerindustrie und die Rückkehr zu einer protektionistischen Zollpolitik nichts ändern. Trotz seines deutlich höheren Preises wurden englische Metalle bevorzugt. "Denn, mit den Worten der Fabrikanten und Schmiedemeister gesprochen, aus dem russischen Stahl kann man keine so hochwertigen Waren herstellen, wie dies mit dem englischen Stahl möglich ist."¹⁵¹

Daß die russische Proto-Industrialisierung unter anderem als ökonomischer Wandel durch zwischenstaatlichen Handel verstanden werden muß, läßt sich neben den Einfuhren von Werkstoffen vor allem an der volkswirtschaftlichen Bedeutung der russischen Ausfuhren veranschaulichen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte das Zarenreich große Mengen Leinen und Roheisen nach Westeuropa exportiert. Als dort die Industrielle Revolution die Volkswirtschaften grundlegend umgestaltete, bot fortan der Agrargüterhandel dem Zarenreich die Chance, sich stärker in den Weltmarkt einzubringen, am technischen Fortschritt teilzuhaben und die Entwicklung des eigenen Gewerbesektors voranzubringen. Dabei kann von einem ungleichen Tausch zwischen Ost und West keine Rede sein, weil technologische Innovationen, ein wachsendes Angebot an industriellen Vorprodukten und der gleichzeitig stark expandierende internationale Agrarmarkt aus russischer Sicht die Preisrelationen

147 Zur Entwicklung des russischen Hüttengewerbes im 18. und 19. Jahrhundert vgl. *Blackwell*, a.a.O., S. 19-24, 56-62; *Portal*, a.a.O., S. 151 ff.; *Kahan*, *Plow*, S. 109-114; *B.B. Kafengauz*, *Istorija chozajstva Demidovych v XVIII - XIX vv.*, Moskva 1949; *S.G. Strumilin*, *Istorija černoj metallurgii v SSSR*, Moskva 1954; *N.I. Pavlenko*, *Razvitie metallurgičeskoj promyšlennosti Rossii v pervoj polovine XVIII veka*, Moskva 1953, *Ders.*, *Istorija metallurgii v Rossii XVIII veka. Zavody i zavodovladel'cy*, Moskva 1962; *H.D. Hudson*, *The rise of the Demidov family and the Russian iron industry in the eighteenth century*, Newtonville 1986.

148 Während 1860 der Anteil des importierten Eisens am russischen Gesamtverbrauch bei drei Prozent gelegen hatte, stieg er bis 1880 auf schließlich 35 Prozent an. Noch größer war die Bedeutung der Stahleinfuhren. In den Jahren 1877 und 1878 wurde schließlich dreimal mehr Stahl importiert als produziert. Der Anteil der englischen Industrie an diesen Exporten lag bei 60%. Mit weitem Abstand folgte Preußen mit 15%. Vgl. *Semenov*, *Izučenie*, Bd. 3, S. 122 f.; *Pokrovskij*, a.a.O., S. 230 f. und (Tabellen) S. 92, 92b, 92g, 93; *F. Matthaei*, *Die wirtschaftlichen Hilfsquellen Rußlands und deren Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft*, Bd. 1, Gera 1882, S. 358 f, 366.

149 *Žurnal manufaktury i torgovli*, 1859, Bd. 5, S. 7. Vgl. auch *Serbina*, a.a.O., S. 103; *I.P. Bogatov*, *Metalličeskaja promyšlennost' Vladimirskoj gubernii*, Moskva 1929, S. 66.

150 *Materialy dlja ocenki fabrik*, a.a.O., S. 120, 123. Ferner *Istoriko-statističeskij obzor*, a.a.O., S. 39 f.; *Bezobrazov*, *Chozajstvo*, S. 204; *Plotnikov*, a.a.O., S. 97, 186; *Savel'ev*, *Promysly*, S. 40.

151 *Usov*, a.a.O., S. 134. Ähnlich schon vorher *Labzin*, a.a.O., S. 50 f.

verbesserten.¹⁵² Zwischen Agrarexporten und fortschreitender Unterentwicklung läßt sich also kein zwingender Zusammenhang ableiten. Die Ausfuhr von Rohstoffen und landwirtschaftlichen Gütern war keinesfalls gleichbedeutend mit Kolonialisierung und Peripherisierung.¹⁵³

Die komplexen Interaktionen zwischen rückständigen und fortgeschrittenen Ländern im europäischen Industrialisierungsprozeß hatte zu Ende des 19. Jahrhunderts schon der Ökonom Gerhart von Schulze-Gävernitz zutreffend erkannt. "In Rußland ist es die Landwirtschaft, welche 'das Geld ins Land bringt', die Zahlungsbilanz verbessert und damit den Volkswohlstand und die Kaufkraft der Bevölkerung hebt ... Erst in dem Maße, als die breiten landwirtschaftlichen Massen Rußlands ... geldwirtschaftlich wurden, war eine Entfaltung des Gewerbes in Rußland möglich. Die Vorbedingung aber war erst erfüllt durch Verkauf von Agrarprodukten in das Ausland ... Erst also mußten in Westeuropa Handels- und Industriestaaten entstehen, welche der Getreideeinfuhr bedurften, ehe die Stunde der Geldwirtschaft für Rußland schlagen konnte. Weit entfernt also, daß die russische Wirtschaftsentwicklung sich unabhängig vom Westen vollzog, setzte vielmehr der wichtigste Fortschritt, der Übergang zur Geldwirtschaft in den ländlichen Verhältnissen, die westeuropäische Nachfrage nach Agrarprodukten voraus; ohne dieselbe war die Befreiung der Bauern, wie die Entfaltung einer eigenen Industrie unmöglich ... die russische Industrie hat Abnehmer dadurch, daß der russische Landmann durch Absatz nach dem Westen kaufkräftig geworden ist."¹⁵⁴

Wie sich die "Kette der von England abgeleiteten Nachfragetransmissionen"¹⁵⁵ im russischen Handelsleben umsetzte, läßt sich exemplarisch am Hanfexport darstellen. Auf dem englischen Markt spielte Hanf seit dem 17. Jahrhundert eine wichtige Rolle. Aus ihm wurde unter anderem Tauwerk für die englische Kriegs- und Handelsflotte gefertigt. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts lieferte Rußland über neunzig Prozent der in England benötigten Warenmenge und behauptete auch 1856-8 weiter einen Marktanteil von 75 Prozent.¹⁵⁶ Die englische Regierung zeigte sich sehr interessiert an der russischen Hanfproduktion und bat im Jahr 1800 ihren St. Petersburger Konsul Shairp um einen ausführlichen Bericht. Ihm war auf seinen Reisen durch Rußland aufgefallen, daß vor allem im Süden und Südwesten des Reiches¹⁵⁷

152 Zwischen 1818/9 und 1838/9 fielen die Preise für die drei wichtigen Einfuhrgüter (Zucker, Baumwollgarn und Baumwolle) um 43 %, die Exportpreise für Weizen, Flachs, Talg, Wolle und Hanf allerdings nur um 15 %. Zwischen 1841/2 und 1861/2 stiegen dann die Einfuhrpreise um 30 %, die Exportpreise aber um 43 %. Errechnet nach *Pokrovskij*, a.a.O., (Tabellen) S. 104 f., 108 f., 114 f., 122., 136 f. Zu den sich aus russischer Sicht verbessernden *terms of trade* vgl. ferner *Kahan*, *Plow*, S. 202, 266.

153 *Sundhausen*, a.a.O., S. 561 ff.

154 *Schulze-Gävernitz*, a.a.O., S. 42, 67 f., 280. Ähnlich schon zuvor *G. Nebolsin*, *Statističeskoe obozrenie vnešnej trgovli Rossii*, St. Peterburg 1850, Bd. 1, S. 9 f. Vgl. ferner *Portal*, a.a.O., S. 134 ff.; *L.S. Semenov*, *Rossija i Anglija. Ekonomičeskie otnošenija v seredine XIX veka*, Leningrad 1975, S. 50 ff.; *J. Newman*, *The English contribution to the economic revolution in Russia in the eighteenth century*, in: *W. Minchinton (Hg.)*, *Britain and the Northern Sea*, Pontefract 1988, S. 53-66, hier S. 64.

155 *R.H. Dumke*, *Anglo-deutscher Handel und Frühindustrialisierung in Deutschland 1822-1865*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 5, 1979, S. 175-200, hier S. 195.

156 *L.V. Kuprijanova*, *Tamoženno-promyšlennyj protekcionizm i rossijskie predprinimateli (40 - 80-e gody XIX veka)*, Moskva 1994, S. 60; *H.H. Kaplan*, *Russian overseas commerce with Great Britain during the reign of Catherine II.*, Philadelphia 1995, S. 66-72.

157 Die wichtigsten Hanfanbaugebiete lagen in den Gouvernements Orlov, Kursk, Černigov, Poltava, Voronež, Penza, Kaluga und Smolensk.

Hanf ein bäuerlicher *cash crop* war, mit dem kleinere Gartenflächen und Landstreifen entlang von Wegen bestellt wurden. Die Bauern erwirtschafteten so sicherlich keine großen Geldsummen, aber immerhin ein Einkommen, das ausreichte, um nach Ableistung aller Abgaben und Steuern einige Rubel zu besitzen, die konsumtiv umgesetzt werden konnten.¹⁵⁸ Schon in den 1780er Jahren bauten über die Hälfte aller Bauernhaushalte in Kreisen des Gouvernements Kursk Hanf an. Auf das gesamte Zarenreich bezogene Schätzungen gehen davon aus, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts knapp vier Millionen Bauern mit der Hanf- und Flachsproduktion für den Markt beschäftigt waren und in den folgenden Jahrzehnten ihre Zahl weiter zunahm. So erhöhte sich beispielsweise der Anteil hanfanbauernder Familien im Gouvernement Kursk bis 1858 auf 75 Prozent.¹⁵⁹

Neben dem Verkauf von Hanf schalteten sich die russischen Bauern mit anderen agrarischen Primärprodukten in den internationalen Handel ein. So eröffnete ihnen der Export von Flachs, Leinsaat, Leder, Talg, Wolle und Holz zunehmend die Möglichkeit, Marktgewinne zu erzielen.¹⁶⁰ In der Zeit von 1760 bis 1830 hatten sich die Ausfuhrkapazitäten dieser wichtigen Güter verdreifacht.¹⁶¹ Förderlich auf die bäuerliche Kaufkraft wirkte sich auch aus, daß die englische Regierung 1846 das *corn law* aufhob und damit unbeschränkte Getreideausfuhr erlaubte. Die "Goldenen Jahrzehnten der kontinentaleuropäischen Landwirtschaft"¹⁶² begannen. Bis 1870 verzehnfachte sich der Wert der russischen Getreideausfuhr. Ihr Anteil am russischen Gesamtexport stieg von 16 auf 35 Prozent.¹⁶³ Wurden bis 1846 kaum mehr als 1,5 Prozent der russischen Getreideernte ausgeführt, waren in den 1870er Jahren schon über 10 Prozent für den Export bestimmt.¹⁶⁴ Die Getreideausfuhr wurde anfänglich von den adligen Gutsbesitzern dominiert. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts brachten dann aber die Bauern immer mehr von ihrem Getreide in den Handel, so daß sie zwischen 1800 und 1858 ihre Marktquote verdoppelten und in einigen Gouvernements schon knapp die Hälfte des Marktgetreides lieferten.¹⁶⁵

158 Der Bericht Shairps ist gedruckt in *D. Gerhard*, England und der Aufstieg Rußlands, München 1933, S. 423-427. Zur bäuerlichen Hanfproduktion vgl. ferner *Pokrovskij*, a.a.O., S. 121, 283; *Melton*, Serfdom, S. 150, 154, 157 ff., 162, 176-181; *Pallot/Shaw*, a.a.O., S. 206, 211 f.; *Tugan-Baranovskij*, a.a.O., S. 45; *N.L. Rubinstejn*, Sel'skoe chozjajstvo Rossii vo vtoroj polovine XVIII veka, Moskva 1957, S. 174-197, 200; *Istorija krest'janstva Rossii*, Bd. 3: Krest'janstvo perioda pozdnego feodal'izma (seredina XVIII veka - 1861 g.), Moskva 1993, S. 338 f.

159 *Melton*, Serfdom, S. 167 ff.; *J. Blanchard*, Russia's 'Age of Silver'. Precious-metal production and economic growth in the eighteenth century, London 1989, S. 240 f.

160 *Rubinstejn*, Chozjajstvo, S. 311-316; *Fedorov*, Krest'jane, S. 63-75; *Istorija krest'janstva Rossii*, a.a.O., S. 337 f.; *Semenov*, Rossija, S. 59-62; *Blanchard*, a.a.O., S. 238, 240-243; *Melton*, Serfdom, S. 116-147; *L. Tegoborskij*, Commentaries on the productive forces of Russia, London 1856, Bd. 1, S. 155 ff., 174 ff., 323 ff., 340-350.

161 Errechnet nach *Pokrovskij*, a.a.O., S. 120, 169, 283, 291 f. Vgl. auch *Kaplan*, a.a.O., S. 73-109, 212-230.

162 *W. Abel*, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur in Mitteleuropa vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, Hamburg 1978, S. 272.

163 *Pokrovskij*, a.a.O., S. 3; *Semenov*, Izučenie, Bd. 3, S. 74 ff.; *Nebolsin*, a.a.O., S. 5, 9 ff.; *Semenov*, Rossija, S. 57 ff., 65 f.; *Kuprijanova*, a.a.O., S. 28 f., 32 f.; *A. Attman*, The Russian market in world trade 1500-1860, in: *Scandinavian Economic History Review* 29, 1981, S. 177-202, S. 196 ff.

164 *Pokrovskij*, a.a.O., S. 6.

165 Vgl. bes. *Rubinstejn*, Chozjajstvo, S. 49-61, 167-174; *Istorija krest'janstva Rossii*, a.a.O., S. 334-337, 362; *B.N. Mironov*, Eksport russkogo chleba vo vtoroj polovine XVIII - načale XIX vv., in: *Istoričeskie Zapiski* 93, 1974, S. 149-188; *I.D. Koval'čenko*, Sootnošenie krest'janskogo i pomeščič'ego chozjajstva v

Wie groß die Bedeutung der Agrarausfuhren für die Entwicklung des zarischen Binnenmarktes war, hatte schon der englische Konsul Shairps erkannt. Er sprach davon, daß "a stoppage of thus trade would paralyse the Empire in every vein, for it extends the most minute ramifications."¹⁶⁶ Den maßgeblichen Einfluß der Exportkonjunktur machte besonders die Marktentwicklung in Krisenjahren deutlich. So berichtete der Moskauer Fabrikant Vere-tennikov 1837 dem Innenministerium: "Die allgemeine europäische Handelskrise hat zwar keinen direkten Einfluß auf den russischen Handel, weil russische Kaufleute selbst nicht am Außenhandel beteiligt sind, sondern meist auf dem Binnenmarkt ihre Geschäft tätigen ... Aber weil unsere Agrarprodukte Talg, Flachs, Hanf, Leinensaat, Fleisch, Getreide u.a.m. größtenteils von ausländischen Kommissionären aufgekauft werden, führt die internationale Krise zu einem Ausfuhrstopp unserer Waren ..., so daß vielerorts auf dem Binnenmarkt Geldmangel herrscht."¹⁶⁷ In diesem Jahr hatten die Händler wegen der starken Einbrüche im Exportgeschäft auf der Korennaja Messe in Kursk nicht einmal vierzig Prozent der üblichen Verkaufsmenge absetzen können.¹⁶⁸ Auch als sich 1848 wegen einer Überproduktionskrise in England der Wert der russischen Ausfuhr von Flachs, Hanf und Leinensaat um mehr als zwanzig Prozent reduzierte, wirkte sich dies erneut in einer verminderten bäuerlichen Kaufkraft und einem deutlichen Rückgang der gewerblichen Produktion aus.¹⁶⁹

Die Zunahme der russischen Massenkaukraft und die durch Agrarexporte stimulierte bäuerliche Marktproduktion dürfen sicherlich nicht überschätzt werden. Trotz der unbestrittenen Teilkommerzialisierung stand bei den meisten ländlichen Haushalten weiterhin die "Sicherung der Nahrung" im Mittelpunkt. Der bäuerliche Familienbetrieb wurde im 19. Jahrhundert "noch nicht durch den Profitmechanismus determiniert".¹⁷⁰ Die Agrarproduktion für den Markt nahm so nur einen kleinen Teil des familiären Arbeitskraftpotentials in Anspruch und erschien vielfach mehr als ein komplementärer und weniger als ein elementarer Faktor. Zudem reichte die steigende bäuerliche Kaufkraft keinesfalls aus, um die periodischen Ernteausfälle schadlos überstehen zu können. Zweifellos verdichten sich aber die Hinweise, daß das von zahlreichen Zeitgenossen und Forschern gezeichnete Bild des in Armut und Not lebenden, von seinem Gutsbesitzer im hohen Maß ausgebeuteten Bauern so keinesfalls stimmt. So hielt es der sowjetische Historiker Pavel Ryndzjuskij schon 1961 für kaum nachweisbar, "daß sich das Leibeigenschaftsregime in den Jahrzehnten vor der Reform derart verschärfte, daß für die große Masse der bäuerlichen Wirtschaften der Weg zur allmählichen Anpassung und Entwicklung versperrt blieb und sie so zur Degradierung verdammt waren."¹⁷¹ Neben den durch den Verkauf von Agrargütern erzielten Marktgewinnen verfügten die ländlichen Haushalte nicht nur in den Gewerbegebieten, sondern fast überall im Zarenreich über nichtagrarischen Zuerwerb, denn die lange Wintersaison gab ihnen die Möglichkeit, die familiären Arbeitskräfte auf unterschiedliche Weise zu nutzen, um als Treidler, Wanderarbeiter, Handwerker oder Heimarbeiter monetäre Einkünfte zu erwirt-

zemledeľ'českom proizvodstve kapitalističeskoj Rossii, in: Problemy social'no-ekonomičeskoj istorii Rossii. Sbornik statej, Moskva 1971, S. 171-194.

166 Gerhard, a.a.O., S. 427.

167 Zitiert in Mendel'son, a.a.O., S. 241 f.

168 Jakovlev, a.a.O., S. 32 f.

169 Semenov, Izučenie, Bd. 3, S. 307 f.; Mendel'son, a.a.O., S. 297 ff.; Jakovlev, a.a.O., S. 44, 46, 48 ff., 54 f.; Semenov, Rossija, S. 52 f.

170 Beyrau, a.a.O., S. 196.

171 Ryndzjuskij, O melkotovarnom uklade, S. 58.

schaften. So hatten die Bauern trotz der wachsenden Begehrlichkeiten der Gutsbesitzer und des Staates zunehmend mehr Geld, um auf dem Binnenmarkt als Konsument von gewerblichen Produkten in Erscheinung zu treten.¹⁷² Die russische Bauernwirtschaft war sicherlich noch überwiegend subsistenzorientiert, aber angesichts zunehmender Marktgewinne und gewerblicher Einkünfte keine in sich abgeschlossene Reproduktionsparzelle. Die Summe der kleinen, weniger spektakulären Veränderungen in Millionen von ländlichen Haushalten, die in halbnaturalen Wirtschaftsverhältnissen lebten, trug maßgeblich zur Proto-Industrialisierung bei.¹⁷³

Dabei wirkte der Außenhandel als ein zentraler Wachstumsmotor, allerdings nicht auf direkte Weise durch den Absatz von Gewerbeprodukten auf dem Weltmarkt, sondern indirekt, indem die westeuropäische Nachfrage als wichtige Vermittlerin zwischen den russischen Wirtschaftsgebieten fungierte und so zur wachsenden Integration bäuerlicher Haushalte in Waren- und Arbeitsmärkte beitrug. Der Agrargüterexport bildete zwischen Kursk, London und Pavlovo ein Handelsdreieck heraus.¹⁷⁴ Der im Gouvernement Kursk von den bäuerlichen Familienbetrieben angebaute Hanf kam über bäuerliche Wanderhändler und den Hafen von St. Petersburg nach England, wo es zu Tauwerk für die Schiffe verarbeitet wurde, die beladen mit britischen Eisen, Stahl und Maschinen nach Rußland zurückkehrten. Aus den importierten Werkstoffen fertigten die Pavlovoer Schmiedemeister Kleiseisenwaren, die anschließend den Bauern in den Agrargebieten zum Verkauf angeboten wurden. Der Geld- und Warenkreislauf, der in den Dörfern mit dem Hanfanbau begann, führte nach einem langen Weg über St. Petersburg, London und Pavlovo dorthin zurück. Er schloß sich auf der Korennaja Messe in Kursk, wo die Bauern einen großen Teil ihrer Hanfproduktion zu Geld machten, das sie anschließend in den Messeläden für den Erwerb von Kleiseisenwaren wieder ausgaben.¹⁷⁵ Dieses komplexe Ineinandergreifen von Außen- und Binnenhandel, von englischer Fabrikindustrie, russischer Proto-Industrie und Landwirtschaft macht deutlich, daß die Proto-Industrialisierung des Pavlovoer Kleiseisengewerbes sowohl ein regionales und nationales als auch ein internationales Phänomen war und in diesem dreifachen räumlichen Kontext analysiert werden muß, um seine Entwicklungsdynamik verstehen und bewerten zu können.

172 Vgl. bes. ebenda, S. 56 ff.; *Ders.*, Ob opredelenii intensivnosti obročnoj ekspluatácii krest'jan central'noj Rossii v konce XVIII - pervoj polovine XIX vv., in: *Istorija SSSR*, 1966, Nr. 6, S. 44-64; *Fedorov*, Krest'jane, S. 232 f.; *Kahan*, Kosten, S. 62 f; *Mironov*, Rynok, S. 114 f.; *Ders.*, When and why was the Russian peasantry emancipated?, in: *M.L. Bush (Hg.)*, Serfdom and slavery, London 1996, S. 323-347, hier S. 326 ff.; *B.G. Litvak*, O stepeni rasprostranjenija tovarno-denežnych otnošenij v predreformennoj derevne černozemnogo centra, in: *Problemy social'no-ekonomičeskoj istorii Rossii*, Moskva 1971, S. 52-68; *Ders.*, Russkaja derevnja v reforme 1861 goda. Černozemnyj centr 1861-1895, Moskva 1972, S. 124 ff., 148 f.; *K.S. Leonard*, Zanjatija pomeščič'ich krest'jan na severe central'no-promyšlennogo rajona Rossii nakanune reformy (na primere Jaroslavskoj gubernii), in: *Agrarnaja evoljucija Rossii i SŠA v XIX - načale XX vv.*, Moskva 1991, S. 233-249, hier S. 242-245.

173 *Melton*, Serfdom, S. 6 f.

174 Zu einem ähnlichen Handelsdreieck in Preußen vgl. *Dunke*, a.a.O., S. 182 f., 197.

175 *Melton*, Serfdom, S. 183 f.

V. Strukturvergleich und Theoriediskussion

Die Geschichte des Pavlovoer Kleiseisengewerbes unterstreicht einige neue Akzente, die in den letzten Jahren von der internationalen Proto-Industrialisierungsforschung gesetzt worden sind und zu Modifikationen des ursprünglichen Theorieentwurfs geführt haben. So wurde mit der Thematisierung der symbiotischen Verflechtung von ländlichem Gewerbe und Handelskapital versucht, den starren Gegensatz zwischen externen und endogenen Entwicklungsfaktoren der Agrargesellschaft aufzulösen und dort einzusetzen, wo die interpretative Reichweite bislang gebräuchlicher makrohistorischer Perspektiven und modelltheoretischer Abstraktionen endet.¹⁷⁶ Bei diesem Brückenschlag über die Grenzen von traditionellen Arbeitsfeldern und Theoriemodellen hinweg definierten die Modellbegründer die dualistische Wirtschaftsstruktur traditioneller Gesellschaften, die Arbeitsteiligkeit zwischen Stadt und Land als Grundvariable proto-industrieller Entwicklungsprozesse. Die Frage nach den "inter-sectoral relationships" ist aber sicherlich der "most problematic aspect of a study of proto-industrialization in Russia".¹⁷⁷ So wurde das städtische Handelskapital, das die Modellbegründer als "außerhalb des Agrarsektors wirksame(r) Faktor" und "mächtiges Ferment" bei der schrittweisen Auflösung der Feudalordnung definierten,¹⁷⁸ im Zarenreich häufig durch bäuerliche Aufkäufer, Verleger und Unternehmer ersetzt. Die Unterentwicklung des Städtewesens und die fehlende Existenz einer breiten Schicht "bürgerlicher" Investoren aus dem städtischen Kaufmannsstand hatte die "autozentrische Entwicklung"¹⁷⁹ des ländlichen Gewerbes und ein "rural centred pre-modern growth"¹⁸⁰ zur Folge. Bei einer austarierten Gewichtung der innerhalb und außerhalb des Agrarsektors wirksamen Entwicklungsfaktoren zeigt sich also, daß die russische Proto-Industrialisierung viel mehr, als im ursprünglichen Entwurf akzentuiert, ein Phänomen der Bauerngesellschaft und weniger eine Folgeerscheinung der Entwicklung der städtisch-urbanen Sozialsphäre war. Der vielfach von Händlern bäuerlicher Herkunft über dörfliche Wochenbazare und Messen organisierte ambulante-periodische Warenverkehr ließ mit seinen traditionellen Marktstrukturen einen "rudimentären, mittelalterlichen, dörflichen Kapitalismus"¹⁸¹ heranreifen. Die russische Wirtschaft besaß deshalb zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch starken frühneuzeitlichen Charakter und blieb von einer zwar expansiven, im Vergleich zur westeuropäischen Entwicklung aber weithin gebremsten Wachstumsdynamik bestimmt.¹⁸² Unbenommen bleibt jedoch, daß "whatever may have been the condition of the Russian economy relative to those of Western Europe, it was an economy unquestionably in the process of evolution."¹⁸³ Messen, Wochenbazare und das 'kleine Handelskapital' in der Gestalt der zahlreichen bäuerlichen Marketender sollten darum nicht als statische Institutionen und feudale Überreste beschrieben werden. Sie sind vielmehr anschauliche Beispiele für die außerordentliche Leistungskraft und Anpassungs-

176 P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, Die Protoindustrialisierung auf dem Prüfstein der historischen Zunft. Antwort auf einige Kritiker, in: *Geschichte und Gesellschaft* 9, 1983, S. 87-105, hier S. 104 f.; H. Medick, Privilegiertes Handelskapital und "kleine Industrie", in: *Archiv für Sozialgeschichte* 23, 1983, S. 267-310, hier S. 269.

177 Rudolph, *Family structure*, S. 116 f.; *Ders.*, *Agricultural structure*, S. 52 f.

178 Kriedte/Medick/Schlumbohm, *Industrialisierung*, S. 57-61, 80.

179 Medick, *Handelskapital*, S. 310.

180 Crisp, *Labour*, S. 413.

181 Ryndzjuskij, *O melkotovarnom uklade*, S. 51.

182 Portal, a.a.O., S. 133; Blackwell, a.a.O., S. 37 f.

183 Hittle, a.a.O., S. 174.

fähigkeit traditioneller Wirtschaftsstrukturen, die ohne grundlegenden Strukturwandel einen proto-industriellen Aufwärtstrend ermöglichten.¹⁸⁴ Neben der starken bäuerlichen Prägung des russischen Wirtschaftsbürgertums wurde so "das deutliche Mißverhältnis zwischen der geringen Zahl von Ansiedlungen, die Stadt- und Posadrecht hatten, und jener großen Zahl von Handels- und Gewerbedörfnern"¹⁸⁵ zum charakteristischen Grundzug der sozialwirtschaftlichen Entwicklung Rußlands.¹⁸⁶

Damit läßt sich jedoch kein zarischer Sonderweg identifizieren. Defizite an städtischem Kapital wurden ebenfalls in anderen europäischen Gewerberegionen durch bäuerliche Händler und Unternehmer ausgeglichen.¹⁸⁷ So hatte Eckart Schremmer schon früh für Bayern dargelegt,¹⁸⁸ daß die Gewerbe-geschichte meist mit dem Aufstieg des dörflichen Handwerks bzw. die Handelsgeschichte mit der Entwicklung von Marktorten begann. Auch eine neuere Studie zur Proto-Industrialisierung in Frankreich zeigt, daß "entrepreneurial and innovative ideas could be found in peasant cottages as well as in the hotels of the very rich urban négociant".¹⁸⁹ Fast überall in Europa nahmen die zahllosen Marktender in weniger verkehrsgünstig gelegenen Regionen als markt-bildende Kraft maßgeblichen Einfluß auf den Aufstieg der Geldwirtschaft.¹⁹⁰ So war es beispielsweise in der schwäbischen Textilindustrie im Bereich der Oberämter Urach, Blaubeuren und Heidenheim zum "Sieg der kleinen Industrie des Weber-Marchands über das privilegierte Handelskapital" gekommen. Die expansive Kontinuität bäuerlicher Handelstätigkeit hatte hier ähnlich wie in Rußland die ständischen Schranken, die eine Arbeitsteiligkeit zwischen Stadt und Land, zwischen Kaufmann und Bauer garantieren sollten, überspült und schließlich niedergedrückt.¹⁹¹ Das Verhältnis von städtischer und ländlich-bäuerlicher Wirtschaft stellte sich offensichtlich in Ost und West weit komplexer dar, als es die Modellbegründer in ihrem Theorieentwurf formuliert hatten. Es

184 Fitzpatrick, a.a.O., S. 34, 202; Crisp, Studies, S. 71 f.; D. Saunders, Russia in the age of reaction and reform, 1801-1881, London 1992, S. 121.

185 Vodarskij, a.a.O., S. 5.

186 So war die überwiegende Mehrheit der Fabriken 1902 nicht in den Städten, sondern auf dem Land gelegen und beschäftigte dort knapp zwei Drittel aller russischen Fabrikarbeiter. Die proto-industrielle Entwicklung trug also dazu bei, daß auch Industrialisierung und Urbanisierung nicht synchron verliefen. Vgl. bes. Crisp, Studies, S. 44-48; Bonwetsch, a.a.O., S. 64 f.

187 Ländliche "Fabrikherren" und dörfliches Handelskapital sind Gegenstand zahlreicher Regionalstudien gewesen. Vgl. bes. Kriedte, Spätfeudalismus, S. 50, 163; Kisch, a.a.O., S. 164-168, 198 f.; R. Braun, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Züricher Oberland) unter Entwicklung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert, Erlenbach-Zürich 1965, S. 66-108; A. Bull, Proto-Industrialization, small-scale capital accumulation and diffused entrepreneurship. The case of the Brianza in Lombardy (1860-1950), in: Social History 14, 1989, S. 177-200; Dies./P. Corner, From peasant to entrepreneur. The survival of the family economy in Italy, Oxford/Providence 1993.

188 E. Schremmer, Die Wirtschaft Bayerns, München 1970, S. 398; Ders., Standortausweitung der Warenproduktion im langfristigen Wirtschaftswachstum. Zur Stadt-Land-Arbeitsteilung im Gewerbe des 18. Jahrhunderts, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 59, 1972, S. 3-40, hier S. 25 f.

189 G. Lewis, Proto-Industrialization in France, in: Economic History Review 47, 1994, S. 150-164, hier S. 155.

190 Vgl. bes. W. Reininghaus (Hg.), Wanderhandel in Europa, Hagen 1993; C. Glass, Von Haus zu Haus. Wanderhändler in Württemberg, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 2, 1987, S. 133-162; U. Pfister, Die Schweiz, in: M. Cerman/S.C. Ogilvie (Hg.), Proto-Industrialisierung in Europa. Industrielle Produktion vor dem Fabrikzeitalter, Wien 1994, S. 129-146, S. 133 f.

191 Medick, Handelskapital; Derselbe, Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte, Göttingen 1996, S. 65-140.

spricht also vieles dafür nicht nur im russischen Fall, sondern grundsätzlich "die ursprünglichen Abgrenzungen aufzugeben".¹⁹²

Trotz offensichtlicher Analogien sind Unterschiede zwischen russischen und westlichen Gewerberegionen nicht zu übersehen. Das Aktionsfeld des ländlichen Handelskapitals blieb auf der Schwäbischen Alb, in Schlesien, Birmingham, West Riding, in der Oberlausitz und anderorts häufig eingeschränkt. Der für den Aufstieg west- und mitteleuropäischer Gewerberegionen entscheidende Export- und Großhandel war weiterhin städtischen Kaufleuten und ihren großen Handelskompanien vorbehalten. Die bäuerliche Geschäftstätigkeit stellten darum nur die breite, produktive Basis des urbanen Handelskapitals dar und leitete meist nur eine "small-scale industrialisation"¹⁹³ ein. Der wirtschaftliche Erfolg dörflicher "Klein-Kapitalisten"¹⁹⁴ führte so nicht zu einem grundlegenden Wandel des Kaufmannsstandes und der Unternehmerschaft.¹⁹⁵ Im Zarenreich hingegen bremsten herrschaftliche Auflagen und ständische Restriktionen den Tatendrang bäuerlicher Leistungsträger kaum ab. Das dörfliche Ersatzbürgertum konnte bis in die Reihen des Großkapitals aufsteigen und wurde damit wie in keinem anderen europäischen Land zum Fahnenträger der Moderne und des Kapitalismus. Im "Übergang aus der Dorfbourgeoisie in die Kreise der Großbourgeoisie"¹⁹⁶ lag darum ein spezifisches sozialhistorisches Muster der zarischen Wirtschaftsentwicklung im 19. Jahrhundert.

Die Übernahme des Proto-Industrialisierungsmodells unterstreicht so den lange vernachlässigten "autonomous growth stream"¹⁹⁷ und trägt dazu bei, Marktkräfte und Wachstumspotentiale in der russischen Volkswirtschaft aufzudecken, die sich eigenständig aus der traditionellen Agrargesellschaft heraus entwickelten. Damit schafft sie ein Gegengewicht zum lange Zeit vorherrschenden Interpretationstopos der Gerschenkronschen "Substitutionstheorie", welche "die russische Regierung als den 'großen Bruder' oder als den 'großen Lehrmeister' der russischen Gesellschaft im Rahmen der wirtschaftlichen Entwicklung hin zu einer Modernisierung des russischen Lebens (darstellte)".¹⁹⁸ Die Entwicklung Pavlovos ist ein anschauliches Beispiel dafür, daß in zahlreichen Branchen der russischen Konsumgüterindustrie die Proto-Industrialisierung mit ihren dörflichen Händlern und Unternehmern mehr als eine "Segmentgeschichte"¹⁹⁹, sondern "die Hauptstraße der industriellen Entwicklung"²⁰⁰ war.

192 J. Schlumbohm, "Proto-Industrialisierung" als forschungsstrategisches Konzept und als Epochenbegriff - eine Zwischenbilanz, in: *Cerman/Ogilvie (Hg.)*, a.a.O., S. 23-33, hier S. 29 f.

193 Bull/Corner, a.a.O., S. 161.

194 J. Schlumbohm, Agrarische Besitzklassen und gewerbliche Produktionsverhältnisse: Großbauern, Kleinbesitzer und Landlose als Leinenproduzenten im Umland von Osnabrück und Bielefeld während des frühen 19. Jahrhunderts, in: *Mentalitäten und Lebensverhältnisse. Beispiele aus der Sozialgeschichte der Neuzeit*, Göttingen 1982, S. 315-334, hier S. 330.

195 Medick, Handelskapital, S. 296 f., 300 f., 307-310; *Kriedte/Medick/Schlumbohm*, Industrialisierung, S. 74 Fn. 86.

196 P. G. Ryndzjuskij, Einige Probleme der sozialökonomischen Entwicklung Rußlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *P. Hoffmann/H. Lemke (Hg.)*, Genesis und Entwicklung des Kapitalismus in Rußland. Studien und Beiträge, Berlin 1973, S. 241-262, hier S. 257.

197 Crisp, Studies, S. 13.

198 So polemisch A. Kahan, Rußland, in: *Ost- und Südosteuropa 1850-1914 (Handbuch zur europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Teilveröffentlichung)*. Stuttgart 1980, S. 11-77, hier S. 11.

199 Schrenmer, Industrialisierung, S. 444.

200 Ryndzjuskij, Probleme, S. 262.

Der Markt Kontext des Pavlovoer Kleiseisengewerbes zeigt ferner, daß die wachsende Binnennachfrage als wichtiger Entwicklungsfaktor der Proto-Industrie stärker berücksichtigt werden muß.²⁰¹ Der russische Bauer war sowohl Produzent als auch Konsument gewerblicher Waren. Das bedeutet nicht, daß der Außenhandel keine Rolle spielte. Seine enge Verbindung mit der gewerblichen Verdichtung ist nur unter veränderten Gesichtspunkten zu untersuchen. In Ländern wie Rußland, die zur "zweiten Staffel" der europäischen Proto-Industrialisierung gehörten, war es häufig nicht so sehr die Auslandsnachfrage nach gewerblichen Gütern, die zum Aufstieg von Geldwirtschaft und Gewerbe beitrugen. Vielmehr schufen hier der expandierende internationale Agrarhandel, der Import von Werkstoffen und Maschinen, die Stärkung der Massenkaukraft und ein protektionistisches Zolltarifsystem wichtige Rahmenbedingungen für proto-industrielle Prozesse.²⁰²

Die Geschichte des Pavlovoer Kleiseisengewerbes liegt nicht im theoretischen *main stream* des Proto-Industrialisierungsmodells. Seine Untersuchung thematisiert vielmehr häufig Aspekte, die schon von den Modellbegründern in Nebensätzen und Fußnoten als mögliche Modifikationen aufgeworfen und später anhand regionaler Feldforschungen als offene Flanken des Interpretationsansatzes näher dargelegt wurden. Gewisse Argumente und Hypothesen sind deshalb unbedingt breiter zu fassen. Dennoch paßt die Entwicklung Pavlovos zweifellos in den Bezugsrahmen, den die Modellbegründer und ihre Kritiker vorgegeben haben.²⁰³ Die im vorliegenden Beitrag komparatistisch angelegte Untersuchung russischer Handels- und Gewerbe Geschichte veranschaulicht also, daß es zweifellos einer der größten Verdienste der Proto-Industrialisierungsdiskussion ist, "zahlreiche Studien über dasselbe Phänomen in vielen verschiedenen Zusammenhängen angeregt und auf diese Weise die Vergleiche zwischen Gesellschaften fruchtbarer gemacht zu haben".²⁰⁴

201 Vgl. z.B. Lewis, a.a.O., S. 157; P. Hudson, Proto-Industrialisierung in England, in: Cerman/Ogilvie (Hg.), a.a.O., S. 61-77, hier S. 63, 65; J.K.J. Thomson, Proto-Industrialisierung in Spanien, in: Ebenda, S. 97-112, hier S. 104 f., 112.

202 Zur "zweiten Staffel" des europäischen Proto-Industrialisierungsprozesses (ab 1750 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus) vgl. z.B. Dumke, a.a.O.; J.K.J. Thomson, A distinctive industrialization: Cotton in Barcelona, 1728-1832, Cambridge 1992; L. Magnusson, Proto-Industrialisierung in Schweden, in: Cerman/Ogilvie (Hg.), a.a.O., S. 193-208; Ders./M. Isacson, Proto-Industrialisation in Scandinavia. Craft skills in the industrial revolution, New York 1987.

203 Rudolph, Agricultural structure, S. 68; Ders., Family structure, S. 118.

204 S.C. Ogilvie, Soziale Institutionen und Proto-Industrialisierung, in: Cerman/Ogilvie (Hg.), a.a.O., S. 35-49, hier S. 49.

Indian Handlooms in the 20th Century

By Tirthankar Roy (Bombay)*

At the close of the 20th century, several hundred thousand handloom weavers survive in south Asia. Persistence of an archaic textile technology on such scale raises questions about the nature of industrialization. Why does the handloom exist despite much lower labour productivity than that of the mass production systems? Are handlooms capable of generating economic growth? Do weavers earn a decent income relative to industrial labour? Can they save and invest? How are they affected by changes in the wider economic environment, especially by the recent economic reforms in India which aim at broadening the spheres of competition? Do the surviving handlooms signify weakness of modern industrialization in south Asia, or a specific model of industrialization?

The present essay attempts a descriptive outline of the handloom weaving industry, and an answer to some of these questions. The outline and the analysis lead to the following arguments. The survival of handloom owes to two factors, persistence of demand for traditional garments, and government policy sympathetic to handlooms. But traditional preference has been weakening in the long run, and protective policy is being withdrawn from the 1990s. The joint outcome is a contraction in hand-loomage, which seemingly accelerated in the 1990s. While this goes on, the segments in which preference for handloom cloth remains firm experience accumulation of capital.¹ These two apparently contradictory processes together - accumulation in specific markets and the gradual fading out of specific markets - have ensured that capital and skills acquired in handlooms tend to be re-invested outside handlooms, mainly in power weaving. The contradiction is resolved in the Schumpeterian term, 'creative destruction', which captures the recent history of handloom weaving in India very aptly.

The essay proceeds in three parts. The first presents a contemporary snapshot of the industry. The second presents a sketch of important handloom towns from western and southern India. The third takes up the questions we began with.

I. Review

A recent history of handlooms must begin with a description of the textile industry and textile policy in the 20th century, especially in the period 1948-85.

* Acknowledgment: I am grateful to the editors of the journal for this chance to contribute to the special issue, and to Peter Kriedte and Hans Medick for their comments on successive drafts which greatly improved the quality of the final product. I remain responsible for the views expressed here.

1 The process is an old one, and was most clearly visible in the interwar years, when long-distance trade expanded, handlooms competed for distant markets more intensely, weavers migrated away from decaying towns and resettled as capitalists and workers in dynamic ones, and in these locations new technology and new organization became popular. The general processes characteristic of the history of handloom weaving in the period, 1870s to 1930s, have been studied in *T. Roy, Artisans and Industrialization. Indian Weaving in the Twentieth Century*, Delhi, 1993. Briefly, these are - extension of long-distance trade, concentration of capital, innovation and quality-control, and new production and exchange contracts consistent with these tendencies. Most important textile towns in the interwar period illustrate the transition.

1. Industrial structure

Textiles, especially cotton textiles, represent by far the most important industry in India, with a likely employment of over 10 million (see Table). The Indian industry, in turn, is the second largest in the world, next to China's. There are three types of organization engaged in woven cloth in India: the mills, the handlooms, and the 'powerlooms'. The mills integrate processes (spinning, weaving, processing), use hierarchical organization, and were established by leading figures of major mercantile-banking communities who made their money in foreign trade. The handlooms and powerlooms both operate in de-integrated production system, that is, they are purely weaving factories and have to depend on other firms for yarn and processing. Since weaving itself involves smaller economies of scale than spinning or processing, handlooms and powerlooms tend to be small firms, using either family labour, or wage-labour, but on such scale as to escape the official system of labour regulation. Being small firms with low capital needs, barriers to entry in handlooms and powerlooms are not significant. Thus, enterprise in these sectors have seen entry of both artisanal capital and capital of agrarian origin in the recent times.

Between them, handlooms and powerlooms have fundamental similarities as well as differences. Three aspects need to be mentioned: technology, enterprise, and organization. The basic difference is, of course, energy used in driving the loom. The energy itself accounts for a considerable difference in loom-speed. But high speed is not necessarily a critical advantage if the cloth being woven requires manual handling of threads. Further, the extent by which speed increases with the switch to power depends on the type of loom. Most powerlooms in India are of very old vintage, having been purchased second-hand from the mills, though changes in the quality of looms are now taking place very rapidly. The really old second-hand looms were not too different from a handloom in either cost or productivity, so that powerlooms represented for the handloom weavers themselves a natural avenue of mobility.

Thus, in terms of origin, handlooms and powerlooms often become indistinct. Handloom weaving is traditionally an occupation of castes and communities who state weaving to be their main hereditary craft. With some exceptions, the presence of handloom weaver castes and communities is significant also in powerlooms in all major centres of the industry. However, the 20th century has seen a great deal of exit of caste-weavers from handloom weaving, and entry of non-hereditary weavers into both handlooms and powerlooms. Such loosening of caste-occupation bonds has been somewhat more advanced in powerlooms.

Having made the point that handloom weavers can and do set up powerlooms, it needs to be added that not all handloom weavers are able or willing to make the shift. What factors influence this mobility are still not very clear. In terms of products, it would seem that handloom weavers making high-quality garments are less likely to switch. On the other hand, handloom weavers making very coarse and low-quality cloths tend to be too poor to be able to switch. Those who invest in powerlooms tend to be engaged in relatively profitable, but standardizable, fabrics. Thus, in western India medium-count cotton saris, in Punjab rayon and silk sheetings, in south India medium-count cotton greys, have been the usual contexts in which the handloom changed to powerloom.² Such changes have

2 For a more detailed discussion of the context of switch, see *T. Roy, Distortion or Development?: Powerlooms in India*, paper presented at Cotton: The Prime Mover in Global Industrialization, conference at Manchester, July 1997.

heightened inequality and divisions within a formerly homogeneous weaving community. In a recent study on the origin of powerlooms, it has been suggested that common and charitable expenditure has often been a means to diffuse economic inequality and preserve a sense of community.³

In respect of organization, powerlooms are almost entirely run in very small factories (typically 8-12 looms on average, and a similar number of workers per shift), with wage-labour who are predominantly immigrants in some of the largest centres of the industry, and who get trained on the shop-floor. There are exceptions to this profile. In most powerloom towns, and in industrial estates around them, one would come across factories that are substantially bigger, with high-speed broad-width shuttleless looms, and a high-wage and formally trained labour component. Such units have increased in number and visibility in the course of India's recent export drive, and probably represent the shape of things to come. Handlooms have a visible presence of household producers and family labour. Migration, proletarianization, outsider capital, are all subdued tendencies in handloom weaving.

The 20th century has seen dramatic changes in the relative position of these three technological-organizational models. The skill-intensity of Indian hand-woven cloth is justly acknowledged in the history of early modern trade. Many such cloths and such skills continue to have a market among wealthier Indians, and these skills continue to be irreproducible in power-weaving. The industrial revolution in the 19th century, however, created preferences for standardized and cheaper cloths, especially in men's wear. This trend, over the last 150 years, has gradually destroyed many of the niches in which handlooms flourished, though it did not destroy all of them. In the 19th century, demand for standard and cheap cotton cloth gave rise, first to textile imports from Lancashire into India, and eventually to a cotton mill industry in India, one of the world's largest at 1900.

Most of the 20th century, interestingly, has seen a dismantling of weaving in these mills. From shortly after the second world war, integrated factories receded steadily from cloth production, giving way to powerlooms, which use more or less the same type of loom but represent a different industrial system from the mills. In the last 50 years, the order of this growth has been staggering. From 15,000 looms in 1940, the powerlooms grew to engage at least 1.5 m in 1995. From roughly .09 b metres annual cloth production in 1940, their output has grown into 20 b metres (see Table). Their market-share in manmade fibre fabrics is nearly 100 per cent today. In cotton cloth it is officially smaller, about 70 per cent, but in fact, the official statistics grossly inflates handloom production. Going by official statistics, handlooms seem to hold a remarkably stable market-share, about a quarter of cotton cloth production in volume. But, it is almost certain that it conceals a large and increasing share of powerlooms. Handlooms, on the other hand, do dominate natural silk garments, and has probably a dominant share of cotton saris which use complex borders. But the size of this market cannot be estimated with accuracy.

There is no dispute on the decline of the mills. Of the 100 odd integrated mills in India at work in 1950, barely 10 today earn profits. The rest have either closed down, or been nationalized when they became bankrupt in the 1970s and 1980s. Their bankruptcies have

3 D. Haynes, *Weavers' Capital and the Origins of the Powerlooms: Technological Transformation and Structural Change among Handloom Producers in Western India, 1920-1950*, annual meeting of the Association of Asian Studies, Washington 1996. See also D. Haynes, 'The Artisanal Origins of Surat's Industrialization', to appear in a volume on social change in India to commemorate I.P. Desai.

precipitated and become a major burden on the exchequer after this move. Today, the National Textile Corporation, the organization which owns these mills, is a symbol of some of the most critical failures of Indian industrial policy.

Why have the mills declined? Why have the powerlooms grown so rapidly? Why does handloom production continue at all? One received view on all three questions, one which is only partly valid is, the textile policy regime in force between 1948 and 1985.

2. Policies

In 1948, the Cotton Textiles (Control) Order introduced a regime motivated by protection of handlooms in particular, and of labour-intensive technology in general. The policy had six instruments: (a) freeze on mill capacity in weaving, (b) differential excise on cloth, handlooms being exempted, (c) differential excise on yarn, hank-yarn used mainly in handlooms being charged at lower rate than cone-yarn, (d) treatment of units with less than 5 powerlooms as equivalent of handlooms for tax purpose (in force until 1977, when all powerlooms became tax-equivalent of handlooms excepting lower duty for hand-processed handloom cloth), (e) check on the growth of powerlooms by a scheme of licensing installation, and (f) reservation of some products for handlooms, mainly coarse and coloured cotton garments. These policies were macroeconomic in nature, that is, they concerned the whole textile industry. More specifically, measures to reform the institutional side of handloom production and trade were also initiated, to this aspect we shall return later.

The philosophy which produced this policy took shape at the time of India's independence from British rule (1947). The nationalist movement and M.K. Gandhi's economic philosophy involved the reconstruction of a golden age, which colonialism had allegedly destroyed, with the notion of rural self-sufficiency at its centre. At 1947, there was little reality about such an idea, most major crafts were commercialized, not necessarily produced for limited local use, and were traded over long distances. Nevertheless, crafts had become powerful nationalist symbols.⁴ All policy-documents on industry prepared in this decade were driven by this symbolism and these sympathies.

Two of them were most influential in shaping textile policy.⁵ Both recommended that mill weaving capacity should be frozen. But, significantly, they differed on powerlooms. One of them recognized the powerloom as a sign of upward-mobility of handloom weavers, and recommended easier conversion. The other report, which had a more militant Gandhian agenda, either did not understand, or did not give importance to the handloom root of powerlooms. It recommended blanket restriction on powerlooms. The outcome of such thinking was the ambiguous measure that units with 5 powerlooms can be seen as equivalent to handlooms. Such arbitrariness and lack of historical sense had predictable results. In the long run, any form of microeconomic control proved unimplementable. These were too costly to monitor, and the powerlooms could favourably influence provincial official

4 There is a scarcity of research on the ideological roots of this aspect of Indian economic policy. See the recent work by *N.K. Meera*, *Gandhian Ideology*, Swadshi, and the *Working of the Handloom Industry in Coastal Andhra Region (1900-1950)*, PhD, Central University of Hyderabad 1997. See also *B. Chandra*, *The Rise of Economic Nationalism in India*, Delhi 1966.

5 Government of India, *Report of the Textile Enquiry Committee*, Delhi 1954 and Government of India, *Planning Commission, Report of the Village and Small-Scale Industries (Second Five-Year Plan Committee)*, Delhi 1955.

attitude. As time went on, and implementation failed, the contradiction between Delhi's theory and the regions' practice became starker.

By the mid-1980s, the policy-regime had proven itself to be a costly failure. It aided the steady decline of the mills. Under the prevailing political economy and bankruptcy procedures, the bankrupt mills were not allowed to die out, but enabled to live on at a massive fiscal cost. In 1950, mills had a considerable export participation and global brand. This was destroyed, and India receded from a global textile market which, ironically, witnessed the ascent of developing Asia just at this time. Structural factors aided policy. The bankruptcy of the mills had much to do with ageing machinery, together with entrepreneurial and labour delinquency. The corruption might have been kept in check were the mills freer to restructure themselves and become competitive. In the absence of such freedom, owners and managers stripped the assets of the firms they felt would sink anyway.⁶ A large number of patently unviable handlooms were again enabled to live on at a fiscal cost. Product-reservation failed. Powerlooms took up any item reserved for the handlooms in violation of the law, and they could do so because they were by far the superior and cheaper technology in mass consumable cloth. Powerlooms, who thus emerged the master of the industry were, ironically, by and large officially unrecognized and technically illegal. The largest and the most dynamic employer in industry maintained a dubious right to exist.

A Textile Policy statement in 1985 broke with the past. The policy legalized powerlooms. The Textile (Development and Regulation) Order of 1993 did away with licensing restrictions on powerlooms. The 1985 policy also removed restrictions on the mills, and selectively liberalized machinery import, which measures the few profitable mills used quite efficiently. Differential tax rates continue, but compliance is believed to be highly imperfect. The Indian economic reforms initiated in the mid-1980s and generalized in 1991-2 introduced trade-liberalization, macroeconomic measures favourable to exports, and domestic deregulation. Import of technology and export of cloth became much easier. Textile exports rose dramatically in the 1990s. Detailed composition of exports is not available by sector of origin, but some inferences are possible based on case studies. A dozen or so mills have modernized equipments, and sell fabrics of world class quality abroad.⁷ The denim cloth is an important recent innovation in India, and an example of this class. Powerlooms, which had poor export record in the past, supply the export demand for relatively low quality fabrics used in other developing countries, and also supply the major part of the cloth which goes into garments exported from India. Handlooms' export has also been increasing, but mainly garments and 'made-ups', that is, furnishing fabrics. Of the total cloth exports in value, handlooms' share in 1995-6 was about 20 per cent.

While freeing mills and powerlooms from restrictions, textile policy has not disavowed commitment to handlooms. Subsidies to unviable looms continue, the accent on cooperative institutions (more on this later) does too, and some aspects of discriminatory policy such as product-reservations also persist. Nevertheless, it would be wrong to attribute the survival

6 O. Goswami et al., *Industrial Sickness in India*, Report prepared for the Ministry of Industry, New Delhi 1991.

7 I have discussed the post-reform restructuring of the mills in *T. Roy*, *Market-resurgence, Deregulation, and Industrial Response: Indian Cotton Textiles in the 1990s*, in: *Economic and Political weekly. Review of Industry*, May 1996. The post-reform scenario in market size and composition has been discussed in *T. Roy*, *Reforms and Textiles*, in: *S. Gokarn/A. Sen/R. Vaidya (Eds.)*, *The Structure of Indian Industry*, Delhi, forthcoming.

of handlooms entirely to intervention. Segmented markets have played a major historical role in their survival. To this we now turn.

3. Markets

The Indian market for cloth can be divided into the following classes:

- (1) women's garments in natural fibres (example: cotton and silk saris),
- (2) women's garments in manmade fibres (example: rayon and nylon saris),
- (3) men's garments in natural fibres (example: cotton casual-wear such as t-shirts and denims),
- (4) men's garments in manmade fibres (example: shirting and suiting of polyester and cotton-polyester blends), and
- (5) non-apparel fabrics, which are mainly of cotton (example: furnishing fabrics and towels).⁸

Of these classes, handlooms operate in (1) the most easily, because costume styles in this class remain tradition-bound. In particular, this class includes bordered saris, or saris with designs woven on them. A certain type of such designs, called the 'solid-border' in south India, requires manual operation of a set of shuttles used only for the border. The solid-border cannot be woven on a powerloom, and in general, high-quality bordered sari, because it slows down the loom, is not economical to weave on a powerloom. Class (2), rayon saris, dates from the 1930s. Later nylon, and more recently polyester, began to be used for saris. These are mainly printed after weaving, so as to permit mass production at the weaving stage. Handlooms never entered this class. Classes (3) and (4), men's wear, have seen great shifts in consumption and production in the last 100 years. Old-style cotton garments, such as turbans, dhoties (wrappers for the lower body) and chadars (wrappers for the upper body) were gradually taken over from handlooms by first Manchester and then Bombay mills from the mid-19th century. The process was not abrupt, and many types of decorated or ceremonial clothing within these broad groups remained with handlooms until recently. After 1950, two changes happened. First, powerlooms pushed the integrated mills out of these spheres. And second, demand for cotton declined in favour of manmades, which is an exclusive sphere of powerlooms. Handlooms stand on their own in quite a large segment of class (1). They never entered classes (2) and (4). They have been almost pushed out of (3), but retain a marginal hold in traditional men's wear. Finally, in class (5), which uses too coarse yarns to be easily used by mills, handlooms have a considerable presence.

The recent boom in cloth exports from India has favoured certain types of cotton garments, such as western-style casual-wear, hosiery, and furnishing. Handlooms are marginal in the first two, but have a notable presence in the last.

Women's costume style remains more firmly attached to the traditional sari in the deep south, and to a smaller extent, in the east. In the north, saris are not the main apparel. And all over India, rayon and nylon saris have increased in usage. Thus, handlooms reign on their own strength in the deep south, in the east, but have been ousted elsewhere. In the north, there is a profitable weaving segment mainly engaged in non-apparel cloths. The better classes among all these cloths are urban manufactures, because they are traded over longer distances and need good physical and financial infrastructure.

Apart from classes (1) and (5), wherever handlooms exist they do so mainly on account of state subsidies and reservations. Reservations are ill-respected. Any cloth using loom-woven designs (most of these are reserved for handlooms) which can be mass-produced are made

⁸ Casual-wear is technically unisex, but seemingly more men than women use them in India.

by powerlooms in logical violation of law. In these classes, the surviving handloom weavers live in persistent crisis, and live because of state support. Here, private trade network and private contracting have disappeared. Final sale is wholly under state cooperatives who perform the task in the most wasteful manner. Here, exit happens continually. Reports of this segment of handlooms tend to colour popular perception of the industry in India to a large extent.

What is the extent of handloom survival, overall and regionally?

4. Scales

The last reliable count of handlooms and weavers comes from the National Handloom Census of 1987-88. At that time there were 2.21 million full-time commercial looms, and 1.68 million domestic looms. The latter were mainly located in the north-eastern hill states of India where production for use continues to be a regional cultural tradition. Everywhere else, handlooms serve the market. Estimates of size from the early-20th century report an average figure of 2 m, whereas those done after 1947, report a figure not too different from what the 1987 Census found. It seems that loomage expanded shortly after 1947, but stagnated thereafter. This does not mean stasis, for the share of more productive looms, such as frame-looms or those fitted with jacquards and dobbies which enable production of higher-valued articles, have increased between 1950 and 1988. But handlooms did not attract much new employment.

Although no reliable loom-count exists after 1987-88 (a second handloom census is under preparation), there are signs that the late-1980s saw a peak performance from which handloom weaving has subsided precipitously in the following decade. The decline has been most visible in Andhra Pradesh, a major weaving region in the south. Between 1987 and 1990, loomage recorded by the state Handloom Directorate dropped from 528,670 to 202,730.⁹ If this trend is representative and continuing, and there is no reason to believe why it should not be, the number of commercial handlooms in India in 1995 probably would not exceed 400,000, compared to the official count of 4 m. In 1991-93, the press highlighted numerous cases of unemployment and starvation-deaths among coastal Andhra weavers.¹⁰ Andhra is not an exception in respect of decline in loomage. In old handloom towns, the tendency to switch over to powerloom weaving is universal and has seemingly speeded up in the last ten years. In western India, powerlooms have swamped handlooms at least twenty years ago. Such conversions are now visibly rapid in regions such as northern India where powerlooms have been slow to develop until recently. Except perhaps in the deep south, and in a few locations in Bengal, in no other old textile town in India is the handloom as conspicuous as it used to be even ten years ago. One has to patiently search for them.

The Andhra experience suggested that the immediate reasons behind the drop in loomage were scarcity, and consequent high prices, of cotton yarn in the late-1980s. There was, however, a wider backdrop to the yarn crisis, which is, the government of India's decision to

9 K. Mukund/B. Syamasundari, *Traditional Weavers and Liberalisation: A Study of Cotton Handlooms of Andhra Pradesh*, Centre for Economic and Social Studies, Hyderabad 1997.

10 See, for example, the following articles from *Frontline*, a Madras-based popular magazine belonging to The Hindu newspaper: *Plight of Weavers* (November 23, 1991), *Looming Tragedy in Andhra Pradesh* (June 20, 1992), *Looming Tragedy in Andhra Pradesh* (March 12, 1994), *Weavers in Trouble* (February 11, 1995), *Struggle to Survive* (February 25, 1995), and *Handloom Crusader* (December 2, 1995).

liberalize external trade. Cotton is a fibre in which India has a strong comparative advantage, such that cotton yarn responded dramatically to these measures. The resultant price inflation of yarn affected all textile producers, but those producing relatively finer cloths, such as exportable cotton cloth, were not as badly hurt as that segment of weavers who used cotton yarn for coarser textiles.

Behind the aggregate tendencies, experience of major weaving regions have been divergent in the period 1950-88. The broad profiles are as follows.

5. Regions

Western India - Maharashtra and Gujarat states - was an important weaving region in the interwar period. The region was especially important in terms of organization. The usual organization in handlooms in the 19th century was the rural family. But the industry in western India evolved into an almost entirely urban and wage-labour-based industry. Two of the four largest handloom towns in 1940, each with 20,000 or more looms, were located in these two states. These included Sholapur, where the industry was mainly in factories each containing from 10 to 40 looms. The workers and owners belonged in a major weaving caste from the arid regions east of the town, who migrated to Sholapur as the town emerged as a major market for cloth, yarn and cotton in the interwar period. Other examples, different only in the extension of wage-labour, were Malegaon, Surat, Burhanpur, Belgaum and Bhiwandi. All of them accumulated capital in handlooms in the interwar period. And all of them invested that capital in powerlooms after 1950. Today, western India is a marginal region in handlooms, but contains perhaps 800,000 powerlooms.

A contrasting profile comes from the deep south, mainly Tamil Nadu state. This region has had the highest density of handlooms, approximately 10 looms per thousand persons in 1950 and in 1982. The average for India in 1982 was 4. As any visitor in a marriage or religious ceremony in south India would observe, handloom cloth remains entrenched in the costume tradition of this part of India. Weavers and merchants have shifted to powerlooms as in western India, but such shifts did not make the handloom industry marginal. The south Indian model has seen greater continuity and co-existence. Tamil Nadu still has high density of handlooms, but it also has 4-500,000 powerlooms, mainly in grey cotton and exportable cotton cloth.

In northern and eastern India, the experience is different from both these models. Leaning closer to the Tamil Nadu model is West Bengal, where handloom apparel retains a large clientele. The eastern sari, as the southern, has a distinctive handloom look, but is made from cheaper and coarser cotton yarn compared to the southern. Leaning away from the Tamil Nadu model is northern India. Handloom cloth is not as deeply-rooted in the northern costume tradition as it is in the south. It was protective policy and low wages that made handlooms the appropriate technology for a wide range of fabrics. Pockets of northern weaving, mainly in Rajasthan and Haryana, have seen growth in recent years in household textiles using coarser yarn, such as cotton woven carpets or durries, bedspreads, blankets, etc. Relatively, these looms enter the apparel market much less than the southern and the eastern ones. In the north, handloom weaving never prospered enough to induce an expansion of powerlooms on the scale in which it happened in the south and the west.

Within each region, there is a further contrast between rural and urban industries. The 1988 Census found approximately 30 per cent of the commercial looms to be located in towns and cities. In fact, this proportion should be considerably higher, because many

handlooms operate in old weaving villages which are now part of the suburbs of major textile towns. The Census suggests that town weavers earn more, have access to more earning opportunities outside weaving, and get more regular work. Two further contrasts need to be added. First, the main avenues of investment by the handloom weaver - the powerloom, jacquards and dobbies - are almost entirely urban.¹¹ And second, the town weaver makes a different type of cloth. For example, silk apparels, the most highly valued cloth handloom weavers make, is an entirely urban industry. Exportable handloom cloth, such as furnishing fabrics, is also an exclusively urban industry.

It follows that the existing inequalities in the industry, the differences between the dynamic and the decaying, reflect the operation of two basic variables - which cloth is in demand and which is not, and what the government does to protect the weak. What the government does has two aspects, macroeconomic policy, and institutional policy. We have discussed the former. Let us now examine the latter aspect briefly, in the context of institutional change in general.

6. Organization

From the early-20th century to the 1987-88 Census, a standard typology of contracts has been: 'independent' weaver, 'dependent' weaver or those under putting-out, cooperatives, and factories. This time-honoured scheme has a serious analytical flaw, namely, it mixes up production and exchange relations. For example, a factory can well be part of a putting-out arrangement. The data available on organization, thus, need to be interpreted with caution. In 1987-88, 54 per cent of full-time weavers were independent, 20 in cooperatives, 15 in putting-out, and 11 per cent in factories. These figures are rather different from what reports from the interwar period might lead one to expect.

First, consider the 'independent' weaver. In the usual sense of the term, it refers to a weaver who buys inputs and sells cloth mainly on his/her own, that is, buys yarn from shops, processes it at home, and peddles cloth in bazaars. Many weavers and consumers did transact directly about a 100 years ago, but subsequent reports found their number to be in steady decline, as one would expect, with the expansion of long-distance trade in cloth. That recent statistics find them so numerous is counter-intuitive. Few, if any, weaver sells directly in bazaars or to customers. Few, if any, consumer of cloth buys from anywhere other than a cloth shop. The most likely explanation for the survival of 'independent' weavers is that the capitalists in the industry, those influential among weavers, did not want the true extent of putting-out to be disclosed to the government, which has followed a policy against such people and such contracts. 'Putting-out' implies the presence of a merchant-contractor. But the term implies diverse contractual terms, from those leaning towards wage-labour, to those leaning towards buy-sell arrangements, that is, which tie up the input and output sides of the contract rather loosely.

A second point of some surprise is the marginal presence of factories and wage labour. All interwar reports, and especially those on western and southern India, suggest a rapid expansion of factories in that period. In 1942, nearly half of all weavers in Bombay Presidency and Hyderabad state were in factories. Elsewhere the proportions were smaller, but the trend was similar. Where did these factories go? In theory, wage labour should have

¹¹ On jacquards and dobbies, Institute of Rural Management, *A Study of Interventions in the Handloom Industry*, mimeo, Anand 1989.

expanded, rather than contracted, in post-1947 India. Population explosion, together with low levels of public effort on education and training, has ensured a steady over-supply of semi-skilled labour for agriculture and artisanal industries. This pool is far more mobile and migratory now than in the colonial period. They form the main work-force in western Indian powerloom towns. The share of total industrial employment under 'households' has been on steady decline during the period of the censuses.¹² 'Casualisation' of agrarian and industrial labour is a well-documented trend.¹³ Why should handlooms be an exception to these extremely powerful macroeconomic trends? There are perhaps two sets of reasons, conversion or under-reporting of factories, and intrinsic advantages of the family.

Handloom factories declined partly because, in towns where handloom factories had become standard organizational form in 1940, such as Sholapur, they eventually turned into powerloom factories. The remaining handlooms were in smaller units which presumably did not command enough capital to make the switch, or which delayed the switch. Factories also disappeared from view because of political reasons. There is systematic under-reporting of factories in post-1947 India. Fear of the regulatory regime, which can be both tough and arbitrary, is pervasive in small-scale industry.

Having said that, structurally the family has certain well-established advantages in handloom production. The work needs a combination and division of labour which a family enables at little cost. In the absence of formal training, and property-rights on skills or designs, family remains a means to serve as an instructional system and as a means to restrict access to skills. In powerloom production, both these advantages are smaller, the nature of weaving being simpler, and the separation of weaving and processing more decisive. These advantages are conditional on the cloth woven, and they become visible especially in delicate or skilled weaving. One example is Madurai, which we shall take up later.

The 20 per cent in cooperative societies is the result of a state-backed collectivization drive over four decades. To understand this institution, one needs to understand how the government tries to reshape institutions. There are two sets of organizations, 'primary' societies or producers' collectives, and 'apex' agencies or the state-government's marketing offices. The latter sells the former tax-free yarn and buys back cloth, to be sold via retail outlets. The finance is partly met by cooperative banks where the societies invest back a part of their profits. For a long time, there has been a persistent shortage of cotton yarn in India. The shortage worsened after mid-1980s when India began to export yarn in large quantities. Thus, the state supplying yarn has been a useful function for the weavers. Organized marketing, apparently, is a useful function too, but here the cooperatives have proven to be far less efficient than the private trade network. Broadly, retailing is an area where state agencies have failed completely. The few cases of success, in Tamil Nadu for example, carry an important lesson, that state agencies do succeed not because they are an effective

¹² Between 1961 and 1991 censuses, industrial employment in India increased from 20 to 28.5 m, a compound growth rate of 1.2 per cent per annum. The growth rates of household and non-household employment were, respectively, -1.9 and 3.4 per cent. The former class includes units mainly run with family labour. The latter class includes units run with wage-labour in regulated formally recognized factories, or in unregulated and informal factories. Since 1981, the growth rate of employment in the latter has far exceeded that in the formal sector. The most important component in the informal factory sector is the powerloom.

¹³ *J. Breman*, *Footloose Labour*, Cambridge 1996, is a recent work on this theme.

alternative to private trade, but because there are regions where handloom cloths form a major part of the average wardrobe.

Cooperation, thus, is a system of intermediation between weavers and the State. It is a result of intervention, and would not exist without the State. In policy documents, much more was claimed for the cooperative movement. It was stated to be a collective of poor producers who would otherwise be exploited out of existence by capitalists. A series of recent surveys exposed the hollowness of that ideology. Successful cooperatives are almost invariably controlled by successful capitalists. The really poor do not have either the reason or the resources to cooperate between themselves, not to mention cooperate with the rich. In northern India, the whole cooperative apparatus has been used by both rich and poor weavers to defraud the government of large amounts of money. Where cooperatives function efficiently, as in Tamil Nadu, they not only sell goods that have local demand, but also collaborate with the private trade network.

There are three profiles of business-government interaction in handloom industry: (a) where a cooperative society is used as a useful intermediary between State aid and efficient private producers; (b) where private producers operate without State aid and cooperatives, and (c) cooperatives alone operate in fields where private producers refuse to enter. In the deep south one sees evidence of (a) and (b). Private trade dominates high-quality silk saris, cooperatives have a noticeable presence in ordinary saris. In the north, the second model is the main one, and cooperatives such as do exist are fraudulent. The third is the model of slow regress, and defines the main body of the State-aided sector. It operates in both men's and women's wear of types in which powerloom competition is intense. This lifeless sector can be found everywhere, one example is western India where existing handlooms are in a state of perpetual crisis.

Market, organization, and state-aid, have thus defined broadly three types of survival: (a) 'creative destruction' where handlooms continually transform themselves into powerlooms, (b) creative continuance where handlooms persist under an efficient private trade network with or without the help of cooperatives, and finally, (c) the path of debilitated and state-aided survival exclusively under cooperatives. The third need not concern us further. The first two are of historical importance because they were constitutive elements in India's industrialization in recent times. These two have one common ground: the possibility of accumulation and growth within the artisanate. Where they differ is in the local characteristics of demand and industrial organization which might lead to the continuance or displacement of artisanal technology. The common roots and the divergent trajectories are best illustrated with a few regional case-studies.

In what follows, the task will be addressed with the experience of three major textile towns in India, Sholapur, Salem, and Madurai. The three towns contrast in important ways. Sholapur has steadily and rapidly replaced handlooms by powerlooms. In 1991, when my field-trip was carried out in the town, handlooms were virtually invisible. In Salem, the switch has been slower because more Salem looms are engaged in high-quality cloths. But in mass-producible goods, the march of powerlooms has been inexorable in Salem too. Only in Madurai, which has an immense brand name in saris, has the march been halted.

II. Cases

At the end of colonial rule, Sholapur, Salem, and Madurai were among the five largest weaving towns in India. 10,000 handlooms worked in Sholapur, of which perhaps 1-2,000 survive in 1997. Salem in the early 1950s had more than 20,000 of which 8-10,000 may still be active. Madurai had another 10,000, the number has grown five-fold. Each of these towns was much smaller in the mid-19th century. Neither Sholapur nor Salem was a major textile town before the colonial period. Salem did have an 'investment' of the East India Company, but a rather small one, and one which did not survive beyond the 1820s. Their growth into major textile towns owed to 19th century developments like the railways, the cotton export trade, and spinning mills. Towards the end of the century, and especially after the railways connected cloth, yarn and cotton trade, Sholapur and Salem developed into entrepôts in handloom cloth. Madurai was a trading point too, but dealt mainly in its own output. The industry in Madurai had older antecedents. It developed under the patronage of the Nayakas, a major principality in precolonial south India.

The growth of handloom weaving in the three towns shared an important characteristics: textile production and trade remained dominated by weaving communities in each. In Sholapur, they were mainly Padmasalis from central Deccan, in Salem Devangas and Kaikkolars, and in Madurai Sourashtras. These four represent the major Hindu weaving castes of south India, with considerable formal and informal social organization, and a history of cooperation within themselves. The opportunities of accumulation created by long-distance trade were utilized by producers-turned-merchants, and not by merchants previously unconnected with the craft. The mode of entry, however, differed. In Sholapur capitalists and workers were predominantly immigrants, but in south India, they were a combination of residents of the town and residents of towns and villages near-by who worked under contract of town merchants. A case of 'proto-industrialization' perhaps, except that none of the producers was a part-time peasant.

In all these towns, the majority of capitalists rose from the ranks of artisans. They included traders in cotton, yarn, dyes, cloth, or gold-thread. These materials began to be imported or exported from the colonial period. Pioneers in these trades became rich and leading figures of the community. In today's Salem, Sholapur, and Madurai, a random sample of leading industrial families and social leaders will have a majority from artisanal social origin; with ancestral business in long-distance trade in cloth, dyes, yarn, or gold-thread (*jari*); and with a history of rapid accumulation in the interwar period or shortly thereafter. There are few exceptions to this profile of success in handloom-powerloom towns.

As the towns grew in scale of production, capitalists also included factory-owners. Sholapur illustrates the growth of factories best, though the similar social background of employers and employees gave handloom factories a special character. Factors existed in Salem to a smaller extent. In Madurai, they were non-existent in weaving, which was mainly performed by families under contract, but they did exist in dyeing of yarn which was a major source of the reputation of Madurai's handloom industry.

In each town, the growth of industry and trade involved increased division of labour and technical changes. One general direction of change was separation of weaving, processing and dyeing on the one hand, and on the other, sustained improvement in quality and speed of each process. Originally, the three tasks tended to coalesce either in the family-firm, or

under various forms of communal pooling of labour. As the male migrant in Sholapur joined the weaver-proletariat, the women and the aged became available to perform sizing and warping in a separate workshop. Relatedly, small lots of warping on sticks or pegs gave way to beams. This was a universal tendency. A 100 years ago, descriptions of local crafts printed by provincial governments carried an inevitable sketch: warp-thread stretched out under the shade of trees in a common part of the weaving locality, ready for sizing, and the operation being performed by the women and children of weaving families. Today, town weavers nowhere warp themselves, but receive prepared beams. The shift to beams involved both a technological and an organizational change, for beam-warping needs more capital than weaving. Simultaneously, weaving itself began to witness small improvements. The first Sholapur factories were the pioneers in the use of the fly-shuttle slay. From the end of the interwar period, and accelerated after independence, looms began to be fitted with overhead attachments, a crucial step which made woven designs much easier to implement. An important example of innovation in dyeing comes from Madurai. In the mid-19th century, German and Belgian mineral dyes began to replace the Indian vegetable colours on account of cheapness and facility. But few Indian weavers knew how to handle these materials well. The result was a widespread decline in quality of colour usage. Pre-eminent of the few places which made the transition successfully was Madurai. But here, the transition meant growth of workshops owned and worked by Sourashtras in a quasi-guild situation.¹⁴

What lay behind the innovative propensity in these towns? A Marxian interpretation might suggest that producers-turned-merchants are more willing to re-invest in their business. Indeed, such a motivation seems to fit the experience of towns like Sholapur where many innovations were introduced by individual factors, and quickly copied. But, on the other hand, in many instances of innovation in artisanal industries, there was involved collective effort and adoption, or mercantile capital.¹⁵

The role of 'community' behind growth of an artisanal town can be glimpsed in aspects of Sourashtra enterprise in Madurai, and with Padmasalis of Sholapur and Devangas of Salem. The fact that capitalists and producers shared common social identity in these cities enabled explicit or implicit cooperation, keeping of trust, and eased contract-enforcement and dispute-settlement. These functions are not equally important everywhere, but they are critical in informal industry which must function without much reliance on public authority or the framework of formal law. The Sourashtra example, in particular, is rather striking. The presence of a collective, or the sense of one, in Madurai will be illustrated below.

What do these towns look like at the end of the 20th century? All three towns have experienced almost continuous growth in numbers. Each has about a million people in 1991. Over the long period between 1870 and 1990, the economic bases of these towns have diversified within and out of textiles. But employment in cloth production kept pace with the general growth in labour-force and population. Cloth was unquestionably the 'leading sec-

14 I have discussed cases of technological change in *T. Roy, Acceptance of Innovations in Early Twentieth Century Indian Weaving*, in: *Cloth, the Artisans and the World Economy*, conference at Dartmouth College, April 1993.

15 In leather industry, for example, merchants and not producers made the major investments in fixed capital. See *T. Roy, Foreign Trade and the Artisans in Colonial India: A Study of Leather*, in: *Indian Economic and Social History Review* 31/4, October-December 1994.

tor' in their growth. These are also towns where a spectrum of cloth-makers work side by side, cottage and factory, handloom and powerloom, old and new. Nevertheless, the scale and nature of handloom presence are quite different, as the following descriptions suggest.

Sholapur: 1991

In Sholapur, cotton mills are located at the centre of the town. By rough estimates these employ 4-5,000 people, the surviving handlooms are 6000 (1991 estimate, should be smaller today) and powerlooms 15-20,000. By rough estimate again, half to two-third of the town's main workers are directly textile-based. One could make a similar prediction of Salem and Madurai.

Sholapur handlooms were once known for chadars, a coarse bedspread with woven floral design on a lighter background. This is now almost wholly done by jacquard powerlooms. The handlooms make more or less obsolete saris. The weavers are subcontractors of the state apex agency, the Western Maharashtra Weavers' Cooperative Society, which runs yarn stores, dyehouses, a few showrooms here and there. Sakhar Peth is the area where the textile bazaar stands. The spinning mills' yarn stores are here, so are numerous powerloom companies' wholesale shops, dye-makers' agencies, the handloom and powerloom workers' unions, head office of the apex body. Until quite recently many Sakhar Peth houses had handloom factories, today a few survive but one needs to search for them. Most of them have moved out to the suburbs as property prices increased. Quite a few factories in the central part of the town are marked for demolition. The north-eastern suburb Sakhar Peth leads to is a Padmasali locality where handloom and powerloom workshops are common. In location and looks there is little difference between the two.

The surviving handlooms in Sholapur still work in factories, or karkhanas, which is a hall with 4, 6, 10 or more frame looms, warping equipments, and space for sizing and yarn-storage. The rest of the building is lived in. The karkhanas look old or new, well- or badly-kept partly depending on where they are located. Closer to the bazaar area one finds more ancient structures. The oldest I have seen in 1991 was a large two-story wood-and-earth building, being demolished as the lease had expired. The factory would have shifted or close down, the workers were not sure. There were 5 looms working on the upper story and broken looms and parts littered the floor. In full strength the factory had 30-50 looms. The owners of such factories know weaving, have done it some time, and do it occasionally even now. Owners and workers are still mainly Padmasalis, majority long-time residents of the towns, though a few can be found who used to work in mill towns.

Salem: 1991, 1997

Salem is located in the northwestern plateau in Tamil Nadu state, or Kongunad, which contains probably the most concentrated textile complexes in India, spread in clusters of towns and villages around four nodal towns, Salem, Erode, Tirupur and Coimbatore. Coimbatore developed as a spinning and textile machinery town, later progressed into weaving and engineering. Tirupur is the largest knit-wear town, whose phenomenal exported growth has been extensively written about.¹⁶ Erode is primarily a trading town, and has one of the largest spot markets for cloth in the world. Salem remains more oriented to cloth

¹⁶ For example, *P.M. Cawthorne*, Of Networks and Markets: The Rise and Rise of a South Indian Town, The Example of Tirupur's Cotton Knitwear Industry, in: *World Development* 23/1, January 1995.

production. Possibly 250,000 powerlooms are located in towns and large villages within commuting distance from Salem and Erode. The south Indian textile towns are in general more densely populated than Sholapur, and display greater bustle and better urban infrastructure.

There are now 12-15,000 handlooms working in Salem town. Salem in 1991 was only one point in a whole cluster of handloom towns which also included Rasipuram, Namakkal, Tiruchengodu, Attur, and Chennimalai. Between then and now, handlooms have depleted all over this region, and their place taken over by powerlooms. Many former handloom weavers, and handloom cooperatives, have set up powerlooms. Most handloom trading firms have shifted to powerloom cloth without bothering to change their nominal identity.

Salem itself is known for traditional apparels, 80s-120s saris with 3-inch border and richly worked ends. Salem also makes fine dhoties with narrow borders, and silk dhoties. The eastern suburbs of Salem town, Ammapet, is a weaving village. The main road has shops making and repairing looms, yarn-sellers, hardware stores selling shuttles and pirns, and reed-makers. Behind the road on both sides are houses and factories. Off the main road and into the neat rectangular lanes that divide up the residential part, the shuttle is always audible. As in Sholapur's north-eastern suburbs this is where caste weavers live, Sengundars and Devangas. They have their social associations here, they own the shops on the main road, and man the cooperative society office. An Ammapet weaver's house has a hall to start with, the living rooms follow. The hall is spacious, and being a homestead, better-kept than a Sholapur factory. It contains three to four pit looms. The warp is wound around a few pieces of stick, and two of these, for looms facing each other, are suspended 3-4 feet above the floor by a network of ropes and bamboos. The bigger houses stock some of their output at home and can show it to agents of trading firms, and to tourists. They are the ones who get recorded as 'independent' weavers in censuses. The cloths some of them make are costlier and more complex than those the cooperative society gets made in Ammapet.

A household uses family labour, or recruits helping hands from neighbours. Migrants and wage-workers in Ammapet are very rare. One of the first things one sees on entering Sholapur's Sakhar Peth is the Communist Party controlled handloom workers' union. If there is any such thing in Salem it is an obscure affair. Inside the house both men and women weave and women wind the yarn. Sizing and setting up the warp are usually hired out. This takes up something like 20 per cent of family income at the going cooperative rates.

Directly south of Salem bazaar is Gugai where private trade in cloth takes place. This is a busier area because of shops, godowns, loaded trucks, and a main road which is also a highway to south-east. Master-weavers, cloth merchants and 'commission agents' have their offices and store here. Traders' chambers are in Gugai, so are many shops selling equipments. A few lanes off the main road have only export firms and inside these streets are also the people who punch jacquard cards. The houses have a well-maintained old part, large halls that work as offices and stores, and a living portion more recently built. These firms deal in cloths that sell well anywhere in the country. Unlike the cooperatives they do not depend on local demand. The cloths are usually saris, silk with borders and wide designed ends, fine cotton, silk warp and cotton weft with borders. Of these, some of the things can be made on jacquard powerlooms, a few firms do own powerloom factories, but more is still done by engaging handlooms on contract.

*Madurai: 1996*¹⁷

Madurai, the second city of Tamil Nadu state, is famous for its textiles and the seventeenth century Meenakshi temple, constructed during the rule of the Nayakas. Among the major districts of Tamil Nadu, Madurai is relatively developed in commercial agriculture, and urban small-scale industry. It is also more urbanized, and has a literacy rate above the state average in 1991. Textile production and trade account for much of the employment in the district and in Madurai town. Shops and residences co-exist inseparably in the older quarters. The shops stock the usual complement of goods and services available in any Indian town, from electronics to rat poison. But handloom textiles have a singularly dominant presence in the retail trade. The town remains an important tourist destination for its religious and historical importance. A typical north Indian tourist family's sightseeing might consist of a morning spent at the Meenakshi temple and the palace-ruins, but a long afternoon spent in a sari shop. The streets around the immense temple complex are crowded with sari shops nearly all of whom, irrespective of the façade, accept credit cards. Madurai's inherited reputation in the production of high-quality silk and cotton saris spread in the course of long-distance trade, and was consolidated in the interwar period by means of a series of important innovations.

The prosperity of handloom weaving, that of the Saurashtra community, and that of Madurai town itself, have been closely connected. This is evident in growth of loomage, from 2,000 in 1897 to 50,000 in 1997, in growth of town population, from 51,000 in 1871 to a million in 1991, and in the number of the Saurashtras in the town, from 23,000 in 1891 to 200,000 in 1991. Numerous reports from the colonial period suggest how the economic growth of Madurai owed 'to the Saurashtra merchants and silk weavers, who have .. come to a foremost place among the ranks of [the town's] citizens'.¹⁸ A large number of Saurashtras today are engaged outside textiles. The new avenues that unfolded since the time the above passage was written include various types of small-scale industry, white-collar jobs, and literate professions. There are few, if any, cases of economic regression, the new avenues have rarely been unskilled casual labour. In the long run, the community accumulated capital and formal skills on a foundation of its ancestral occupation, handloom weaving.

The ancestral occupation is far from marginalized. In 1997, as in 1921, about two-thirds of Saurashtra working population has been engaged in textiles. In the evolving caste-cloth-territory combination in south Indian weaving, the Saurashtra specialities are, silk saris with gold-thread borders, and a fine cotton sari with jari borders, originally tie-dyed on cloth but in recent times usually printed in the tie-dyed style. These require skills which cannot be easily mechanized. Garment preferences in south India have been relatively stable, and within it silks have had a rising demand.¹⁹ In these traditional cloths the all-India market seems to be growing. In the 1990s Indian saris reportedly began to be exported in large quantities to greater south Asia, jumping the quota-barriers on textiles. Madurai has an

17 This section draws on my *Capitalism and Community: A Study of the Madurai Saurashtras*, in: *Indian Economic and Social History Review* 34/4, October-December 1997.

18 E. Thurston (Ed.), *Tribes and Castes of Southern India*, Madras 1909, 'Patnulkaran'.

19 K. Nagaraj, S. Janakarajan, D. Jayaraj and B. Harriss-White have discussed the various reasons for the accelerated consumption of silk saris in Tamil Nadu in 'Adjustment and Development: Agrarian Change, Markets and Social Welfare in South India 1973-1993', Madras Institute of Development Studies, Madras 1996.

immense brand-equity in handloom silk and fine cotton saris. So the demand for traditional saris shows no tendency to fall, though it remains highly seasonal depending upon fairs, festivities, holidays, and prospects of the unofficial border-trade.

The three sites involved in the making of a sari are: the weaver's home, the dye-works, and the shop which does retail and wholesale business. These are linked by merchants who own the shops, have agents in distant towns, and sometimes own the dye-works; and by agents or 'master-weavers' who mediate between the weavers and the merchants. This is a classic arrangement in south Indian handlooms. What is distinctive in Madurai is the element of social homogeneity of the actors. The traditional cloths are still produced mainly in Sourashtra family workshops, under contract from Sourashtra merchants who own shops in the older quarters of Madurai town. These shops stock only high-quality saris.

From textile scholarship on Madurai, and conversations with the community members, two aspects of this communal control seem particularly significant. First, the community retains a brand-image in skill partly by means of guild-like barriers to entry for others, and partly by informal modes of training. Second, there is a remarkable absence of class-formation and tensions arising therefrom despite almost a century of active capital accumulation. The 'community' not only ensures a relatively smooth dispute-settlement process, it seems to ensure that a proletariat does not develop. The town has seen almost no immigration. Merchants and agents rarely deal with non-Sourashtra artisans from other towns. The main unit of work continues to be the Sourashtra family, living on a reasonable level of comfort, and dealing on stable long-term contract with Sourashtra masters. To this aspect we shall return in a moment.

The Madurai Sourashtras consist of many ordinary working people, a literate and mobile middle-class, and a conspicuous number of wealthy capitalists. The middle-class and the capitalists have diversified within and out of textile production, but retain a collective memory of the ancestral occupation which was handloom as recently as four generations ago. The process of diversification which followed has had two main features. First, accumulation in textile trade related to handloom cloth - in materials such as synthetic dyes, imported gold-thread, yarn, or simply cloth - in the interwar period. The capital made in such trades spilled over out of them and moved into such avenues as real estate, spinning mills, foundry, machine tools, general trade and agency of the mills, hotels and restaurants, etc. This is more or less the profile of the five most prominent Sourashtra business families in Madurai town. The second aspect to diversification was a systematic community expenditure on primary and secondary education, especially women's education. The scale and purpose with which such common investments were made is rare among Indian artisan communities, and had an overt element of 'development', distinct from charity.

The main working-class occupation is still handloom weaving in Madurai. In the absence of better data, it may be assumed that 80 to 90 per cent of the Sourashtras engaged in textiles belong to the working-class, defined here as actual operators of the handloom. The actual weaver invariably works at home with the help of family labour. A few factories are known to exist, but they are not conspicuous. In Sourashtra weaving localities, there is a certain amount of sharing of surplus capacity or labour, but almost no hiring in or out. The family works on stable putting-out contracts with Sourashtra merchants. The steadiness of contractual terms gives this relationship an aspect of wage-employment, which is the reason

why the working-class member is called a 'cooly'.²⁰ The average family is not rich, but nor is it 'poor' in the way the term would be understood in north India. Degrading poverty and the features that usually go with it - casual labour, agricultural labour, subsistence wage, total lack of schooling - are entirely exceptional among Sourashtras. There are no proper income estimates of the weaving family. In terms of assets, it is usual for the weavers to own their dwelling place, usually a one-story tiled house, a TV, a bicycle, and rudimentary furniture.

These assets, however, typically belong to the family. The dwelling place is usually shared between generations. The average household has several adult males and several looms. Family income and the number of adult males are positively correlated. One route to economic and demographic change is education. But working-class children, while they do go to school, rarely continue beyond primary level. Low occupational mobility is attributed by the weavers themselves to a mix between a preference for tradition, and the handicap that inadequate formal education imposes. My fieldwork with the Sourashtras did not entirely confirm an image of stasis. It is known that some brothers in a working-class family may be employed out of weaving. In one family interviewed, this person was a journalist in Madras. But, such instances are rare.

Family production is so stable in Madurai seemingly because the family remains crucial as a means of informal training in valuable skills, and as a means to restrict access to skills. Merchants tacitly want these functions to be preserved. In terms of short-term economic gains, the merchants can be better-off if they arrange to produce these cloths with the help of low-wage migrants and proletariat. The fact that they do not exercise this option suggests a fear that such a move may destroy skills, along with the artisan family firm, by opening out access. This invisible agreement to allow the conventional contract - between families and merchants - to carry on is attributed by the participants themselves to the fact that both belong to one small and cohesive community. The 'community' performs a guild-like function of restricting entry, so successfully and so long that specific artisanal skills are now identified with the community, rather than individual firms. Both buyers and sellers make this equation in Madurai. In greater extent, such a dynamics can be seen at work in several other south Indian handloom towns dealing with high-quality garments.

While there is exit from handlooms, interestingly, the avenues do not include powerlooms in a major way. The Sourashtra textile towns do have powerlooms and Sourashtra capital in them, but the major powerloom complexes in south India are elsewhere, and do not have much Sourashtra capital. This point was probed in my fieldwork. It was found, expectedly, that the shift from traditional handloom cloth to powerloom involves too violent a break with custom, not only in a psychological way, but also in skills, employment practices, marketing, contacts and networks, and with the community's past which carries a brand image in a handloom cloth. The change in employment practices, or production relations, are noteworthy. Powerloom weaving is more mechanical, and the cloth less-skilled, than high-quality handloom weaving or cloth. The former, therefore, tends to employ workers of agrarian background, distant migrants, and train them at shopfloor. The shift from hand-

²⁰ The term 'cooly' is widely used in south Indian weaving, but its meaning is equally variable. At one end, it can refer to families on contract, as in the Madurai case. At the other, it refers to loomless, non-hereditary, possibly lower caste, immigrant workers, the true proletariat, e.g. Census of India (Vol. IX, Madras, Part VII-A-1), 1961; Silk Weaving of Kanchipuram, Madras 1964, p. 29.

loom to powerloom means, in other words, a break-up of the kind of communal mode of production found with the Sourashtras, and break-up of the weaving-family. Madurai and the Sourashtras do not seem ripe for such a violent change.

III. Conclusion

To summarize the findings, broadly speaking, handlooms in India signify four processes all of which have been basic to the industrialization experience. First, they signify the fact that markets and preferences can ensure the existence of technological-organizational alternatives to mass production. For example, the bordered sari is still made most effectively in the handloom. It even enables growth. However, growth needs investment and risk-taking which few capitalists in these trades can undertake, and the State decisively fails to undertake. Second, handlooms signify the fact that capital accumulated in specific markets has displayed a historical propensity to move out of these specific goods and into the generic mass-consumer market. This profile of growth is exemplified in the evolution of handlooms into powerlooms, with consequent changes in product composition. Third, handlooms signify that low-productivity and labour-intensive technology is bound to be resilient in regions where wages are low and generic labour abundant. Coarse furnishing, for example, is still done in handlooms because at the prevailing wage many of these cloths need not mechanize further. On an aggregate level, the combination of high population growth and poor public initiative in training and education ensure that a great many handlooms exist simply because they cannot do anything else at equal rates of pay. This sphere is always under economic stress, and under the pressure of having to switch to some other occupation.

This is precisely the sphere touched by State aid, and leads to the fourth point of the paper which is about industrial policy and political economy. Handlooms are not a powerful lobby, but one that still carries some ideological weight. For long, the vulnerable segment invited the action of a sympathetic but gravely wasteful State which pumped money into uncompetitive products and unproductive people via the cooperative movement. This prop is losing its justification as competition for State aid increases, public finance becomes subject to severe stresses, and the wastes inherent in cooperation become exposed.

In the foreseeable future, as state aid dwindles, handlooms will have to specialize in such garments where they have a unique competitive edge, namely, high-quality saris, perhaps furnishing fabrics, and markets sensitive to ethnic goods. While this would mean a decline in total number of looms, it should mean an increase in productivity and continued opportunities of accumulation for those who remain, for there is no sign yet that the total volume of bordered sari markets is declining rapidly.

In conclusion, we return to a general question raised in the introduction. Does the surviving handloom signify weakness of modern industrialization in south Asia, or a specific model of industrialization? The answer is likely to be ambiguous. On the one hand, contradictions in Indian political economy have, in fact, given rise to a type of handloom which cannot compete with mass production were they exposed to competition. But on the other hand, there are commercially successful handlooms too. The latter type would seem to fit a view of industrialization which 'reassessed the idea of a triumph of mass production .. to the

point of obliteration'.²¹ There are parallels between a story of Indian industrialization which treats the handloom as an active agent of change, and a story of western industrialization which allows decentralized production a strategic role, and sees organizational change not in terms of clear choices between the old and the new, but in terms of 'hybrids'. The Indian handloom confirms two general lessons, that (a) consumption norms can impose limits on the scope of mass production, and (b) new organizations and technologies rarely displace but tend to build on the old. In the commercially successful private sector of handlooms archaic technology, archaic production institution, and modernizing trade have thus combined quite effectively.

It is not clear by what name the competitive handloom might be called. It is not wholly an example of 'flexible specialization' (FS), meaning thereby a process of mechanization characterized by the use of general-purpose machinery to make a variety of specialized goods. In most examples, FS refers to an economy of diversification, the ability to produce a wide range of similar goods. This economy tends to be large for small firms with generic machinery and skilled labour, and small in large firms with specific machinery and narrowly skilled labour.²² The handloom does carry such an economy in bordered sari weaving. Here, the elementary nature of the tool, short warp, and manual skills do enable the weaver to create a greater variety of designs than would be possible in a powerloom using the same length of warp. But two qualifications are needed on the handlooms' ability to use FS as a competitive strategy. First, their advantage in solid-bordered sari consists not only of FS, but also of lower production costs - direct and/or opportunity costs. Second, the use of FS is more or less confined within the bordered sari. Seen against the entire range of apparels in demand, from denims to designed saris, the handloom will appear to be rigidly rather than flexibly specialized. Were the hand-operated loom as a technology able to flexibly specialize, it might not be in decline. The reason it is in decline is, the share of goods in which the handloom has rigidly specialized has not been rising in the long run.

Having said that, the Indian consumer ensures that this re-orientation of the market from traditional to mass-producible apparel has been a very gradual one, so as to supply a large number of weavers with the time and money needed to switch to mass production systems.

21 For a review of this line of work, see the introduction of *C.F. Sabel/J. Zeitlin*, Stories, strategies, structures: rethinking historical alternatives to mass production, in: *C.F. Sabel/J. Zeitlin (Eds.)*, World of Possibilities. Flexibility and Mass Production in Western Industrialization, Cambridge 1997, pp. 1-33.

22 On the definition of FS, and several examples, see the essays in the collection, *Sabel/Zeitlin*, World of Possibilities.

Table 1: Growth of Sectors, 1940 to 1995

	1940 ¹	1994-5
Mills (spinning and integrated):		
Loom	200,076	139,000
Employment	430,165	1,023,000
Cotton cloth output (million metres)	3,593 ²	1,159
Manmade+blends output (million m)	negligible	620
Powerlooms:		
Loom	15,000	1,328,000 (est.) ⁷
Employment	NA	6,640,000 (est.)
Cotton cloth output (million metres)	39 - 53 ³	10,343
Manmade+blends output (million m)	41 ⁴	9,673
Handlooms:		
Loom	2,000,000 (est.) ⁵	3,890,000 (est.) ⁸
Employment	2,404,300 (est.) ⁶	6,530,000 (est.)
Cotton cloth output (million metres)	1,627	5,429
Manmade+blends output (million m)	negligible	751
Home market for cotton		
Cloth (million metres)	5,786	7,000 - 13,500 ⁹
Export of cotton cloth (million metres)	negligible	5,000 (est.) ¹⁰

Notes:

- 1 For the territory of pre-independence India.
- 2 Output figures for 1940 have been converted from yards (assumed square yards) to square metres.
- 3 The two estimates come from different sources, Fact-Finding Committee (see below), and the Bombay Customs, used in *Roy, Artisans* (see below).
- 4 Customs data. In fact, powerlooms made a lot of fabrics which used *mixed* fibres in warp and weft, or border and body. What I have given above are yarn consumed. Strictly, fabric classification will be different.
- 5 Many loomage and employment figures are broad estimates based on benchmarks of various kinds, and/or noted to be not too reliable. I have indicated these with the sign (est.).
- 6 Weavers only. Of this number, 60% were full-time weavers. In addition to weavers there were 250,000 paid and 2.5 m unpaid assistants. 1994-5 employment includes weavers and others.
- 7 These are powerlooms 'registered' with the Textile Commissioner. Until 1991-2, many powerlooms preferred not to register. That reason has gone now, but some slack may remain.
- 8 This is notoriously unreliable and inflated. See section I.4 above.
- 9 Home market for cotton cloth in the mid-1990s is in a range of two estimates, the lower one based on consumer survey (1992-3), and the higher one on net fibre availability. Production and consumption data are given in Indian sources in metreage, but garment exports in value. To get availability for the home market, we need to convert garment exports into quantity-equivalent. This was done using alternative price-indices. The higher estimate in the range uses the index which gives the lowest figure for exports, and thus the highest for home use. The wide range displays (a) the unreliability of the consumption survey data, and (b) biases in the proxy price-indices.
- 10 Export of cotton cloth includes fabric exports by mills and powerlooms in 1993-4, about 4,000 m metres, plus my (low) estimate of garment export in volume.

Sources: Government of India, Fact-Finding Committee (Handlooms and Mills), Delhi 1942; T. Roy, *Artisans and Industrialization. Indian Weaving in the Twentieth Century*, Delhi 1993, Ch. 2; Textile Commissioner, *Basic Facts on Textile Industry (1992-95)*, Bombay 1995.

India: Major Handloom and Powerloom Towns



Diskussion

Transportation system and urban space. Vienna 1865-1938

By Paolo Capuzzo (Bologna)

In the mid of the nineteenth century, Vienna's administration had the important task of creating a transport system which could maintain the unity of the expanding agglomeration. From that time the transport system became a constitutive feature of the city, of its values, of its efficiency and of the spatial organisation of its economic and social functions.

Different factors determined the establishment of the transportation system. First of all an external element given from the availability of the different transport technologies: this is an exogenous factor, although influenced by the technical knowledges available in the different urban context. If the technological development gives a general framework in that the mobility system assumes its own configuration, other factors are peculiar to each urban context: the actual firms managing transportation, the municipal administration and the interest groups able to influence it, the social and economic geography of the city and its historical morphology.

I. Horse-drawn means of transport: tram and omnibus

There were already some regular carriage routes in Vienna by the first half of the nineteenth century, as in other European large cities.¹ The turning point in the urban transport system came with the introduction of use of trams which enabled a reduction of 50/60 per cent in energy costs.²

The first tramway company of Vienna, the WTG (*Wiener Tramway Gesellschaft*) had a franchise for a network with definite undertakings for its expansion in the suburbs in 1868,³ but only two years later the WTG begun to ask to modify the contract and to delay the building of lines.⁴ The municipal council granted some facilitations to the WTG, fearing its bankruptcy on the eve of the World Exhibition of 1873.⁵ The statistical office of the municipal administration had pointed out in a report of 1871 the failings of the transport system both concerning its capacity and its organisation, so that the support of the tramway company was deemed necessary.⁶

The first goals of the Viennese tramway network were to link the centre with the upper middle class tourist and holidaying suburbs. The first line opened in 1865 led to Hernalts and Dornbach. Dornbach was a small village of about 1300 inhabitants at the slope of Wie-

1 See, *J.P. McKay*, *Tramways and Trolleys. The Rise of urban mass transport in Europe*, Princeton 1976, pp. 3-13.

2 See, *W.G. Hilton*, *Transport technology and the urban pattern*, in: *Journal of contemporary history* 3, 1969, pp. 123-35.

3 See, *Statuten der Wiener Tramway Gesellschaft*, Wien 1870.

4 See, *Sammlung der normativen Bestimmungen fuer den Bau und Betrieb von Pferdeisenbahnen und der wichtigsten, auf das Verhältnis der Wiener Tramway-Gesellschaft zur Gemeinde Wien*, ed. by *L. Linsbauer*, Wien 1885, p.41.

5 See, *Nachtragbestimmungen zu dem am 7. Maerz 1868 zwischen dem Gemeinderathe der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und der beim wienere Handelsgerichte protokollierten W.T.G. abgeschlossenen Verträge*, in *Ausführung des Gemeinderathsabschlusses vom 8.10.1872*, in: *Sammlung...*, quoted, pp. 48-9.

6 See, *Bericht des städtischen statistischen Bureau's über die in Wien vorhandenen Fahrbetriebsmittel und derer Leistungsfähigkeit*, Wien 1871.

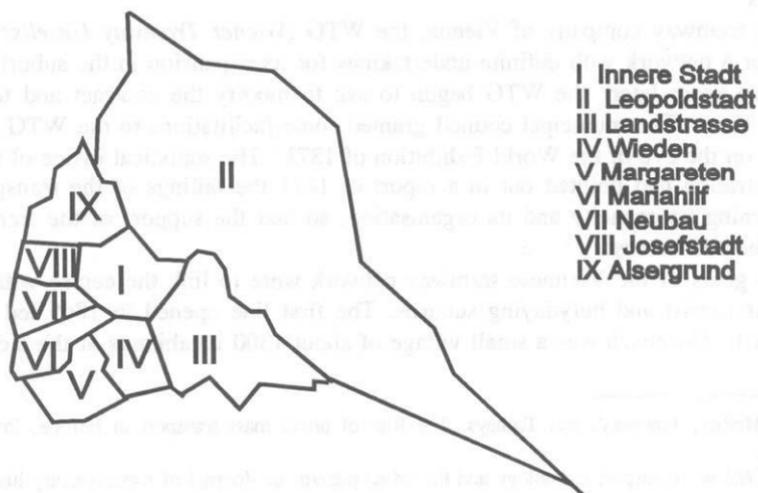
nerwald which attracted many holiday-makers in summer - amongst them being the more famous clinical professors of Vienna, high officials of the administration, famous journalists and businessmen.⁷

After the building of this first line the tramway traffic started on the Ringstrasse and reached the Prater and Penzing. This first transport system linked parks and gardens, places where people spent their free time. Before the creation of a tramway system, omnibuses and Fiakers routes also had a recreational focus, so that one can state that the spatial organisation of the economic system did not require means of transport. But the tramway introduced new possibilities to differentiate economic and social functions in the urban space for the social classes who could afford to use it. For instance, the line Schwarzenbergplatz - Lothringerstrasse - Karlsgasse - Gusshausstrasse - Favoritenstrasse - Gudrunstrasse - Jagdgasse, built in 1873, contributed to stress the residential structure of the fourth district where businessmen having their commercial activities in the first district could commute by tramway between their homes and the Ringstrasse.⁸

The importance of the tourist function remained predominant in this first phase of development of the tramway system. This feature is emphasized in the monthly reports on traffic which in 1872 gave 955.616 fares in January and 2.022.806 in May.⁹

For the World Exhibition of 1873 the network was extended towards the Prater in order to increase accessibility to the fair installations, while in the following years the *Vorstadt* (districts II-IX) was integrated by mean of a radial system centred on the Ringstrasse, although there were internal differences as wide areas in the VII and VIII district remained without tramway service while the III and IV district were the best served.

Figure 1: Vienna Districts in 1850



7 See, *Die Pferdebahn Dornbach. Ein praktisches Büchlein für Einheimischen und Fremde*, Wien 1866.

8 See, *Die Tramway-Linie über die Wieden zum Südbahnhofe*, Wien 1872.

9 Data are taken from *Jahresbericht des Verwaltungsrathes der Wiener Tramway-Gesellschaft*, 1872.

The goals pursued by the WTG outside of the city boundaries during the 1870es were less ambitious than in the first period. The suburbs already reached, Dornbach, Penzing, Doebbling, did not give good financial returns because of the irregularity of the touristic flows during the year.¹⁰ The tramway system pursued its aims in more densely populated areas except for the line to the new central cemetery. For similar reasons - irregularity in traffic flows - the WTG was reluctant to serve the railway stations where other, more flexible means of transport, such as omnibuses or Fiaker, could operate better. The company preferred to focus on the commercial streets, such as the Landstrasse and the Rennweg in the third district or the Wiedner Hauptstrasse in the fourth district, where traffic flows were substantial.

A new company created in 1872, the NWTG (*Neue Wiener Tramway Gesellschaft*) undertook new attempts in the *Vororte*, the area still outside of the municipal boundaries. The NWTG aimed to implement a wide transversal line along the west side of the city boundary, corresponding to the eighteenth-century wall, on which to trace out some radial lines to the suburbs.¹¹ The NWTG did not have the same political support as the WTG and that made difficult its relationships with the Land, the proper authority for the area outside the municipal boundaries, while the municipal council, strong influenced by the WTG, prevented the penetration of the NWTG within the city.

But the collusion between the WTG and important exponents of the political and administrative milieu was not the only problem for the new company. Pursuing the goal to link extension of tramway network with building initiatives in the suburbs¹² the NWTG had to oppose the lobbying of Viennese house owners. They supported the extension of the network within the city boundaries as it increased the value of existing real estate and they were against each attempt of decentralization of settlement that would have loosened the pressure of demand in central areas. All these factors, together with the company's financial weakness, limited the action of the NWTG and its contribute to Viennese transport.

The fail of the Viennese Stock Exchange in 1873 and the beginning of the *Great Depression* caused a slackening in all economic activities and consequently on the mobility level. The situation was made worse by the inadequacy of the WTG management. The number of fares of 1873, 31,1 millions, was exceeded only in the 1880s. Once more the intervention of the municipal council made recovery easier, although the WTG did not enjoy much popularity in Vienna.¹³ Fare increases,¹⁴ a reduction in the annual subscription to the city and relief from contribution to paving,¹⁵ as well the postponement of network expansion, all these measures restored company profits, but they did not benefit tramway users and the citizens of Vienna.

At the beginning of 1880s the WTG realised high profits and the mobility demand increased rapidly. There were good conditions for a new network expansion, but the municipal government showed once again to be subordinate to the strategy of the private company

10 See, Jahresbericht des Verwaltungsrathes der Wiener Tramway-Gesellschaft, 1878, p. 7.

11 Toward Nussdorf, Alt-Ottakring, Huetteldorf, Inzersdorf and Laarberg. See, Jahresbericht des Verwaltungsrathes der Neuen Wiener Tramway-Gesellschaft, 1874.

12 See, Jahresbericht des Verwaltungsrathes der Neuen Wiener Tramway-Gesellschaft, 1876.

13 See, Fr. Schl., Gegen das Attentat der Tramway Gesellschaft auf den Säckel des Wiener Publikums, Wien 1875.

14 See, Sammlung, quoted, pp. 57-8.

15 See, Sammlungen, quoted, pp. 59-60.

partially due to the influence of the WTG on some members of the municipal council partially because of a liberal outlook reluctant to exert pressure and control on the private companies. But the political opposition was able to carry out a more energetic attitude towards the company and that was not the result of the aggregation of a new political movement, but of the mobilization of the districts' sectionalisms. The upper middle classes living in districts with a bad tramway service were able to move their delegates beyond their political divisions, in order to promote the development of the tramway network. One can state that by the 1880s tramway became a civic need.¹⁶

After 1882 the tramway network developed in a remarkable way. More links within the city were created so that the *Vorstadt* was almost integrated by the tramway system, although connections were better in certain districts than in others. The NWTG built a tramway line along the Guertelstrasse, the new outer Ring of the city which was being built at the time. The penetration in the suburbs continued cautiously directed at affluent areas (Doebling), tourist areas (Huetteldorf), but also at industrial areas where small undertakings operated in a densely populated milieu (Schoenbrunnerstrasse). In the area beyond the Danube a new company, the *Krauss and Co.*, began to operate, using steam engine tramways on suburban lines in the north and east and to the suburban villages in the south-west.¹⁷

Between 1882 and 1886 the number of fares increased from 27,8 to 47,6 million and the number of journey per inhabitant from 24 to 37. Network expansion and fare's reductions determined this dramatical increase of mobility. In 1885 a fare within the city boundary cost 8 Kreuzer, against 12 of ten years before. A fare reduction of a third stimulated use of tramway by the middle classes who had little used it previously. An extension of the social classes using tramways is not very probable: using a tram to commute every work day from the suburbs to the *Vorstadt* cost 1 Gulden and 80 Kreuzer, around 15/18 per cent of the wage of a good earning skill worker who usually spent 70 per cent of his salary on food-stuffs.¹⁸ But for upper middle classes the suburban choice became possible. In the case of Doebling for example it was noted that some houses previously let only during the summer were now let to commuters all year round.¹⁹ But suburbanization in Vienna never reached the importance recorded in the English cities.

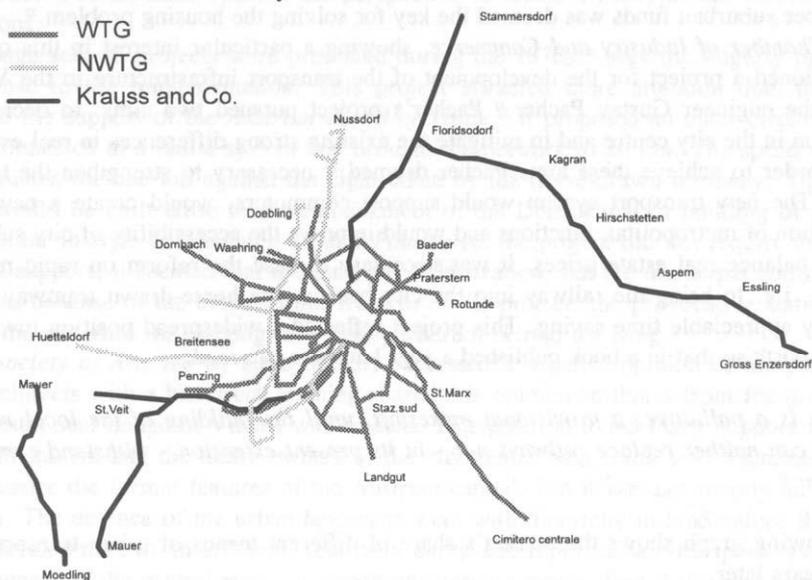
Between the end of 1880s and the beginning of 1890s the network expansion of the WTG pursued three main goals: to complete the integration of the *Vorstadt*, a very profitable area being densely populated by the social classes who could afford to use the tramway; to penetrate into less affluent areas such as Erdberg and Favoriten; to connect the radial lines with a transversal line close to the Guertelstrasse, aiming to oppose the influence of the line built there by the NWTG. This last goal modified the organisation of the tramway lines. With an outer transversal line it was not necessary to distribute radial traffic only through the Ringstrasse. But the urban hierarchy dominated by the city centre, surrounded by inner suburban middle class settlements remained the heart of the transport system.

16 The mobilization of district sectionalisms happened in the *special debate* of the municipal council, see reports on seats of 25 and 30 January, 9 and 14 February, in: *Berichte über die öffentlichen Sitzungen des Gemeinderathes der k.k. Reichshaupt und Residenzstadt Wien 1883.*

17 See, *A. Laula*, *Dampftramway Krauss & Co. in Wien*, Wien 1972.

18 Estimate on data of the Chamber of Commerce of 1885, see: *Erwerbstätigkeit und Einkommensungleichheit*, in: *G. Chaloupek/P. Eigner/M. Wagner (Eds.)*, *Wien Wirtschaftsgeschichte*, Wien 1991-2, II vol., p. 1157.

19 See, *Ein neues Tramway-Netz*, Wien 1881.

Figure 2: The viennese tramway network in 1893²⁰

The number of fares increased from 47,6 to 71,7 million between 1886 and 1896, and the journeys per inhabitant increased from 37 to 45. But the limits of a transport system based almost only on the horse-traction were becoming more and more apparent. Slowness and irregularity of the service limited its advantage to short journey commuters because the average speed was around 6 km/h. But there was another problem in the whole organisation of the city traffic: tramways did not penetrate into the first district because of the aesthetical opposition and functional problems since the street of the historical centre were not particularly wide and already crowded by every kind of means of transport. That meant that the Ringstrasse received the whole tramway traffic going to the centre and also distributed traffic in the different directions, so that congestion in the Ringstrasse became an obstacle to increased movement in the radial system too.²¹ The need to have speedier means of transport was apparent and a debate on this subject had been developing in previous years.

II. The question of an urban railway

The suburban growth of British cities was a model for Viennese city planners and city reformers since the mid-nineteenth century. The English suburb single, semi-detached or terraced houses was preferred to the *rent barracks* of the Viennese working-class. The transport facilities supporting urban expansion were an important tool of this planning perspective in every project. Moreover, until the end of the Nineteenth century, the role of real

²⁰ Map of Paolo Capuzzo.

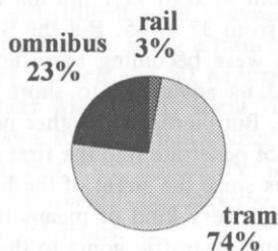
²¹ See the conference of H. Koestler published in: *Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins* 1893, pp. 133-6 and 149-53.

estate costs in the total amount of the building costs were overestimated so that the access to the cheaper suburban funds was deemed the key for solving the housing problem.²²

The *Chamber of Industry and Commerce*, showing a particular interest in this question, commissioned a project for the development of the transport infrastructure in the Viennese area to the engineer Gustav Pacher.²³ Pacher's project pursued two aims: to decrease the congestion in the city centre and to mitigate the existing strong differences in real estate values. In order to achieve these aims Pacher deemed it necessary to strengthen the transport system. The new transport system would support commuters, would create a new spatial organisation of metropolitan functions and would improve the accessibility of city suburbs in order to balance real estate prices. It was necessary to base the reform on rapid means of transport, i.e. to bring the railway into the city because the horse-drawn tramway did not allow any appreciable time saving. This project reflected a widespread position towards urban transport²⁴ so that in a book published a year later one can read:

*Tramway is a palliative, a provisional makeshift, until the building of the local railways; tramway can neither replace railways nor - in its present extension - withstand competition from them.*²⁵

The following graph shows the market's share of different means of urban transport about twenty years later.



Results were not as expected because an actual urban railway was not realized. The implementation of an urban railway was more difficult than that of a tramway network for at least three reasons: a financial one, because the investment required was quite high so that public support was often deemed necessary; an aesthetic one because of the impact of the railway on the Baroque and Biedermeier urban landscape; a geographical one because an urban railway would have radically modified the access time to different urban areas and consequently

22 On the debate on the housing question in Vienna see, *P. Feldbauer*, *Stadtwachstum und Wohnungsnot. Determinanten unzureichender Wohnungsversorgung in Wien 1848 bis 1914*, Wien 1977.

23 *G. Pacher*, *Die Entwicklung des Lokalverkehrs der Stadt Wien*, Wien 1873.

24 See, for instance, *E. Sax*, *Die Wohnungszustände der arbeitenden Classen und ihre Reform*, Wien 1869 and *Der Neubau Wiens im Zusammenhang mit der Donau-Regulierung. Ein Vorschlag zur Gründlichen Behebung der Wohnungsnot*, Wien 1869.

25 *E.H. d'Avigdor*, *Das Wohlsein der Menschen in Großstädten. Mit besonderer Rücksicht auf Wien*, Wien 1874, p. 119.

their values. For all these reasons the perspective to create a metropolitan stirred up hard discussions.

Although several projects were presented during the 1870s,²⁶ only the Fogerty project arrived close to the implementation. This project attracted more attention than the others thanks to the support of the *Austrian Board of Trade*.²⁷ It proposed an outer circle of about 12 km connected to a radial system that brought the network to 20 km. The speed would be three minutes for one km against the eight taken by the horse-drawn tramway. The central station would be built close to the embankment of the Donaukanal: a building of steel and glass similar in style to London's *Crystal Palace*. As the project did not require any public financial support, it seemed that it would get authorization, but the municipal council raised objections because of the architectural features of the project: the provocative station building and the structure for banking the railway where it skirted the Ring.²⁸

The *Society of Arts* led by Hans Makart expressed a negative opinion of the project and some architects with a historicist training shared this opinion so that a front for the defence of the aesthetical image of Vienna was created. This position found many supporters among the establishment and the house-owners of the city centre who could lead Viennese politics and influence the formal features of the Austrian capital. But it was not merely an aesthetic question. The defence of the urban landscape went with hierarchy in land values threatened by the development of an efficient, relatively cheap and rapid, urban transport system. The house owners of the central area, an important pressure group, feared the pollution brought about by the railway, the dangers of a young tunnel technology and the effects of residential expansion on the central building stock.²⁹ They supported the tramway that was usually built after urbanisation and stimulated land rent.

In the municipal council only the liberal entrepreneurs supported this project because they regarded it as an opportunity to stimulate the Viennese economy through the creation of a new infrastructure and the possibility of reducing labour costs, albeit indirectly, due to the potential effects of transport on housing and thence on the workmen families' budget.³⁰

The municipal council resistance managed to stop the development of the project so that in 1886, after a judiciary controversy, Fogerty abandoned Vienna. Although new projects came up the realization of the urban railway was put off.³¹

26 See, for instance, *E. Winkler*, Wiener Tunnelbahn, Wien 1873; *T. Geiger*, Das Projekt der Wiener Stadt- und Verbindungsbahn in Verbindung mit der Wienflußableitung, Anlage des Schönbrunner Boulevard's und Regulierung der Wiener Canalisation, Wien 1873.

27 Wiener Gürtel-Eisenbahn mit Verbindungslinien. Vor-Projekt, Wien 1881; see *E. Kurz*, Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Wien in Beziehung zum Verkehr, Wien 1981, pp. 93 and ff.

28 See: Bericht des Magistrates und Stadtbauamtes vom 30. August 1881 über das von J. Fogerty und Co. ausgearbeitete General-Projekt für den Bau einer Lokalbahn "Wiener Gürtelbahn", 1881; Bericht des Stadtbauamtes über das von J. Fogerty und Cie. überreichte Projekt der Herstellung einer Abzweigung von der Gürtelbahn beim Gumpendorfer Schlachthaus zur Südbahn nächst Meidling, 1881; *J. C. Burten/J. Fogerty*, Plan der Wiener Gürtelbahn mit den neuen Veränderungen und Einteilungen in Sectionen, Wien 1884.

29 For the position of the house owners toward the project see *Kielmannsegg* Kaiserhaus, Staatsmänner und Politiker, Wien 1966, the chapter on Karl Lueger.

30 *Cfr. R. Banik-Schweitzer*, Liberale Kommunalpolitik in Bereichen der technischen Infrastruktur Wiens, in: *F. Czeike* (Ed.), Wien in der liberalen Ära, Wien 1978, pp. 105-19.

31 See, *A.M. Leinwather und Consorten*, Motivenbericht zum Projecte der Wiener Metropolitan-Central und Peripheriebahn, Wien 1882; *Schwarz*, Vorschlaege zur Regelung und Ausbildung des Verkehres der Reichshaupt und Residenzstadt Wien, Wien 1881; Erläuterungen zu dem Projecte eines Netzes elektrischer Stadtbah-

But the entrepreneurs took the initiative one more time in order to stimulate the administration to implement an efficient urban transport system. Gustav Pacher pointed out three urgent goals for the transport system in a paper read in the *Chamber of Commerce and Industry*:³² support commuter mobility, allow access to suburban tourist areas at low fares and in an acceptable time, and improve the accessibility of the railway terminals. The realisation of a metropolitan railway would have accelerated the building process in the town centre with an increase in land rent, and would have increased land values near the stations. But it would have a negative effect on the area surrounding the city centre as it would stimulate residential decentralisation. At the end of the meeting the Chamber formally deliberated that: *For the healthy development of Vienna, of its traffic and business, it is urgent and necessary to build a metropolitan railway.*³³

Unfortunately for the entrepreneurs the *Land* was controlled by landowners and the municipal council by small house owners of the *Vorstadt* so that industrial and social policies faded into the background.

Only the widening of the city boundaries in 1890-2 started the question in a new framework. The *Commission fuer Verkehrsanlagen*, composed of representatives of the State, of the municipal council and of the *Land*,³⁴ was entrusted to create a metropolitan railway. The result was very poor, mainly for two reasons: it was based on the steam-engine rather than electricity, and the network could not match the heavier traffic flows.

The *Commission* decided to adopt steam engine traction instead of electric traction as did other big European capitals such as Budapest and Berlin in the same years because of the political influence exerted by the *Board of war* aiming at the integration of the railway system for military goals that needed to implement the same infrastructure as in the long distance traffic.³⁵

Similar reasons determined the network layout. The central administration aimed at the integration of the national railway system and at the improvement of mobility for military needs. The municipal government was not particularly influential because of the already mentioned interests of the house owners that depressed powerful initiatives in the field of urban transportation, and because of the crisis affecting municipal politics in the period 1895-97 as the project for the metropolitan railway was carried out. Therefore it was decided to intervene with a network that mainly followed the natural ways of the city, i.e. the river Wien and the Donaukanal, in order to reduce investment costs.

nen für Wien, Wien 1883; *M. Pollacsek/W. von Lindheim*, Die Organisation des gesamten Verkehrs für Wien und Umgebung, Wien 1885.

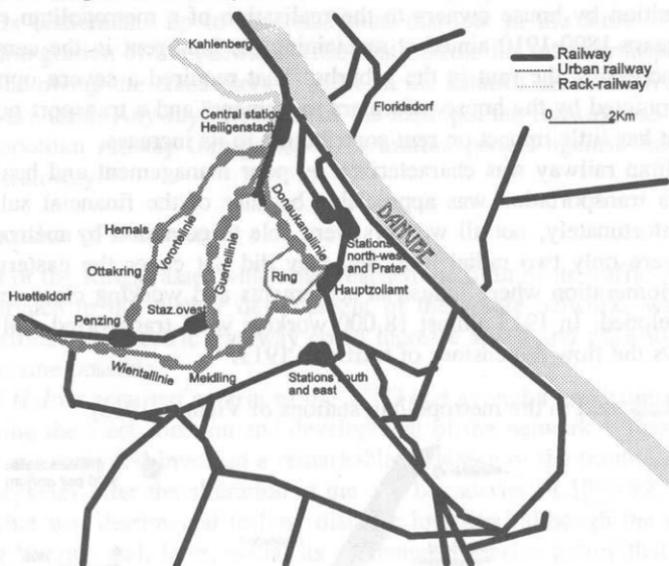
32 *G. von Pacher*, Ein Dampfbahnnetz für Wien. Referat an der niederösterreichischen Gewerbeverein erstattet am 13. Januar 1883, Wien 1882.

33 Denkschrift des niederösterreichischen Gewerbevereines über die Errichtung eines Dampfbahnnetzes für Wien, hrsg. von *E. Auspitzer*, Wien 1882, p.14.

34 Bericht und Rechnungs-Abschluß der Commission für Verkehrsanlagen in Wien, 1892/3, pp. 45-54.

35 See *H. Moecker*, Schienengebundener Nah- und Lokalverkehr in Österreich - am Beispiel Wiens, in: Verkehrswege und Eisenbahnen. Beiträge zur Verkehrsgeschichte Österreichs aus Anlaß des Jubiläums „150 Jahre Dampfeisenbahn in Österreich“, ed. by *K. Gutkas/E. Brückmüller*, Wien 1989, p. 179.

Figure 3: The metropolitan railway



Source: Map of Paolo Capuzzo

Between 1898 and 1901 all tracks were opened, totalling 38 km, of which 17 were elevated and 21 were underground or cuttings. As the figure shows the radial force of the railway was little, only the Wientallinie went through a high-density area between the Ringstrasse and the west suburbs supporting the commuting of middle classes and, partially of workers too.

The lack of any speculative pressure on the suburbs able to promote powerful initiatives in the field of urban transport is probably due to the high share of taxation in the formation of building costs which determined a reduction of the influence of land cost.³⁶ That means that speculative pressure to penetrate into the suburbs was weak. Moreover, land property in Vienna was very fragmented and small house owners did not have enough capital to invest in big speculative operations.³⁷ Land rent geography showed the central urban areas as the most profitable ones; there, also owing to the weak urban transport system, the market was stronger. Only after the saturation of this market area did capital became available for investment in constructing blocks of flats for working class families in the suburbs. These different but concurrent reasons prevented in Vienna the performance of the *Terraingesellschaften* that led the city expansion in Berlin connecting land speculation and initiatives in urban transportation.

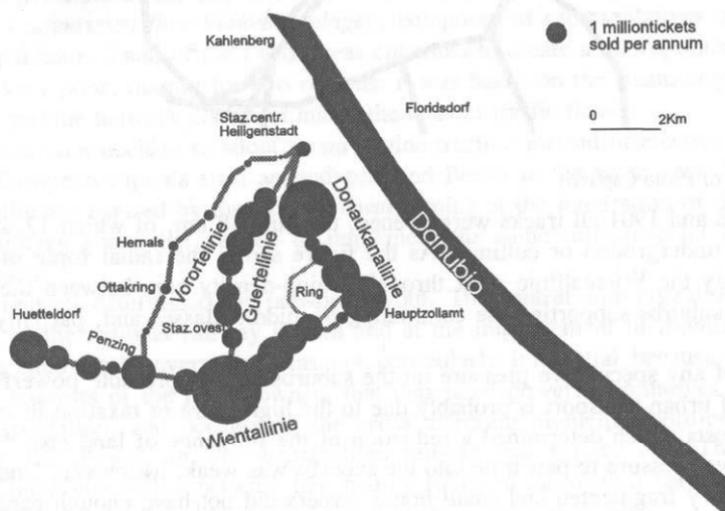
36 E. Lederer, Bodenspekulation und Wohnungsfrage, in: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik XXV, 1907, pp. 613-48, pointed out the difference between Berlin and Vienna in the share of housing costs due to taxation, in Vienna it was almost double.

37 See, R. Banik-Schweitzer, Vienna, in: M.J. Daunton, Housing the Workers, 1850-1914. A Comparative Perspective, Leicester 1990, p. 122 and ff.

However, since the network did not present any risk of upsetting urban geography there was almost no opposition by house owners to the realisation of a metropolitan railway.³⁸ Their politics in the years 1890-1910 aimed at maintaining the land rent in the central urban area and at slowly increasing the rent in the suburbs. That required a severe opposition against all initiatives promoted by the house reformers movement³⁹ and a transport policy hinged on the tramway that has little impact on rent contributing to its increase.

The metropolitan railway was characterized by poor management and heavy deficit.⁴⁰ Its role for workers transportation was appreciable because of the financial subventions from the state, but unfortunately, not all workers were able to commute by metropolitan railway because there were only two radial lines and they did not cover the eastern and southern parts of the agglomeration where industrial settlements and working class settlements were particularly developed. In 1913 almost 18,000 workers were transported daily. The following picture shows the flow dimensions of traffic in 1913.

Figure 4: Tickets sold in the metropolitan stations of Vienna (1913)



Source: Map of Paolo Capuzzo on data taken from *Statistisches Jahrbuch der k.k. Stadt Wien*, 1913.

38 They managed anyway to modify the project in the Rossauerlaende where they took a successful initiative against the overrunning railway so that the project was altered, see *H. Karigl*, *Die Stadtbahnstraße an der Rossauer Laende. Erfolg einer "Bürgerinitiative" des 19. Jahrhunderts*, in: *Wiener Geschichtsblätter* 1988, pp. 7-13.

39 On the house owners, their politics and organisation see the Ph.D. thesis of *G. Buewendt*, *Die Hausherren in Wien von 1888-1914: wirtschaftliche, soziale und politische Aspekte ihrer Interessen durchsetzen*, Diss. Wien 1991; and *D. Lehnert*, *Organisierter Hausbesitz und kommunale Politik in Wien und Berlin 1890-1933. Skizzen zu einer vernachlässigten Kategorie der großstädtischen Bürgerlichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1994/1, pp. 29-56.

40 *Die Wiener Stadtbahn seit ihrem Bestande 1898-1908*, bearbeitet im k.k. Eisenbahnministerium, Wien 1909.

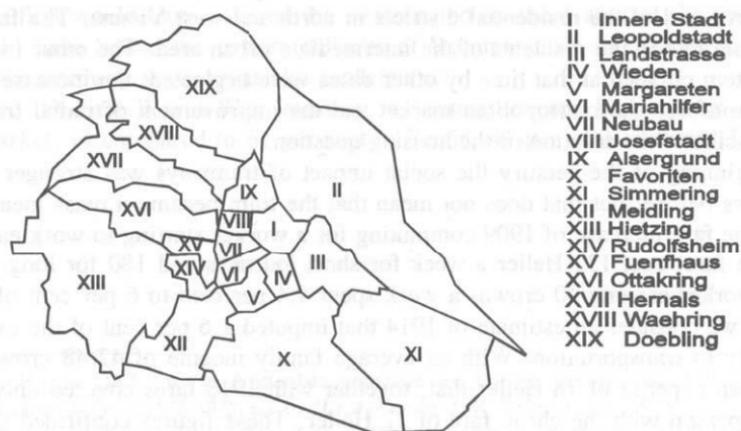
The importance of the radial lines cannot be overlooked, especially the *Wientallinie* that led through workers settlements up to the residential districts in the west. The *Vorortelinie* served for the integration of the railway traffic, but its role for urban transport was negligible. Only lines allowing the commuters to settle in the suburbs and to move rapidly to and from the city were used. Anyway, the share of the metropolitan railway was very limited: in 1913 the metropolitan railway transported 47.4 million people against the 322.6 millions transported by tramway.⁴¹

III. Electrification of tramway

The congestion of the Ringstrasse, which had reached the limit of its traffic capacity and had become a hindrance to the further development of the whole network, was overcome by means of electrification. Electric tramway could increase speed and capacity so that greater traffic flows became possible.

Siemens und Halske acquired control of the WTG and agreed a new contract with the city council regulating the electrification and development of the network.⁴² This agreement was profitable in many ways and involved a remarkable widening of the tramway network which had become necessary after the alteration of the city boundaries of 1890-92. But it created a fare structure that was detrimental to long distance journeys, although the political opposition - left-wing liberals and, later, socialists - demanded a price policy that would promote the use of tramways for long distances in order to decentralise working class settlements.⁴³

Figure 5: Vienna Districts after the annexion of the suburbs 1890



41 Statistisches Jahrbuch der k.k. Stadt Wien, 1913.

42 See Vorschlag der Firma Siemens und Halske bezüglich städtischer elektrischer Straßenbahnen in Wien, discussed in Bericht des Magistrates über die für den Bau elektrischer Straßenbahnen in Wien eingelangten Offerte, ed. by *Magistratsrath Linsbauer*, Wien 1898.

43 In Austria there was no national act imposing workmen fares for the tramway as in England or in France, see *A.D. Ochojna*, The influence of local and national politics on the development of urban passenger transport in Britain 1850-1900, in: *Journal of Transport History*, February 1978, pp. 125-46; and *A. Rasmussen*, Un discours à l'épreuve: politique des tramways et population de banlieue (1870-1914), in: *Villes en parallèle* 15-16, 1990, pp. 243-63.

The small integrations of the existing network increased its flexibility towards the needs of the public; this was especially important for the central area. Expansions in the suburbs concerned above all the new districts in north Vienna on the Wienerwald slopes: Grinzing, Sievering, Doebbling, Poetzleinsdorf. There, detached houses and *Heuriger* for the tourists, a former social and architectural configuration that was strengthened by the introduction of tramways, prevailed. A wider social milieu could now enjoy these suburbs thanks to the reduced travel time and transportation costs. Moreover, it became possible also for the middle classes (civil servants, professional people and businessmen) to dwell in the north suburbs and to commute daily.

The intervention in the southern part of the network was minimal. The company was discouraged from intervening there by the strong presence of workers who tried to make use of trams as rarely as possible because that weighed heavily on their family budget.

The electrification of the tramway was also made possible due to the change in the municipal government. The Christian Social Party, a mass catholic political party with strong antisemitic leanings supported by a wide range of middle classes groups (artisans, shopkeepers, clerks, house owners etc.), showed more decision in its relationship with private transport companies. In 1903 tramways were municipalized because of bitter disagreement on industrial relations. In the following period there was a widening of the network partially due to the integration of the existing companies in a single electrified system managed by the municipal company.

The layout of the network expansion in the time of its municipal management aimed at defending the profits of the firm and showed the most important influence of the residents of the central area and of the residential districts in north and west Vienna. The fare structure was also favourable to the residents of the intermediate urban area. The other two aims of a transport system pursued at that time by other cities were neglected: the increase of mobility in order to reinforce the metropolitan market and the improvement of radial transportation in order to facilitate the solution of the housing question.

At the beginning of the century the social impact of tramways was stronger than it had been ten years before, but that does not mean that the tram became a mass means of transport. After the fare increase of 1909 commuting for a worker starting to work early (in time for the cheap fare) cost 132 Heller a week for short journeys and 180 for long ones, i.e. a blue collar worker earning 30 crowns a week spent 4.4 per cent to 6 per cent of his salary. Too much if we consider an estimate of 1914 that imputed 1.6 per cent of the expenses of a worker family to transportation. With an average family income of 47/48 crowns, 1.6 per cent formed an expense of 78 Heller that, together with 1910 fares covered only one direction for one person with the cheap fare of 12 Heller. These figures confirmed the criticism of the socialists who stated the impossibility of the regular use of the tram by workers.

In those years only Amsterdam among the large European capitals had a completely municipalized tramway service. The situation there was different from the one of Vienna because worker fares created by the municipality cost 2.5 centimes (7.5 for normal normal fare!) when a blue collar worker could earn 6.5 gulden a week. That meant that transport required 4,6 per cent of his income.⁴⁴ The share of salary needed for the transport was simi-

⁴⁴ See *M. Wagenaar*, Amsterdam 1876-1914. Economisch herstel, ruimtelijke expansie en de veranderende ordening van het stedelijk grondgebruik, Amsterdam 1990; *J.L. van Zanden*, De industrialisatie in Amsterdam

lar to that of Vienna, but allowed to run longer distances. In London a good weekly salary in these years could amount to 38 shillings and with the municipal tramway a return worker fare cost 2 pence, that means that a blue collar in London - in relation to transport - had a purchasing power similar to that of a white-collar worker living in Vienna. In Berlin the situation was rather different than in Vienna too. A blue collar worker with a weekly salary of 28 marks faced a weekly expense of 1 mark, i.e. 3,6 per cent of his income.⁴⁵

The strategy of the Viennese tramway company was prevalently oriented to the middle classes need in organizing the network and in pursuing profits for the municipality in order to limit fiscal pressure. Although there was an increase in passengers from 74 to 323 million in the period 1896-1913 the mobility pattern did not change a lot. This was the result of the choice to maintain the existing urban hierarchy and to prevent the development of infrastructures requiring a financial input from the municipality. This reflected a sort of patrimonialistic conception of the city which aimed to reward its proprietors house owners, tax payers and administrators.⁴⁶

The municipal government aimed at maintaining a monopolistic position for the tramway in the transport system of Vienna because of the high investments already made in it. This was detrimental to the other means of transport, including the metropolitan railway, the omnibus and the suburban railway. Investment in the omnibus was low so that just before the first World War many omnibuses were still horse drawn. The municipality did not promote the electrification of the metropolitan railway demanded by many associations in the city, among them the *Chamber of Commerce and Industry* and the *Society of Engineers and Architects*, and in 1912 two requests to build suburban railways by private companies were rejected: the first would have covered the western and southern area of the metropolis, the second would have linked the eastern suburbs of Stammersdorf and Gross Jedlersdorf, an area where the tramway system was also inadequate.⁴⁷

Just before the first World War tramway in Vienna covered 84 per cent of the urban transport market, as compared to 61 per cent in Berlin, 41 per cent in Paris, 39 per cent in London.⁴⁸

1825-1914, Bergen 1987; on the Amsterdam tramways see Lijenen van gisteren. 100 jaar Amsterdams openbaar vervoer in foto's 1875-1975, ed. by H.J.A. Duparc/J.W. Sluiter, Leiden 1975.

45 Fares in London and Berlin are taken from T.C. Barker/M. Robbins, *History of London Transport. Volume I: The Nineteenth Century*, London 1975 (1963), and E. Buchmann Eduard, *Die Entwicklung der Großen Berliner Straßenbahn und ihre Bedeutung für die Verkehrsentwicklung Berlins*, Berlin 1910.

46 On the transport policy of the christian social party see P. Capuzzo, *Municipalismo et construction de l'hégémonie politique. Les transports collectifs à Vienne, 1896-1914*, in: *Genèses. Sciences sociales et Histoire*, 24, sept. 1996, pp. 81-102, on their politics in general see J. Boyer, *Political Radicalism in late Imperial Vienna. Origins of Christian Social Movement*, Chicago-London 1981 and *Culture and political crisis in Vienna: christian socialism in power 1897-1918*, Chicago-London 1995; M. Seliger/K. Ucakar, *Wien politische Geschichte 1740-1938*, 2 volumes, Wien 1985.

47 *Verwaltungsbericht der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien*, 1912, p. 188.

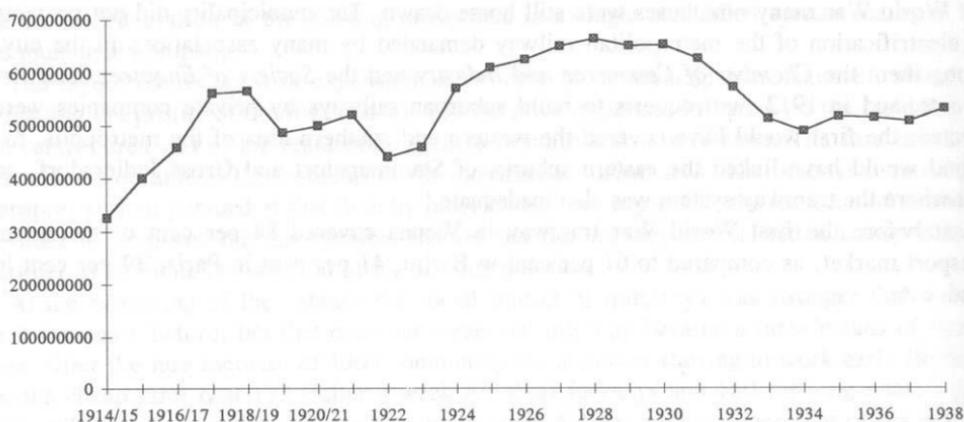
48 Data taken from P. Capuzzo, *La formazione di una metropoli. Amministrazione municipale, mobilità urbana e sistema dei trasporti a Vienna 1850-1914*, Diss. Perugia 1995.

IV. The inter-war period

In the period after the first World War the political and economic situation of Vienna changed dramatically. The city entered upon a phase of demographic and economic stagnation. The introduction of universal suffrage allowed the socialists to gain control of the municipal government radically changing its social basis.

The inter-war period in Vienna is a good example of the importance of the management of transport company in order to analyse urban transport. Beyond the characteristics of the network and of transport technology, there is the company strategy which can deeply influence the level and means of urban transport. The remarkable increase in mobility after the first world war was the result of the different management of the same transport system as that of the pre-war period. The municipal company adopted a non profit making policy and reduced fares. This resulted in a significant increase in usage. From this time on it is right to look upon the tramway as a mass mean of transport. The following graphs show that the number of fares in the inter-war period was strictly linked with the general economic trend, since no important technical innovation took place.⁴⁹

Figure 6: No. of fares



The increase in fares during the war was mostly due to the military role of the tramway system in this period. After a difficult period until 1922/23 the number of fares rose to its higher point in 1928, which was not achieved again in the 1930s. Nevertheless the increase in usage in comparison with the pre-war period is enormous - considering the number of journeys per inhabitant rose from 126 in 1913 to 358 in 1928.

Urban policy was closely linked with housing policy. The *Protection of Tenants Act* of 1922 strictly limited the power of house owners to evict lodgers and this resulted in the inflexibility of the housing market. In order to benefit tenants, the municipality had to make available a cheap mean of transport, so that in the case of changing their place of employment, they would not be forced to move to within walking distance of it as had been the case in the pre-war period.

⁴⁹Data are taken from Verwaltungsbericht der Gemeinde Wien - städtische Straßenbahnen für das Jahr, erstattet von der Direktion der städtischen Straßenbahnen.

Housing policy in the 1920s was not limited to legislative measures. The municipal government carried out an impressive housing programme constructing large apartment blocks, usually on the outskirts of the urban area. Housing policy changed the living conditions of thousands of workmen and their families, but did not change the urban morphology of Vienna whose growth continued to be characterized by high density and compactness of settlements. This was a practical policy aimed at maintaining as low as possible the costs of infrastructures for the new urban areas and avoided the potential risk of new towns which, in the phase of stagnation of the city and its difficult financial conditions, would have been a failure.⁵⁰

Tramway network modifications in this period were rather poor, since a large amount of public resources were spent on the housing programme. The network was only modified in the mid 1920s, implementing lines already planned in the pre-war period but not realized because of the profit oriented strategy of the company in that time. Two lines were opened in the outer area of Vienna - one following the Danube, the other one penetrating into the suburbs along the Triester Strasse.⁵¹ Fare policy changed not only in favour of workers, students and unemployed, but also in favour of residents of the outer area, as the cost of long-distance journeys was reduced.⁵²

The most important innovation in urban transport in the inter-war period was the electrification of a part of the metropolitan network and its functional and price integration into the tramway network.⁵³ The new electrified metropolitan railways strengthened the effectiveness of the tramway system thanks to its speed and carrying capacity. In 1926, the first year of its operation, the metropolitan railway carried 90 million people, but the already mentioned limits of the network hindered its further expansion. The opportunity to extend the metropolitan network with an underground line going through the city centre was considered, but the estimate of the cost of this work pointed out it would have been necessary to fix a fare too high for worker budgets. The project was postponed in spite of opposition of Liberal and Christian Social Parties in the municipal council.⁵⁴

In the second half of the 1920s the improved economic situation brought optimism in the planning of urban transport as well. The bus sector was modernised through new investments, strengthening its role in the city centre, where there was no tramway, and for the night traffic. But the crisis and stagnation of the 1930s put at stop to further innovations.

In 1934 clerical fascism destroyed democracy in Austria and the Christian Social Party returned to govern the city. This resulted in important changes in the city planning philosophy of Vienna. The new urban policy aimed at stimulating private initiative in house building in a rural communitary framework, providing for settlement based on detached or semi-

50 On the housing policy of the municipality of Vienna, see *Das neue Wien*, hgg. unter offizieller Mitwirkung der Gemeinde Wien, I vol., Wien 1926; *F. Czeike*, *Wirtschafts- und Sozialpolitik der Gemeinde Wien 1919-1934*, Wien 1958; *M. Tafuri*, *Vienna rossa*, Milan 1980 *A.G. Frei* *Die Arbeiterbewegung und die Grasswurzeln. Am Beispiel der Wiener Wohnungspolitik*, Diss. Innsbruck 1986

51 *Verwaltungsbericht*, quoted, 1923.

52 *Verwaltungsbericht*, quoted, 1918/19.

53 See *Verwaltungsbericht*, quoted, 1924 and following years.

54 See *D. Lehnert*, *Kommunale Politik, Parteiensystem und Interessenkonflikte in Berlin und Wien 1919-1932. Wohnungs-, Verkehrs- und Finanzpolitik im Spannungsfeld von städtischer Selbstverwaltung und Verbandseinflüssen*, Berlin 1991, pp. 343-47.

detached houses instead of the rent barrack built by the socialists.⁵⁵ This policy would have concerned only a small minority of the Viennese inhabitants and was extremely vague regarding the infrastructures necessary to support a such pattern of urban growth. Anyway actual developments were so few that the four years of *austrofascism* had no impact on Viennese urban space.

V. Conclusion

The Viennese urban transport system did not have a significant impact on Viennese urban space. The crucial years for the formation of the metropolis, 1870-1910, saw the city governed by a constellation of interests aimed at maintaining the existing urban morphology. Small house owners jealous of their advantage of centrality prevented the implementation of transport technologies which would have rapidly altered the city's urban structure. As the transport system was managed on a profit-making basis by both private and municipal companies, it did little to stimulate urban expansion.

The influence of house owners' desires to maintain a compact, high density city meant that the transport system never achieved its potential efficiency and contributed to the distinct pattern of social segregation where the wealthiest class lived in the city centre or in the residential area at the slopes of the Wienerwald, the middle class in the *Vorstadt* and the working class in the outer districts close to the industrial settlements. Improvement in social and living conditions for the working class after the First World War was based on increasing their accessibility to urban transport by means of a low price policy, but their increased mobility had little effect on existing social morphology of the city.

55 Wien im Aufbau. Wohnungs- und Siedlungswesen städtischer Grundbesitz. Übersicht über die unter Bürgermeister Richard Schmitz von der Wiener Bürgerschaft beschlossenen Maßnahmen in den Jahren 1934-1936, Wien 1937.

Der westfälische Agrarmarkt im Integrationsprozeß 1780-1880. Phasen und Einflußfaktoren der Marktentwicklung in historischen Transformationsprozessen

Von Michael Kopsidis (Halle/Saale)

I. Einleitung

Deutschland entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einer hochintegrierten, marktwirtschaftlich organisierten Volkswirtschaft. Dieser Prozeß war bereits um 1800 in vollem Gange, doch beschleunigte er sich in den nachfolgenden Jahrzehnten erheblich. Die Integration des Agrarsektors in eine arbeitsteilige Volkswirtschaft über Märkte im Vorfeld und während der Industrialisierung hatte erheblichen Einfluß auf die landwirtschaftliche Entwicklung. Die Entfaltung von Marktstrukturen und -beziehungen als entscheidenden Faktor für anhaltendes Wachstum im Agrarsektor herauszuarbeiten, beinhaltet dabei auch, die strukturellen Veränderungen des Marktgeschehens selbst zu analysieren.¹ Erst dann läßt sich die Frage beantworten, welche Veränderungen bzw. Mechanismen die Angebotsseite motivierten, auf eine zunehmende Nachfrage in den Bedarfszentren zu reagieren.

Gemäß des „Law of one price“ ist der Integrationsprozeß zum einen als die räumliche Ausdehnung eines Marktraumes anzusehen. Lokale isolierte Märkte verschmelzen zu einem größeren Marktgebiet mit einheitlicher Preisbildung. Sind marktwirtschaftliche Strukturen erst im Entstehen begriffen, so gilt es weiterführend zu untersuchen, ob und inwieweit die Marktorientierung und -abhängigkeit der Produzenten und Konsumenten innerhalb des Marktgebietes zunimmt und überregionale Entwicklungen einen immer größeren Einfluß auf die landwirtschaftliche Produktion und Ernährungssicherung gewinnen. Das Resultat des Zeit beanspruchenden Prozesses der Marktintegration läßt sich für die Zwecke dieser Arbeit komprimiert definieren als zunehmende Unabhängigkeit der örtlichen Agrarpreisbildung vom lokalen Ernteausgang.

Einem Begriffspaar der modernen Integrationstheorie folgend sind zwei Integrationsstrategien zu unterscheiden: „negative policy integration“ und „positive policy integration.“ Erstere umfaßt Empfehlungen, die aus der klassischen Außenhandelstheorie abgeleitet sind und nur die Beseitigung von Handels- und Mobilitätshemmnissen beinhalten (Abschaffung von Zöllen usw.). Eine solche Politik erschöpft sich allein in Deregulierungsmaßnahmen. Die letztgenannte zielt dagegen u.a. darauf ab, durch Schaffung bzw. Modifizierung von Marktinstitutionen und Investitionen in die Infrastruktur die Transport- und Transaktionskosten innerhalb eines Gebietes zu senken. Sie orientiert sich bezogen auf die Infrastruktur eher an raumwirtschaftlichen Theorien.²

1 Die hier vorliegende Studie präsentiert einen Teil der Ergebnisse der Dissertation des Verfassers; vgl. M. Kopsidis, *Marktintegration und Entwicklung der westfälischen Landwirtschaft 1780-1880*. Marktorientierte ökonomische Entwicklung eines bäuerlich strukturierten Agrarsektors, Münster 1996.

2 Tinbergen führte dieses Begriffspaar Anfang der 1950er Jahre in die Integrationstheorie ein; vgl. M.N. Jovanovic, *International Economic Integration*, London 1992, S. 4. Infrastrukturverbesserungen stellen allerdings nur einen kleinen Teil einer „positive policy integration“ dar. Diese umfaßt in erster Linie die Abstimmung der verschiedenen Wirtschaftspolitiken zwischen zu integrierenden Einheiten, ein Aspekt, der für die Fragestellungen dieser Arbeit allerdings keine Rolle spielt. Bezogen auf Probleme der Marktintegration binnenländischer Gebiete Afrikas unter Berücksichtigung von Infrastrukturdefiziten verwendet Koester dieses Begriffspaar; vgl.

Im Mittelpunkt dieses Artikels steht die Frage, ob und wenn ja, aus welchen Gründen es in historischen Integrationsprozessen kurz vor und während der Industrialisierung zu einer Ausgestaltung des Agrarpreisverhaltens und strukturellen Veränderungen des Marktgeschehens kam, die einen langanhaltenden agrarischen Wachstumsprozeß förderten, ein Thema, das auch in der modernen entwicklungsökonomischen Forschung zum Agrarsektor eine große Rolle spielt.³ Es gilt weiterführend zu diskutieren, ob es klar zu unterscheidende Phasen der Marktintegration mit differierenden Auswirkungen auf die landwirtschaftliche Entwicklung gab. Verschiedene Integrationsstrategien müßten in ihren Auswirkungen auf anhaltende Wachstumsphasen im Agrarsektor empirisch untersucht werden, um nähere Aufschlüsse über marktgesteuerte Entwicklungsprozesse der Landwirtschaft gewinnen zu können. Ergänzend ist zu fragen, ob sich der Integrationsprozeß als Kontinuum vollzog oder ob er nicht vielmehr von Entwicklungssprüngen geprägt war.⁴

Eine Operationalisierung dieser Fragestellung baut auf der Verwendung mehrerer Indikatoren auf, um die These zunehmender Marktintegration fundierter überprüfen zu können. Da es sich beim Vorgang der Marktintegration um einen komplexen Entwicklungsprozeß handelt, hilft die Verwendung verschiedener Indikatoren gleichzeitig, unterschiedliche Phasen herauszuarbeiten.

Die hier vorliegende Untersuchung räumlicher Integrationsprozesse basiert methodisch auf der Korrelationsanalyse. Als Indikator für zunehmende Marktintegration dient hierbei die Entwicklung der Korrelationen von Preisreihen verschiedener Marktorte gemessen am Bestimmtheitsmaß r^2 . Erhöhen sich die Werte des Bestimmtheitsmaßes im Zeitablauf, so ist dies ein Hinweis für die Ausdehnung eines Marktgebietes mit einheitlicher Preisbildung.⁵ Ein überregional einheitlicher Marktpreis bildet sich heraus, den auf lokaler Ebene nur noch Transportkostendifferenzen beeinflussen. Das örtliche Preisgeschehen in immer größeren Räumen gestaltet sich nicht mehr unabhängig voneinander. Bei allen gravierenden Schwächen einfacher Korrelationsanalysen haben Vergleiche mit anspruchsvolleren statistischen Verfahren ergeben, daß erstere Methode ausreichend ist, um Marktfragmentation von Inte-

U. Koester, Regional Cooperation to improve Food Security in Southern and Eastern African Countries (= Research Report 53, IFPRI), Washington 1986, S. 22 ff. u. S. 53 ff.

- 3 Zum Zusammenhang zwischen Preispolitik und flankierenden notwendigen marktintegrierenden institutionellen und infrastrukturellen Maßnahmen, um einen agrarischen Wachstumsprozeß in Entwicklungsländern zu ermöglichen vgl. *H. Priebe/W. Hankel*, Der Agrarsektor im Entwicklungsprozeß, Frankfurt a.M. 1980; *Koester; P. Streeten*, What Price Food?, Ithaca, N.Y. 1988; *R. Ahmed*, Pricing Principles and Public Intervention in Domestic Markets, in: *ders./J. W. Mellor (Hg.)*, Agricultural Price Policy for Developing Countries, Baltimore 1989, S. 55-80; *R. Ahmed/J. W. Mellor*, Agricultural Price Policy-the Context and the Approach, in: *ders. (Hg.)*, Agricultural Price Policy for Developing Countries, Baltimore 1989, S. 1-10.
- 4 Ebeling und Irsigler sprechen in ihrer Analyse von Kölner Agrarpreisreihen für das 18. und 19. Jahrhundert von einem strukturellen Wandel des Verhaltens der Agrarpreise nach 1800, doch sehen sie sich nicht in der Lage, genaue Wendepunkte auszumachen; vgl. *D. Ebeling/F. Irsigler*, Zur Entwicklung von Agrar- und Lebensmittelpreisen in der vorindustriellen und der industriellen Zeit. Beobachtungen am rheinischen Beispiel, in: Archiv für Sozialgeschichte 19, 1979, S. 299-329, Ob dies tatsächlich zutrifft oder nicht vielmehr das Resultat einer fehlerhaften Preisanalyse darstellt, ist im folgenden zu untersuchen.
- 5 Voraussetzung für die Aussagekraft eines anwachsenden Wertes des Bestimmtheitsmaßes ist allerdings, daß die Preisreihen, die als unabhängige Variablen dienen, im Zeitablauf eine gleichbleibende oder zumindest nicht zunehmende Varianz aufweisen. Dies ist auch der Fall.

gration zu unterscheiden, wie es der Fragestellung der hier vorliegenden Studie entspricht.⁶ Als ergänzender Indikator für räumliche Integration dient der Variationskoeffizient der Preise verschiedener Marktorte. Nimmt er im Untersuchungszeitraum ab, so spricht dies für Integration.⁷

Marktintegration hat neben einer räumlichen Dimension auch Auswirkungen auf die Effizienz von Märkten gemessen an ihrer Ausgleichsfunktion. Eine Verminderung saisonaler und jährlicher Preisschwankungen läßt auf das Verschwinden erntebedingter Versorgungsengpässe und von Ernährungskrisen schließen. Ein Ausgleich temporärer und räumlicher Marktgleichgewichte ist zunehmend möglich. Als Indikator hierfür dient eine Verringerung des Variationskoeffizienten der Jahres- und Monatspreise im Zeitablauf⁸, die Verminderung der jährlichen Veränderungsraten der Preise und der Spannweite zwischen Minimal- und Maximalpreisen. Es bleibt dann in einem weiteren Schritt zu klären, ob eine solche Entwicklung auf unabhängig vom Integrationsprozeß sich vollziehende endogene Entwicklungen in der Landwirtschaft zurückzuführen ist oder ob sie nicht eng mit Handelsliberalisierungen (Zollreformen) oder z.B. dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur zusammenhängt.

Die vorhergehenden Ausführungen machen deutlich, daß der vorliegenden Studie ein quantitativ-statistischer Ansatz zugrunde liegt, der stark auf statistische Streuungsmaße aufbaut. Diese eignen sich gut, Veränderungen der Intensität eines zeitlichen Prozesses herauszuarbeiten. Im Gegensatz zu den meisten ökonomischen empirischen Integrationsstudien, die nur einen relativ kurzen Zeitraum untersuchen und eher der Fragestellung nachgehen, wie Märkte integriert sind, verlangt eine langfristige historische Perspektive eine Betrachtung des Prozeßverlaufes selbst. Preise stellen dabei die wichtigste und häufig ausschließliche Datengrundlage wirtschaftshistorischer Untersuchungen zur Marktintegration dar. Als Quelle dienen über mehrere Jahrzehnte gehende durch preußische Verwaltungsstellen sorgfältig erhobene Zeitreihen mit Monats- und Jahrespreisen.⁹

6 Korrelationsanalysen stellten bis in die 1980er Jahre das gebräuchlichste Instrumentarium zur empirischen Untersuchung von Marktintegrationsprozessen in Entwicklungsländern dar. Ihre aufgrund statistischer Eigenschaften mangelnde Eignung zur Untersuchung kausaler Beziehungen zwischen Preisreihen führten dazu, daß seit Ende der 1980er Jahre zunehmend Kointegrationsverfahren Verwendung fanden. Zu den Schwächen und begrenzten Einsatzmöglichkeiten von Korrelationsanalysen in der empirischen Integrationsforschung vgl. *B. Harris*, *There is Method in my Madness: Or is it vice versa? Measuring Agricultural Market Performance* (= Food Research Institute Studies, XVII, Stanford 1979, S. 197-218 und *J. Wyeth*, *The Measurement of Market Integration and Applications to Food Security Policies* (= Institute of Development Studies, Discussion Paper 314), 1992 sowie ergänzende Erläuterungen in weiteren Fußnoten.

7 Allerdings ist der Fall denkbar, daß ein räumlicher Variationskoeffizient langfristig automatisch gegen Null tendiert; vgl. *M. Ravallion*, *Testing Market Integration*, in: *American Journal of Agricultural Economics* 68, 1986, S. 102-109. Ein plötzliches und drastisches Absinken dieses Wertes, wie sie Integrationschübe hervorrufen können, läßt sich allerdings nur schwer als statistisches Artefakt erklären.

8 Der Variationskoeffizient ist ein statistischer Parameter, der dem Zweck dient, zwei oder mehrere Streuungen mit unterschiedlich hohen Mittelwerten miteinander vergleichbar zu machen. Er berechnet sich, indem die Standardabweichung durch den jeweiligen Mittelwert dividiert wird. Die Standardabweichung ist eine absolute Größe und läßt sich somit nicht zum Vergleich der Streuung bei divergierenden Mittelwerten heranziehen, da differierende Mittelwerte in der Regel auch verschieden hohe Standardabweichungen aufweisen. Der Variationskoeffizient stellt dagegen eine prozentuale Größe (relatives Streuungsmaß) dar, die dies erlaubt.

9 Nähere Ausführungen zu Anzahl, Umfang und Qualität der verwendeten Preisreihen finden sich bei *Kopsidis*, *Marktintegration und Entwicklung*, S. 527 ff.

Westfalen in den Jahrzehnten zwischen 1780 und 1880 eignet sich dabei aus drei Gründen für eine Untersuchung struktureller integrationsbedingter Veränderungen auf Agrarmärkten und ihrer Auswirkungen auf langfristige agrarische Entwicklungsprozesse in den Jahrzehnten vor und während der Industrialisierung.

1) Westfalen entsprach um 1800 fast idealtypisch einem desintegrierten Wirtschaftsraum. Rund 30 selbstständige Herrschaftsterritorien existierten auf dem Gebiet der 1815 gebildeten preußischen Provinz Westfalen. Neben den Außenzöllen behinderten noch vielfältige Binnenzölle an Verkehrsknotenpunkten den innerwestfälischen Handel.¹⁰ Hinzu kam die mangelhafte verkehrsmäßige Erschließung des Raumes. Das küstenlose Westfalen verfügte nur über wenige schiffbare Wasserwege und einige gepflasterte Chausseen. Beides konzentrierte sich in der Grafschaft Mark, dem späteren Ruhrgebiet.¹¹ Der größte Teil Westfalens verfügte somit über keine Infrastruktur für den Überlandhandel.

2) Maßnahmen, die sich jeweils einer Strategie der „negative policy integration“ oder „positive policy integration“ zuordnen lassen, kamen in zeitlicher Abfolge im Abstand von mehreren Jahrzehnten zum Einsatz, so daß sich ihre Auswirkungen auf die Agrarmärkte sauber getrennt untersuchen lassen. Die Aufhebung der Kleinstaaterei und aller Arten von Zöllen innerhalb Westfalens vollzog sich in den Jahren nach 1806 im Zuge der napoleonischen Reformen und darauffolgend der Bildung der preußischen Provinz Westfalen.¹² Dieser Prozeß staatlicher Einigung kam in seinen Auswirkungen einer Zollunion gleich. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes als der wichtigsten Maßnahme zur verkehrsmäßigen Erschließung des gesamten westfälischen Raumes für den kostengünstigen Transport von Massengütern setzte dagegen erst in der Mitte der 1840er Jahre ein.

3) Zur Wahl des Zeitraumes läßt sich sagen, daß Ende des 18. Jahrhunderts noch kein gesamtwestfälischer, geschweige denn preußischer gemeinsamer Agrarmarkt existierte. Die lokalen westfälischen Agrarmärkte standen erst am Anfang ihrer Verschmelzung zu einem Marktraum. Bis 1880 hatte sich Westfalen dagegen bis auf einige wenige abgelegene Gebiete bereits in internationale Agrarmärkte integriert. Gleichzeitig setzte in dieser Phase ein anhaltender Wachstumsprozeß in der westfälischen Landwirtschaft ein, so daß sich der Zusammenhang zwischen Marktintegration und Agrarentwicklung untersuchen läßt.¹³

In der deutschen Agrargeschichte wurde bisher im Gegensatz zur westeuropäischen der Prozeß der Marktintegration im Agrarsektor entweder nur am Rande oder unsystematisch

¹⁰ Vgl. *M. Lahrkamp*, Die französische Zeit, in: *W. Kohl (Hg.)*, Westfälische Geschichte, Bd. 2, Düsseldorf 1983, S. 1-43, S. 2 ff. und *A. Hanschmidt*, Das 18. Jahrhundert (1702-1803), in: *W. Kohl (Hg.)*, Westfälische Geschichte, Bd. 1, Düsseldorf 1983, S. 605-685, S. 668.

¹¹ Vgl. *C. Wischermann*, An der Schwelle der Industrialisierung (1800-1850), in: *W. Kohl, (Hg.)*, Westfälische Geschichte, Bd. 3, Das 19. und 20. Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft, Düsseldorf 1984, S. 44-162, S. 130 und *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 109 ff.

¹² Zur Reform des Zollwesens während der napoleonischen Zeit vgl. *H. Berding*, Die Reform des Zollwesens in Deutschland unter dem Einfluß der napoleonischen Herrschaft, in: *Geschichte und Gesellschaft* 6, 1980, S. 523-537.

¹³ Zur Entwicklung der westfälischen Agrarproduktion 1780 bis 1880 vgl. *M. Kopsidis*, Die regionale Entwicklung der Produktion und Wertschöpfung im westfälischen Agrarsektor zwischen 1822/35 und 1878/82. Ein komparativ-statistischer Vergleich, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1995, S. 131-169 und *ders.*, Marktintegration und Entwicklung.

ohne Verwendung eines wirtschaftstheoretischen Ansatzes untersucht.¹⁴ Eine Ausnahme bildet die 1979 erschienene Arbeit von Fremdling und Hohorst zur Marktintegration in Preußen am Beispiel des Roggenpreises verschiedener Marktorte zwischen 1821 und 1865.¹⁵ Von wachsender Integration zwischen 1821 und 1865 kann ihrer Meinung nach nicht die Rede sein. Die Ergebnisse der beiden Autoren lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß die überragende Rolle der Eisenbahn für den Prozeß der Marktintegration nicht bestätigt wird und vermutlich schon lange vor 1820 ein integrierter preußischer Roggenmarkt existierte.¹⁶ Eine kritische Diskussion der Ergebnisse ihrer Studie soll erfolgen.

Das nächste Kapitel bringt eine statistische Analyse der Preisreihen. Das dritte Kapitel bietet dann eine Interpretation der gewonnenen Ergebnisse, um die Struktur und Antriebskräfte des Integrationsprozesses darzulegen. Hierauf aufbauend soll im vierten Kapitel eine verallgemeinerbare modellhafte Betrachtung der westfälischen Entwicklung zwischen 1780 und 1880 erfolgen, um typische Phasen und Merkmale historischer Marktintegrationsprozesse in binnenländischen Gebieten Westeuropas im 18. und 19. Jahrhundert herauszuarbeiten. Abschließend enthält das fünfte Kapitel einen Ausblick auf weitere Forschungsfragen.

II. Statistische Analyse der Preisreihen in bezug auf den Prozeß der Marktintegration

In Tabelle 1 liegen aus 10 Marktorten für die beiden Brotgetreide Weizen und Roggen sowie Gerste und Hafer die r^2 -Werte von 180 Korrelationen der jährlichen Durchschnittspreise für die Jahre 1784 bis 1819 vor.¹⁷ Alle Marktorte befanden sich auf dem Gebiet der beiden 1815 geschaffenen preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen.¹⁸ Die ausgewählten Orte lassen sich in folgende Kategorien einteilen (s. Karte 1):

- 1) Überregional wichtige Getreidemärkte (Köln, Herdecke, Minden und Wetzlar).
- 2) Lokale Zentren mit untergeordneten Märkten
 - a) an schiffbaren Flußläufen (Saarlouis und Xanten)
 - b) ohne nennenswerte Wasserwege (Münster und Aachen).
- 3) Einige kleinere Märkte in der Hellwegregion, dem Anbauggebiet Westfalens mit den höchsten Getreideüberschüssen¹⁹ und einer günstigen Anbindung an protoindustriell geprägte, dichtbesiedelte Nachfragezentren in den angrenzenden Mittelgebirgen (Hamm und Soest).

14 Ausführlich zum wirtschaftshistorischen Forschungsstand beim Thema Marktintegration und landwirtschaftliche Entwicklung in der deutsch- und englischsprachigen Literatur vgl. *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 1 ff.

15 R. Fremdling/G. Hohorst, Marktintegration der preußischen Wirtschaft im 19. Jahrhundert - Skizze eines Forschungsansatzes zur Fluktuation der Roggenpreise zwischen 1821 und 1865, in: R.H. Tilly/R. Fremdling (Hg.), Industrialisierung und Raum (= Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 7), Stuttgart 1979, S. 56-101.

16 Ebd., S. 79.

17 Eine solche Korrelationsanalyse kann allerdings nicht das Problem des Random Walks und der „Spurious Regression“ von Zeitreihen berücksichtigen. Ihre Ergebnisse sind deshalb mit Unsicherheiten behaftet. Als weiterer Indikator für die Angleichung der Preisbewegungen rheinisch-westfälischer Marktorte und Berlins nach 1820 dient daher der aus den Getreidepreisen von Aachen, Köln, Münster und Berlin berechnete Variationskoeffizient (vgl. Tab. 4 und Fußnote 24).

18 Marktorte der Provinz Rheinland wurden ergänzend hinzugenommen, um zu untersuchen, ob sich für einige westfälische Gebiete auch überregionale Preisbeziehungen feststellen lassen.

19 Vgl. *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 219 f., S. 244 ff., S. 293 ff.

Karte 1: Die für die Preiskorrelationen berücksichtigten zehn Marktorte der westlichen Provinzen des Königreichs Preußen in den Grenzen von 1815

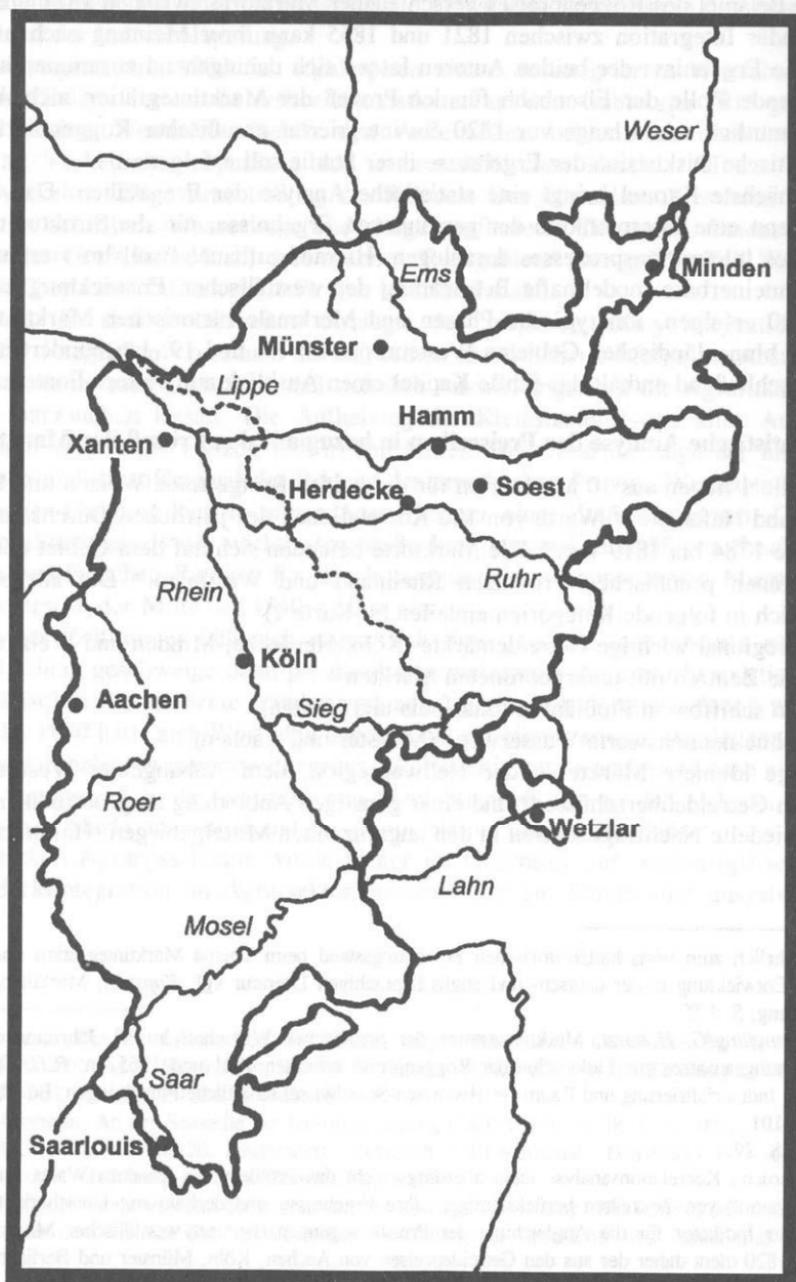


Tabelle 1: Die Korrelationen (R^2) der jährlichen Getreidepreise von zehn Marktorten der westlichen Provinzen des Königreichs Preußen nach 1815 für 1784-1819

Münster	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Wetzlar	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
Minden	76,01	75,96	74,98	49,67	Münster	41,82	21,04	48,03	16,36
Hamm	71,46	62,81	79,61	64,94	Minden	63,08	37,81	49,62	33,71
Soest	64,77	48,84	74,76	44,55	Hamm	70,16	50,70	63,21	59,75
Herdecke	66,02	49,75	64,07	49,96	Soest	74,98	54,51	63,64	55,51
Wetzlar	41,82	21,04	48,03	16,36	Herdecke	80,66	60,84	66,36	70,14
Xanten	53,79	59,49	54,70	45,19	Xanten	42,48	20,34	30,41	7,13
Köln	45,22	34,91	62,23	52,79	Köln	80,47	57,40	66,30	35,06
Aachen	42,05	27,92	17,47	21,46	Aachen	74,07	63,52	38,26	43,47
Saarlouis	38,75	39,13	42,89	37,02	Saarlouis	46,89	23,87	51,14	12,28
Mittelw.	55,54	46,65	57,64	42,44	Mittelw.	63,85	43,34	53,00	37,05
Minden	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Xanten	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
Münster	76,01	75,96	74,98	49,67	Münster	53,79	59,49	54,70	45,19
Hamm	74,68	79,34	79,41	76,18	Minden	53,79	69,20	49,75	16,45
Soest	78,76	72,85	78,10	75,90	Hamm	52,82	70,98	45,57	28,33
Herdecke	79,25	73,84	74,45	72,82	Soest	46,33	64,84	48,41	14,69
Wetzlar	63,08	37,81	49,62	33,71	Herdecke	44,46	62,07	42,95	17,56
Xanten	53,79	69,20	49,75	16,45	Wetzlar	42,48	20,34	30,41	7,13
Köln	54,09	52,74	52,30	26,12	Köln	65,13	60,43	61,40	45,16
Aachen	48,43	49,77	34,73	25,43	Aachen	52,87	56,19	15,83	13,08
Saarlouis	40,85	48,08	43,92	2,23	Saarlouis	67,86	61,78	59,84	40,32
Mittelw.	63,22	62,18	59,70	42,06	Mittelw.	53,28	58,37	45,43	25,32
Hamm	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Köln	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
Münster	71,46	62,81	79,61	64,94	Münster	45,22	34,91	62,23	52,79
Minden	74,68	79,34	79,41	76,18	Minden	54,09	52,74	52,30	26,12
Soest	89,65	87,06	89,98	83,42	Hamm	71,26	75,84	68,98	44,42
Herdecke	91,99	91,08	86,32	89,83	Soest	70,63	80,42	77,40	31,62
Wetzlar	70,16	50,70	63,21	59,75	Herdecke	72,47	81,41	73,76	44,53
Xanten	52,82	70,98	45,57	28,33	Wetzlar	80,47	57,40	66,30	35,06
Köln	71,26	75,84	68,98	44,42	Xanten	65,13	60,43	61,40	45,16
Aachen	75,27	72,61	30,38	35,10	Aachen	92,96	91,12	51,54	39,89
Saarlouis	45,55	60,63	51,94	27,37	Saarlouis	67,51	64,68	71,44	34,13
Mittelw.	71,43	72,34	66,16	56,59	Mittelw.	68,86	66,55	65,04	39,30
Soest	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Aachen	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
Münster	64,77	48,84	74,76	44,55	Münster	42,05	27,92	17,47	21,46
Minden	78,76	72,85	78,10	75,90	Minden	48,43	49,77	34,73	25,43
Hamm	89,65	87,06	89,98	83,42	Hamm	75,27	72,61	30,38	35,10
Herdecke	92,31	92,09	90,15	88,06	Soest	72,83	79,17	35,67	31,12
Wetzlar	74,98	54,51	63,64	55,51	Herdecke	74,06	85,11	43,15	45,43
Xanten	46,33	64,84	48,41	14,69	Wetzlar	74,07	63,52	38,26	43,47
Köln	70,63	80,42	77,40	31,62	Xanten	52,87	56,19	15,83	13,08
Aachen	72,83	79,17	35,67	31,12	Köln	92,96	91,12	51,54	39,89
Saarlouis	47,69	53,49	54,89	8,51	Saarlouis	54,28	60,14	32,06	13,42
Mittelw.	70,88	70,36	68,11	48,15	Mittelw.	65,20	65,06	33,23	29,82

Fortsetzung Tabelle 1:

Herdecke	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Saarlouis	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
Münster	66,02	49,75	64,07	49,96	Münster	38,75	39,13	42,89	37,02
Minden	79,25	73,84	74,45	72,82	Minden	40,85	48,08	43,92	2,23
Hamm	91,99	91,08	86,32	89,83	Hamm	45,55	60,63	51,94	27,37
Soest	92,31	92,09	90,15	88,06	Soest	47,69	53,49	54,89	8,51
Wetzlar	80,66	60,84	66,36	70,14	Herdecke	39,85	54,72	55,87	14,50
Xanten	44,46	62,07	42,95	17,56	Wetzlar	46,89	23,87	51,14	12,28
Köln	72,47	81,41	73,76	44,53	Xanten	67,86	61,78	59,84	40,32
Aachen	74,06	85,11	43,15	45,43	Köln	67,51	64,68	71,44	34,13
Saarlouis	39,85	54,72	55,87	14,50	Aachen	54,28	60,14	32,06	13,42
Mittelw.	71,23	72,32	66,34	54,76	Mittelw.	49,91	51,84	51,55	21,09

Quelle: Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 268.

Anm.: Außer für Minden und den Aachener Gerstenpreisen liegen allen Korrelationen 36 Beobachtungen zugrunde. Alle Korrelationen mit Minden umfassen 29, die mit Aachener Gerstenpreisen 27 Beobachtungen.

Tabelle 2: Ein Vergleich der Getreidepreiskorrelationen der Marktorte Aachen, Köln, Herdecke, Münster und Berlin für 1784/1819 und 1820/1860 (Herdecke 1820/1849)

Weizen	Korrelationsmaß = R-Quadrat							
	Aachen		Köln		Herdecke		Münster	
	1784/1819	1820/1860	1784/1819	1820/1860	1784/1819	1820/1849	1784/1819	1820/1860
Köln	92,96	98,49						
Herdecke*	74,06	94,52	72,47	92,46				
Münster	42,05	94,18	45,22	93,10	66,02	98,15		
Berlin	11,26	95,80	14,23	94,98	43,75	89,63	45,17	91,96
Roggen	Aachen		Köln		Herdecke		Münster	
Köln	91,12	98,63						
Herdecke*	85,11	93,64	81,41	95,16				
Münster	27,92	94,11	34,91	94,62	49,75	94,80		
Berlin	5,40	92,05	4,71	91,74	24,07	84,64	22,29	91,05
Gerste	Aachen		Köln		Herdecke		Münster	
Köln	51,54	92,82						
Herdecke*	43,15	87,18	73,76	86,39				
Münster	17,47	88,59	62,63	85,27	64,07	93,17		
Berlin	4,59	86,64	18,59	81,96	39,21	86,00	38,61	90,90
Hafer	Aachen		Köln		Herdecke		Münster	
Köln	39,89	91,68						
Herdecke*	45,43	80,72	44,53	88,04				
Münster	21,46	76,93	52,79	86,23	49,96	82,39		
Berlin	5,02	85,50	7,57	85,11	27,50	79,66	22,84	82,88

Quelle: Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 272.

Anm.: *Für Herdecke ließen sich nur Preisdaten bis 1849 mobilisieren (30 Beobachtungen für 1820 bis 1849). Allen anderen Korrelationen für die Jahre ab 1820 liegen 41 Beobachtungen zugrunde.

74 von 180 Korrelationen weisen mit einem r^2 von unter 0,5 nur eine schwache Beziehung der Preisschwankungen der betreffenden Marktorte auf. Nur in 14 Fällen ist ein Wert für r^2

von über 0,85 und damit ein enger Zusammenhang festzustellen. Bei Weizen und Roggen verfügen von 45 Korrelationen lediglich 26 bzw. 25 über einen r^2 -Wert größer als 0,6 und nur vier bzw. fünf über einen Wert größer als 0,85.²⁰ Bei Gerste und insbesondere Hafer gestaltet sich die Situation noch ungünstiger.²¹ Von einem gemeinsamen Markt kann nach den vorliegenden Ergebnissen nicht einmal auf Provinzebene, geschweige denn für das gesamte Königreich Preußen in den Grenzen von 1815, die Rede sein.

Bezogen auf den Zeitraum zwischen 1784 und 1819 läßt sich nach diesen Ergebnissen nur für einzelne Teilgebiete Westfalens und des Rheinlandes ein hochintegrierter Getreidemarkt feststellen.²² Die Hellweg-Städte Hamm, Herdecke und Soest wiesen bei allen vier Getreidearten einen sehr engen Zusammenhang ihrer Preisreihen auf und bildeten einen solchen hochintegrierten Raum.²³ Dieselbe enge Verbindung ergab sich in der Köln-Aachener Region für die beiden Brotgetreide Weizen und Roggen. Wirklich feste überregionale Preisbeziehungen lassen sich nur zwischen Minden und der Hellwegregion und bei Brotgetreide zwischen dem Hellweg und Köln-Aachener Raum feststellen. Die Ergebnisse legen es nahe, davon auszugehen, daß um 1800 viele kleinräumige Gebiete mit engem Zusammenhang ihrer Preisbeziehungen existierten, während nur einige wenige Regionen über ausgeprägte überregionale Marktbeziehungen verfügten.

Dieselben Korrelationen, wie sie für den Zeitraum 1789/1819 vorliegen, wurden nun für Aachen, Köln, Herdecke Münster und Berlin bezogen auf die Jahre 1820 bis 1860 berechnet (Tab.2). Die Ergebnisse sind frappierend. Streuen in der ersten Periode die Korrelationswerte der fünf Marktorte zwischen 0,05 und 0,93, so bewegen sie sich 1820/1860 in einer deutlich engeren Bandbreite zwischen 0,76 und 0,99. Für 1784/1819 verzeichnen nur zwei von 40 Korrelationen ein r^2 von über 0,9, während dies 1820/1860 bei 22 Korrelationen der Fall ist. Nur in zwei Fällen bewegen sich 1820/1860 die Korrelationswerte auf einem Niveau unter 0,8. In der ersten Periode läßt sich für Weizen, Roggen und Gerste ein ausgeprägter Zusammenhang zwischen wachsender Entfernung und abnehmender Höhe des Korrelationsmaßes feststellen. Die räumliche Entfernung spielt dagegen in der zweiten Periode für die Höhe des Korrelationsmaßes keine nennenswerte Rolle mehr, eher ist noch das Produkt entscheidend. Die Bestimmtheitsmaße mit einem Wert unter 0,9 lassen sich mit Ausnahme von Herdecke nur noch bei Gerste und Hafer finden.

Die vorliegenden Ergebnisse unterstützen den Befund Fremdlings und Hohorsts, daß 1820/1865 bereits ein hoher Zusammenhang der Preisreihen im Königreich Preußen existierte. In einem zweiten Schritt gilt es nun den Wendepunkt zu finden, ab dem von einem integrierten gesamtpreußischen Markt im Sinne gleicher Preisschwankungen gesprochen werden kann. Zu diesem Zweck wurden für jeden der fünf Marktorte die Jahresdurchschnittspreise aller vier Getreidearten eines Jahrzehntes in eine gemeinsame Reihe überführt.

20 Selbst eine Durchführung der Korrelationen unter Eliminierung von Ausreißern brachte keine nennenswerte Steigerung der Korrelationswerte.

21 Für Hafer, das billigste Getreide, war ein überregionaler Markt, sieht man von der engeren Anbindung zwischen Minden und dem Hellwegraum einmal ab, faktisch nicht existent.

22 Als hochintegrierter, integrierter und schwach integrierter Raum werden Gebiete definiert, deren Marktorte in ihren Preisreihen Werte für das Korrelationsmaß r^2 aufweisen, die über 0,85 liegen, zwischen 0,75 und 0,85 sowie 0,6 und 0,75. Ist der Übergang zwischen den so definierten Zonen, z.B. von hochintegriert zu integriert, als eher fließend anzusehen, so sind doch zumindest schwach- und hochintegrierte Räume deutlich voneinander zu unterscheiden.

23 Nur der Korrelationswert für Hafer zwischen Hamm und Soest liegt mit 0,83 knapp unter 0,85.

Somit standen für jede Korrelation innerhalb eines Jahrzehntes von 1790/99 bis 1850/59 statt nur zehn (z. B. nur Weizenpreise) insgesamt 40 Beobachtungen (Weizen-, Roggen-, Gerste- und Haferpreise) zur Verfügung (Tab. 3). Die Bildung einer solchen jahrzehnteweisen kombinierten Getreidepreisreihe ist möglich, da die Preise von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer in strenger Relation zueinander standen. In jedem Jahr lagen die Weizen- über den Roggenpreisen, die Roggen- über den Gerstenpreisen und die Gersten- über den Haferpreisen. Der so gewonnene Wert für das Bestimmtheitsmaß r^2 läßt sich interpretieren als Indikator für die Intensität des Preiszusammenhangs zweier Marktorte innerhalb eines Jahrzehntes bei Berücksichtigung des gesamten Getreidemarktes und nicht nur einer Getreideart.

Tabelle 3: Die Korrelationen (R^2) der Getreidepreise pro Jahrzehnt 1790/99-1850/59 für die Marktorte Aachen, Köln, Herdecke, Münster und Berlin

Jahrzehnt	Köln = f(Aachen)	Münster = f(Köln)	Münster = f(Aachen)	Herdecke = f(Aachen)	Herdecke = f(Köln)
1790/99	91,75	60,29	51,02	89,28	85,72
1800/09	94,90	76,84	73,28	88,88	92,46
1810/19	88,18	86,14	79,00	86,12	97,32
1820/29	97,84	86,94	87,90	92,98	91,76
1830/39	96,30	92,71	93,01	96,62	95,42
1840/49	99,34	97,47	96,45	97,51	98,76
1850/59	99,60	97,29	96,88		
	Herdecke = f(Münster)	Herdecke = f(Berlin)	Berlin = f(Aachen)	Berlin = f(Köln)	Berlin = f(Münster)
1790/99	63,39	69,94	52,37	55,73	68,94
1800/09	83,77	65,35	50,59	59,49	46,62
1810/19	89,37	80,45	70,20	79,86	79,71
1820/29	94,25	92,88	90,68	87,48	90,22
1830/39	97,84	89,95	93,37	89,64	88,91
1840/49	99,10	91,78	93,71	92,62	91,29
1850/59			97,46	97,23	97,19

Quelle: Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 275.

Ann.: Für jedes Jahrzehnt wurde für alle Orte aus den Weizen-, Roggen-, Gerste- und Haferpreisen eine Reihe gebildet, so daß für jedes Jahrzehnt 40 Beobachtungen zur Verfügung standen. Nur die Korrelationen mit Aachen verfügen über weniger, nämlich 32 Beobachtungen.

Münster und Berlin weisen demnach 1790/99 sowohl untereinander als auch korreliert mit Aachen, Köln und Herdecke Werte für r^2 zwischen 0,51 und 0,70 auf. Bis 1840/49 steigen die Werte an und liegen dann zwischen 0,91 und 0,98. Nur Köln, Aachen und Herdecke verfügen untereinander schon 1790/99 über Werte für r^2 im Bereich zwischen 0,85 und 0,92. Doch auch hier steigt bis 1840/49 das r^2 auf Werte zwischen 0,97 und 0,996. 1800/09 liegt das Bestimmtheitsmaß für alle betrachteten rheinisch-westfälischen Marktorte über 0,73, 1810/19 über 0,79, ab 1820/29 über 0,86, ab 1830/39 über 0,92 und 1840/49 dann über 0,96. Korreliert man die Berliner Preisreihe mit den rheinisch-westfälischen Städten, so erreicht man 1800/09 nur r^2 -Werte zwischen 0,46 und 0,66, für 1810/19 dann Werte über 0,70, 1820/29 und 1830/39 über 0,87 und 1840/49 über 0,91. Alle Korrelationen im Zusammenhang mit Berlin erfahren erst 1810/19 eine deutliche Steigerung, während sich die Preiszusammenhänge Münsters mit Herdecke, Aachen und Köln schon für das vorhergehende Jahrzehnt (1800/09) signifikant verbessern. Die Unterschiede der Korrelationswerte rhei-

nisch-westfälischer Marktorte untereinander oder mit Berlin, die 1800/09 noch sehr ausgeprägt sind, lassen sich ab 1820 kaum noch wahrnehmen und verschwinden im letzten betrachteten Jahrzehnt 1850/59 vollständig.²⁴

Tabelle 4: Der durchschnittliche jährliche Variationskoeffizient pro Jahrzehnt (20,0=0,2) der Getreidepreise von Aachen, Köln, Münster und Berlin 1790/99-1850/59

Jahrzehnt	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
1790/99	16,38	20,37	14,36	17,73
1800/09	19,34	20,86	19,46	23,38
1810/19	7,87	12,18	14,19	13,59
1820/29	7,40	11,32	8,58	8,40
1830/39	5,41	7,89	8,96	9,51
1840/49	6,21	9,28	9,36	4,75
1850/59	4,25	5,40	5,67	5,60

Quelle: Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 275.

Anm: Für jedes Jahr 1790 bis 1859 wurde der Variationskoeffizient aus den Preisen der vier Marktorte berechnet. Für jedes Jahrzehnt wurden die ermittelten 10 Werte aufsummiert und durch 10 dividiert, um den durchschnittlichen Variationskoeffizient pro Jahrzehnt zu bekommen (vgl. Fußnote 24).

Neben einer Analyse der Preisbewegungen verschiedener Marktorte soll auch die Volatilität der Preise einzelner Agrarprodukte untersucht werden. Die Entwicklung der Intensität der Preisschwankungen im langfristigen Zeitablauf läßt sich durch Veränderungen des Variationskoeffizienten wiedergeben.²⁵ Der gesamte Untersuchungszeitraum ist zu diesem Zweck in gleichlange Perioden (z.B. Jahrzehnte oder Jahrfünftel) aufzuteilen und der jeweilige Variationskoeffizient zu berechnen. Für die Interpretation der gewonnenen Werte ist es allerdings notwendig, den Einfluß von Trends auf die Höhe des Variationskoeffizienten zu beachten. Als absolut zuverlässiges Streuungsmaß kann der Variationskoeffizient nur bei stationären Reihen ohne Trend verwendet werden. Liegt ein Trend in den Preisreihen vor, so besteht die Gefahr, daß die durch den Variationskoeffizienten gemessene Streuung um den Mittelwert höher als die tatsächliche ist. Diese Unsicherheiten legen es nahe, zur Messung von Preisschwankungen weitere Indikatoren heranzuziehen, die keinem Trendeinfluß unterliegen, z.B. die durchschnittlichen prozentualen Abweichungen der einzelnen Jahrespreise.²⁶ Die Betrachtung der Entwicklung saisonaler Preisschwankungen erlaubt eine weitere Überprüfung der gewonnenen Ergebnisse, da ein Zusammenhang zwischen saisonaler und langfristiger Oszillation der Preise besteht. Die Preisschwankungen innerhalb eines Jahres lassen sich dabei für jedes Jahr ohne Probleme durch den Variationskoeffizienten der monat-

24 Als weiterer Indikator zur Bestimmung des Zeitpunktes der Angleichung der Preisbewegungen dient die Entwicklung des durchschnittlichen jährlichen Variationskoeffizienten der Getreidepreise Aachens, Kölns, Berlins und Münsters. Verringern sich z.B. die Preisdifferenzen zwischen den Marktorten und nimmt die Streuung um den Mittelwert ab, so nimmt auch der Variationskoeffizient ab und umgekehrt. Die Ergebnisse finden sich in Tabelle 4. Ein Blick auf die parallel verlaufende Entwicklung der Variationskoeffizienten für Weizen, Roggen, Gerste und Hafer belegt, daß auch nach diesem Indikator dem Jahrzehnt 1810/19 entscheidende Bedeutung für die Bildung eines gesamtpreußischen Marktes zukommt.

25 Nähere Erläuterungen zur Aussagekraft des Variationskoeffizienten finden sich bei Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 276 f.

26 Als Beispiel vgl. die preishistorische Arbeit von Ebeling/Irsigler, bes. S. 309.

lichen Notierungen messen. Ein weiterer Indikator stellt die Entwicklung der Spannweite zwischen minimalen und maximalen Monatspreisen eines Jahres dar.

Tabelle 5: Die Entwicklung des Variationskoeffizienten der Jahresdurchschnittspreise pro Jahrzehnt 1790-1880 und seine Determinanten, Mittelwert und Standardabweichung (Reichstaler pro preußischem Scheffel)

Jahrzehnt	Weizen			Roggen		
	Varkoeff.	Mittelwert	Stdabw	Varkoeff.	Mittelwert	Stdabw
1790/99	0,3712	2,49	0,9244	0,3023	1,84	0,5547
1800/09	0,1923	2,88	0,5538	0,2116	2,08	0,4406
1810/19	0,2566	2,99	0,7675	0,3396	2,26	0,7681
1820/29	0,2299	1,87	0,4292	0,2476	1,34	0,3327
1830/39	0,2602	2,22	0,5768	0,2551	1,70	0,4346
1840/49	0,1977	2,81	0,5561	0,3059	2,07	0,6333
1850/59	0,2321	3,26	0,7555	0,2323	2,54	0,5903
1860/69	0,1392	3,16	0,4403	0,1487	2,36	0,3509
1870/79	0,0962	3,29	0,3160	0,0837	2,39	0,1998
	Erbsen			Kartoffeln		
	Varkoeff.	Mittelwert	Stdabw	Varkoeff.	Mittelwert	Stdabw
1820/29	0,2461	1,49	0,3670	0,1808	0,38	0,0692
1830/39	0,1796	1,88	0,3368	0,2169	0,43	0,0937
1840/49	0,2756	2,41	0,6641	0,3017	0,68	0,2052
1850/59	0,1919	2,91	0,5579	0,2544	1,02	0,2593
1860/69	0,1126	3,00	0,3372	0,1992	1,01	0,2015
1870/79	0,0742	3,54	0,2625	0,0986	1,22	0,1200
	Gerste			Hafer		
	Varkoeff.	Mittelwert	Stdabw	Varkoeff.	Mittelwert	Stdabw
1790/99	0,2883	1,28	0,3690	0,4091	0,91	0,3739
1800/09	0,1706	1,55	0,2636	0,2001	0,97	0,1943
1810/19	0,2897	1,68	0,4857	0,2464	1,03	0,2530
1820/29	0,2074	1,06	0,2198	0,1907	0,71	0,1356
1830/39	0,1961	1,28	0,2517	0,1283	0,82	0,1051
1840/49	0,2635	1,57	0,4139	0,2414	0,99	0,2388
1850/59	0,1862	1,96	0,3660	0,2296	1,27	0,2917
1860/69	0,1193	1,95	0,2331	0,1230	1,26	0,1547
1870/79	0,0790	2,13	0,1680	0,1058	1,41	0,1497
	Rindfl.			Schweinefl.		
	Varkoeff.	Mittelwert	Stdabw	Varkoeff.	Mittelwert	Stdabw
1820/29	0,0833	1,94	0,1615	0,1038	2,45	0,2547
1830/39	0,0387	2,29	0,0885	0,1067	3,00	0,3201
1840/49	0,0614	2,69	0,1649	0,1172	3,47	0,4063
1850/59	0,1551	3,30	0,5122	0,2038	4,59	0,9363
1860/69	0,0829	4,45	0,3693	0,0847	5,30	0,4491
1870/79	0,0756	5,94	0,4486	0,0413	6,39	0,2637

Tabelle 5 gibt die langfristige Entwicklung des Variationskoeffizienten der Jahrespreise pro Jahrzehnt wieder. Diese Zeiträume wie auch Perioden über mehrere Jahrzehnte weisen bei den meisten Produkten keine oder nur vernachlässigbar geringe Trends auf.²⁷

Tabelle 6: Die durchschnittliche jährliche prozentuale Abweichung der Jahrespreise innerhalb eines Jahrzehntes 1790-1879

Jahrzehnt	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Erbsen	Kartoffeln	Rindfleisch	Schweinefleisch
1790/99	27,66	25,54	22,52	31,68				
1800/09	16,54	19,75	18,37	24,16				
1810/19	22,10	26,37	22,90	20,69				
1820/29	13,81	18,46	16,32	16,78	18,95	23,45	5,85	9,09
1830/39	15,96	15,45	12,69	11,46	12,67	15,20	3,34	6,33
1840/49	14,30	22,70	19,32	20,60	16,48	19,34	3,19	7,33
1850/59	13,44	15,45	11,26	14,83	12,32	21,80	5,44	7,89
1860/69	12,45	11,45	8,41	6,71	7,80	18,36	3,54	5,84
1870/79	9,86	9,27	7,15	8,83	6,92	11,60	5,98	3,82

Quelle: Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 281.

Anm.: Für zwei aufeinanderfolgende Jahre wurde die prozentuale Veränderung der Preise ermittelt. Die Veränderungsdaten sind alle mit einem positiven Vorzeichen versehen, für jedes Jahrzehnt aufsummiert und durch zehn dividiert worden. Der so ermittelte Wert gibt unabhängig vom Vorzeichen die durchschnittliche Veränderungsrate der Preise eines Produktes pro Jahrzehnt wieder.

Tabelle 6 enthält die durchschnittlichen prozentualen Abweichungen der Jahrespreise innerhalb eines Jahrzehntes zwischen 1790 und 1880. Ab 1850 weisen sowohl der Variationskoeffizient für die vier Getreidearten als auch ihre durchschnittlichen prozentualen Abweichungen einen ausgeprägten kontinuierlichen Abwärtstrend auf. Während der Variationskoeffizient in den Jahrzehnten vor 1850 noch starken Schwankungen unterliegt, läßt sich bei den prozentualen Abweichungen schon vor 1850 ein leichter Abwärtstrend ausmachen, der sich allerdings in den fünfziger Jahren deutlich verstärkt. Unterschiede um ein Jahrzehnt sind allerdings bei der Anwendung beider Indikatoren auf die Kartoffelpreise feststellbar.²⁸ Differenzen bei beiden Indikatoren ergeben sich weiterhin für die Fleischpreise. Berücksichtigt man den Variationskoeffizienten, so müßte sich in den vierziger Jahren ein Maximum der Fleischpreisschwankungen befinden und nach 1860 ein leichter Abwärtstrend der ohnehin geringen Oszillationen vollzogen haben. Die prozentualen Abweichungen legen dagegen nahe, daß die Fleischpreise über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg

²⁷ Bezogen auf zehn Jahre lassen sich bei allen Getreidearten, Erbsen und Kartoffeln zwischen 1790 und 1880 höchstens in ein, zwei Jahrzehnten schwache Trendeinflüsse ausmachen ($0,3 < r^2 < 0,5$). Nur die Rind- und Schweinefleischpreise unterliegen mehrere Jahrzehnte hintereinander ausgeprägten Trendeinflüssen; vgl. Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 280. Eine Zuhilfenahme trendunabhängiger Indikatoren zur Darstellung der langfristigen Entwicklung der Preisschwankungen scheint somit zumindest für die Fleischpreise unbedingt notwendig und generell zur allgemeinen Kontrolle angebracht zu sein. Zu den langfristigen Preistrends einzelner Agrarprodukte vgl. Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 345 ff.

²⁸ Dem Variationskoeffizienten folgend müßte bei Kartoffeln schon ab 1850 die Verringerung der Preisschwankungen eingesetzt haben während dies bei Zugrundelegung der prozentualen Abweichungen erst nach 1860 der Fall ist. Die Berücksichtigung der Tatsache, daß die Kartoffelpreise in den vierziger Jahren leichten Trendeinflüssen unterliegen, während sie in den fünfziger Jahren eine stationäre Reihe bilden, kann erklären, weshalb der Variationskoeffizient für die vierziger Jahre über dem der fünfziger Jahre liegt.

geringen Schwankungen unterlagen. Nur für die Oszillationen der Schweinefleischpreise ist nach 1860 ein schwacher Abwärtstrend feststellbar. Das Maximum der Variationskoeffizienten der Fleischpreise in den vierziger Jahren, verglichen mit den Jahrzehnten davor, könnte dadurch zu erklären sein, daß die Fleischpreise erstmals in den vierziger Jahren starken Trendeinflüssen unterliegen, während die Rindfleischpreise vorher eine stationäre Reihe bilden und die Schweinefleischpreise nur einen schwachen Trend aufweisen. Wie für Kartoffeln sind auch bei den Fleischpreisreihen die prozentualen Abweichungen als der vertrauenswürdiger Indikator anzusehen. Beide Indikatoren weisen aber tendenziell für alle Produkte in die gleiche Richtung und führen nicht zu widersprüchlichen Resultaten.

Die durchschnittlichen Mittelwerte der Jahrespreise pro Jahrzehnt und die dazugehörigen Standardabweichungen, die beide in Tabelle 5 ebenfalls aufgeführt sind, belegen, daß sich trotz kontinuierlich ansteigender Mittelwerte ab 1830 die Standardabweichungen ab 1850 bzw. 1860 im Zeitablauf halbieren, wenn nicht sogar dritteln (Ausnahme Rindfleisch). Die Standardabweichungen als das eigentliche Streuungsmaß verzeichnen somit ab 1850 bzw. 1860 trotz steigender Mittelwerte teilweise drastische Verminderungen in ihrer absoluten Größe. Der Abwärtstrend der Variationskoeffizienten nach 1850 ist somit nicht auf relativ stärker steigende Mittelwerte bei gleichzeitig zunehmenden Standardabweichungen zurückzuführen.²⁹ Dieser Umstand erhärtet die Aussagekraft der Variationskoeffizienten in bezug auf die Abnahme der Preisschwankungen. Ein Grund für die dauerhaft abnehmenden Werte der Variationskoeffizienten und der prozentualen Abweichungen nach 1850 liegt in der veränderten kurzfristigen Preisentwicklung. Erntebedingte jährliche Preisschwankungen verschwinden nach 1850 zusehends.

Tabelle 7: Die Entwicklung des Variationskoeffizienten der monatlichen Preisnotierungen innerhalb eines Jahres 1791-1880 (Der Mittelwert pro Jahrzehnt)

Jahrzehnt	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Erbsen	Kartoffeln	Rindfleisch	Schweinefleisch
1790/99	0,1178	0,1392	0,1402	0,2422				
1800/09	0,0922	0,1245	0,1418	0,1501				
1810/19	0,1133	0,1093	0,1089	0,1316				
1820/29	0,0935	0,1030	0,0916	0,1097	0,1150	0,1523	0,0474	0,0540
1830/39	0,0857	0,0993	0,0657	0,0906	0,0648	0,1167	0,0296	0,0383
1840/49	0,0974	0,1161	0,1061	0,1472	0,0960	0,2011	0,0251	0,0541
1850/59	0,0974	0,1118	0,0821	0,0994	0,0759	0,1599	0,0338	0,0420
1860/69	0,0651	0,0781	0,0452	0,0731	0,0360	0,1622	0,0170	0,0312
1870/79	0,0599	0,0565	0,0400	0,0522	0,0313	0,1495	0,0283	0,0180

Quelle: Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 285.

Tabelle 7 stellt die Entwicklung des Variationskoeffizienten der monatlichen Preisnotierungen innerhalb eines Kalenderjahres dar.³⁰ Nach 1850 bzw. 1860 setzt ein Abwärtstrend

²⁹ Der Einschnitt den die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts für die Intensität der Preisschwankungen mit sich brachten, läßt sich noch deutlicher im Kontext der neuzeitlichen Preisentwicklung seit Mitte des 16. Jahrhunderts bis Anfang des 20. Jahrhunderts herausarbeiten. Am Beispiel von Münsteraner und Berliner Roggenpreisen vgl. ausführlich bei Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 282 f.

³⁰ Zur Bestimmung des Zehnjahresdurchschnittes wurden die 10 Werte der jährlichen Variationskoeffizienten für die Monatspreise aufaddiert und durch 10 dividiert. Die so gewonnenen Variationskoeffizienten unterliegen keinerlei Trendeinflüssen und können problemlos als Indikator für das Ausmaß saisonaler Preisschwankungen dienen.

im Ausmaß der saisonalen Preisschwankungen ein. Für Gerste, Hafer und Erbsen läßt sich sein Beginn bereits in den fünfziger Jahren ausmachen. Weizen und Roggen weisen dagegen für die zwei Jahrzehnte von 1840 bis 1860 konstante Werte auf. Erst in den sechziger Jahren setzt auch bei ihnen ein deutlicher Abschwung ein. Die Fleischpreise unterliegen, über den ganzen Untersuchungszeitraum betrachtet, wesentlich geringeren innerjährlichen Schwankungen als die Preise pflanzlicher Produkte. Nur für Schweinefleisch ist ab 1850 ein kontinuierliches Absinken des ohnehin schon niedrigen Variationskoeffizienten auszumachen. Verglichen mit den Jahrzehnten um 1800 haben sich die Werte der Variationskoeffizienten bei Getreide und Erbsen in den sechziger und siebziger Jahren nahezu halbiert. Die Intensität der saisonalen Schwankungen der Kartoffelpreise vermindert sich, verglichen mit dem Jahrzehnt davor, in den fünfziger Jahren zwar erheblich, doch nur, um auf ein Niveau zu gelangen, das auch schon in den zwanziger und dreißiger Jahren erreicht worden war.

Tabelle 8: Die durchschnittliche prozentuale und absolute Differenz des minimalen und maximalen Monatspreises innerhalb eines Jahres für ein Jahrzehnt 1790-1879

Jahrzehnt	Prozentuale Differenz							
	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Erbsen	Kartoffeln	Rindfleisch	Schweinefleisch
1790/99	42,21	54,29	49,60	116,42				
1800/09	34,75	50,49	59,54	64,95				
1810/19	44,30	39,60	42,94	50,89				
1820/29	36,23	43,52	39,35	43,58	46,22	67,84	17,39	17,47
1830/39	37,37	35,81	26,00	27,46	27,46	50,76	13,55	39,05
1840/49	36,91	59,64	32,82	46,83	36,84	57,02	8,91	34,53
1850/59	40,50	49,69	28,09	43,23	29,61	58,35	9,54	35,83
1860/69	25,21	29,49	17,48	24,28	16,13	61,19	7,15	17,22
1870/79	18,71	18,53	13,55	17,87	11,03	64,44	8,82	5,84
	Absolute Differenz in Reichstalern							
1790/99	0,90	0,78	0,53	0,74				
1800/09	1,21	1,22	0,97	0,63				
1810/19	1,17	0,79	0,66	0,51				
1820/29	0,57	0,42	0,30	0,24	0,49	0,20	0,32	0,39
1830/39	0,69	0,48	0,29	0,21	0,40	0,20	0,27	1,01
1840/49	0,84	0,90	0,45	0,38	0,66	0,29	0,22	1,13
1850/59	1,04	0,91	0,45	0,45	0,63	0,40	0,28	1,51
1860/69	0,69	0,59	0,31	0,28	0,40	0,46	0,28	0,82
1870/79	0,55	0,41	0,27	0,23	0,36	0,59	0,49	0,36

Quelle: Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 285.

Anm.: Zwischen 1790 und 1814 fehlen für einige Jahre monatliche Preisnotierungen. Für jedes Jahr wurde der absolute Abstand zwischen den minimalen und maximalen Preisnotierungen ermittelt. Dieser wurde dann durch den Minimalpreis dividiert, um die prozentuale Differenz zu errechnen. Aus den prozentualen Differenzen von 10 Jahren ließ sich dann ein Mittelwert bilden, der die durchschnittliche prozentuale Differenz zwischen minimalen und maximalen Preisnotierungen innerhalb eines Jahres für ein Jahrzehnt darstellt. Genauso wurde mit den absoluten Differenzen verfahren.

Als weiterer Indikator zur Messung der saisonalen Preisschwankungen dient die Entwicklung der absoluten und prozentualen Spannweiten zwischen den Minimal- und Maximalpreisen eines Jahres (Tab. 8). Die absoluten Differenzen für alle Getreidearten, Erbsen und Schweinefleisch vermindern sich signifikant in den sechziger Jahren. In den siebziger Jahren setzt

sich diese Entwicklung fort. Kartoffeln und Rindfleisch weisen dagegen keinen Trend in der Entwicklung ihrer absoluten Differenzen auf. Da Unterschiede in den absoluten Preisdifferenzen zum Teil auf unterschiedliche Preisniveaus zurückzuführen sind, wird auch die prozentuale Differenz als Indikator herangezogen, um die einzelnen Jahrzehnte beim gleichen Erzeugnis oder verschiedene Produkte mit unterschiedlichen Preisniveaus miteinander vergleichen zu können. Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen und Schweinefleisch verfügen bei diesem Indikator ab 1850 über einen deutlichen Abwärtstrend. Die prozentualen Differenzen erreichen in den sechziger und siebziger Jahren Werte, die nur halb so hoch oder noch niedriger liegen als in den Jahrzehnten davor. Nur bei Kartoffeln und Rindfleisch ist keine Veränderung der prozentualen Differenz nach 1850 auszumachen.

Als zentrales Ergebnis der Analyse saisonaler innerjährlicher als auch jährlicher Preisschwankungen deuten alle Indikatoren darauf hin, daß in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, bezogen auf die Preisbildung bei Getreide und Hülsenfrüchten, Kräfte wirksam zu werden begannen, die eine anhaltende Verminderung der Preisschwankungen herbeiführten. Die Fleischpreise weisen durchgehend eine niedrige Oszillation auf. Einzig die Kartoffelpreise lassen keine signifikante Veränderung ihrer ausgeprägten Schwankungen erkennen. Die erheblichen technischen Probleme des Kartoffeltransportes über längere Strecken bei relativ hohen Transportkosten³¹ sind wahrscheinlich dafür verantwortlich, daß der Kartoffelpreis auch weiterhin hauptsächlich vom regionalen Ernteaussgang abhing. Die Identifizierung der fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts als entscheidenden Wendepunkt in der Struktur der Preisschwankungen findet sich auch in der 1935 vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen Untersuchung zur langfristigen Entwicklung der deutschen Getreidepreise seit Ausgang des 18. Jahrhunderts.³² Die einsetzende Wende wird hier sogar noch genauer in den Jahren nach 1855 lokalisiert.³³

In ihrer Analyse der Oszillationen von Kölner Agrarpreisreihen für die zwei Jahrhunderte vor 1914 kommen Ebeling und Irsigler sowohl in bezug auf die Bewegungen der Jahresdurchschnittspreise als auch der saisonalen Preisveränderungen für alle Produkte zu ähnlichen Ergebnissen. Sie sprechen von einem erheblichen Strukturwandel im Preisverhalten von Agrarprodukten im 19. Jahrhundert, insbesondere im Vergleich der ersten mit der zweiten Jahrhunderthälfte. Doch sehen sie sich nicht in der Lage, genaue Wendepunkte, weder in Jahren noch Jahrzehnten, auszumachen und sprechen von einem eher prozeßhaften Charakter des Übergangs für das gesamte 19. Jahrhundert.³⁴ Ein prozeßhafter Übergang wird durch die in diesem Kapitel vorgebrachten Indikatoren nicht in Abrede gestellt. Aber es spricht sehr vieles dafür, den Beginn der Übergangsphase hin zu dauerhaft abgeschwächten Preisschwankungen in den fünfziger Jahren zu lokalisieren und nicht von einem über das ganze 19. Jahrhundert gleichmäßig verlaufenden Prozeß zu sprechen. Langfristige Trendbetrachtungen über hundert Jahre und mehr, die den Schwerpunkt der Preisanalyse von Ebeling und Irsigler ausmachen, stellen nicht das geeignete Instrumentarium dar, um kurzfristige Über-

31 Vgl. *H.-H. Bass*, Hungerkrisen in Preußen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (= Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 8), St. Katharinen 1991, S. 67.

32 Vgl. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, Die Getreidepreise in Deutschland seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts. Mit Anhang: Getreidepreise in Berlin seit 1624, 44. Jhg. (1935), Erstes Heft, Berlin 1936, S. 273-321.

33 Vgl. ebd., S. 285.

34 Vgl. *Ebeling/Irsigler*, S. 309.

gangsphasen genauer lokalisieren zu können. Diese werden von säkularen Trendbetrachtungen eher verdeckt.³⁵

III. Die Phasen des Integrationsprozesses auf dem westfälischen Agrarmarkt 1780-1880. Landwirtschaftliche Entwicklung in Abhängigkeit von sich verändernden Märkten

Die statistische Preisanalyse ergibt, daß die Korrelationen zwischen 1800 und 1820 auf ein Niveau ansteigen, so daß schon für die 1820er Jahre von einem integrierten preussischen Agrarmarkt im Sinne des „law of one price“ auszugehen ist. Die Preisschwankungen unterlagen allerdings erst ab 1850 einem ausgeprägten Abwärtstrend. Wenn beide Indikatoren nun die gleiche Entwicklung wiedergeben, so gilt es zu klären, weshalb sie sich erst mit einer zeitlichen Verschiebung von mehreren Jahrzehnten gemeinsam in Richtung zunehmende Marktintegration bewegen. Eine Analyse der Aussagefähigkeit eines jeden Indikators, welche ökonomischen Tatbestände des komplexen und vielschichtigen Prozesses der Marktintegration er wiedergeben kann, ist notwendig. Die Zeitverschiebung zwischen der zunehmenden Korrelation der Preisreihen und der Nivellierung der Preisoszillationen belegt, daß sich der Prozeß der Marktintegration Westfalens im 19. Jahrhundert in zwei Phasen zerlegen läßt. Beide Preisphänomene sind zwar abhängig voneinander, müssen sich aber nicht zeitgleich mit derselben Intensität herausbilden. Reicht nicht schon unter bestimmten Umständen eine geringe Zunahme des über den Markt gehandelten Outputanteiles aus, um hohe Korrelationen der Preisbewegungen herbeizuführen, während erst ein steiler Anstieg der Marktquote zu einer Glättung der Preisoszillationen führt?

Im folgenden soll nun in Grundzügen die Entwicklung des westfälischen Agrarmarktes zwischen 1780 und 1880 dargelegt werden.³⁶ Ende des 18. Jahrhunderts bot sich in Westfalen und im Rheinland das Bild mehrerer hochintegrierter Regionalmärkte, die untereinander nur schwach in Beziehung standen. Defizit- und Überschußgebiete grenzten aneinander und lagen zumeist in einem politischen Herrschaftsgebiet, so daß Transportkosten und Zölle die Absatzpreise nicht zu sehr belasteten. Als Prototyp eines solchen kleinräumigen Marktes lassen sich die gewerbereichen, unfruchtbaren Mittelgebirgsgegenden im Sauerland und im Bergischen Land sowie die direkt angrenzenden fruchtbaren Gebiete insbesondere auf dem Hellweg aber auch im Rheinland und in Ostwestfalen bezeichnen. Der für industrielle Zwecke (Steinkohle- und Salzgewinnung) erfolgte Ausbau des Straßennetzes sowie die Schiffbarmachung der Ruhr ab 1780 sorgten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts quasi als Zusatznutzen für gute und sichere Verkehrsverbindungen zwischen den agrarischen und gewerblichen Teilen der Grafschaft Mark (Hellweg bzw. Ruhrgebiet und Niedersauerland), so daß hier die Agrarproduktion schon vor 1800 deutlich anstieg.³⁷ Agrargebiete, die nicht

35 Für das gesamte 19. Jahrhundert industriell geprägte Agrarpreisstrukturen zu unterstellen, wie dies Ebeling und Irsigler machen, läßt sich selbst für den hochentwickelten Kölner Raum als willkürlich und unbegründet bezeichnen. Des weiteren fehlt bei ihnen jede Definition, was denn nun unter industriell geprägten Agrarpreisstrukturen zu verstehen ist. Selbst mit ihren eigenen Daten hätten die beiden Autoren zu dem Ergebnis kommen können, daß sich in den fünfziger Jahren die entscheidenden Veränderungen in der Struktur der Preisschwankungen zu vollziehen begannen. Eine ausführliche Kritik der Arbeit von Ebeling und Irsigler findet sich bei *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 289 ff.

36 Ausführlich hierzu, *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 293 ff.

37 Die schlechten Wegeverhältnisse mit Unpassierbarkeit der Verbindungen im Frühjahr und Herbst galt nach amtlichen Berichten vom Anfang des 18. Jahrhunderts als wichtigster Grund für den damaligen niedrigen Stand der Landwirtschaft in den eigentlich fruchtbaren Gebieten um Bochum und Dortmund; vgl. *M. Bosch*, Die

direkt an die Mittelgebirge grenzten, wie das Münsterland und der Niederrhein, wiesen dagegen nur schwache Verbindungen in die gewerblichen Zonen auf bei weiterhin stagnierender Agrarproduktion.³⁸

Tabelle 9: Getreideein- und ausfuhr sowie der Importüberschuß in den Regierungsbezirken Münster und Arnsberg im Jahresdurchschnitt 1826, 1827 und 1828

Regierungsbezirke	Alle Mengenangaben in preußischen Scheffeln				Prozent
	Import	Export	Export minus Import	Nettoproduktion	Importüb./Nettopr. *
	Weizen	Weizen	Weizen	Weizen	Weizen
Münster	3771	3252	-519	446610	-0,12
Arnsberg	11290	190	-11100	177254	-6,26
Rb Ms+Rb Arn	15060	3442	-11618	623864	-1,86
	Roggen	Roggen	Roggen	Roggen	Roggen
Münster	10822	1638	-9184	2310938	-0,40
Arnsberg	49236	537	-48699	1598182	-3,05
Rb Ms+Rb Arn	60059	2175	-57884	3909120	-1,48
	G/H/Bw	G/H/Bw	G/H/Bw	G/H/Bw	G/H/Bw
Münster	16771	974	-15797		
Arnsberg	36890	882	-36008		
Rb Ms+Rb Arn	53661	1856	-51805		

Quelle: Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 251.

Ann.: Zur Ermittlung der jährlichen durchschnittlichen Nettogetreideproduktion (NGP= BruttoGP-Saatgut-Schwund) für 1822/35 der Regierungsbezirke Münster und Arnsberg vgl. Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 249 f. und S. 515 ff.

*= Importüberschuß dividiert durch Nettoproduktion

Rb Ms+Rb Arn= Regierungsbezirke Münster und Arnsberg

G/H/Bw= Gerste, Hafer und Buchweizen.

Bis 1820/30 hatte sich dann ein hochintegrierter gesamtpreußischer Getreidemarkt etabliert. Wo liegen nun die Gründe für diese Entwicklung? Die ersten 30 Jahre des 19. Jahrhunderts weisen dabei weder einen bedeutenden Ausbau der bestehenden Infrastruktur noch eine signifikante Senkung der Kosten im Transportsektor durch beschleunigten technischen Fortschritt auf. Eine verstärkte Deregulierung der städtischen Marktordnungen setzte flächendeckend erst nach 1820 ein und zog sich über mehrere Jahrzehnte hin.³⁹ Es läßt sich nur eine tiefgreifende handelsvermehrnde Veränderung institutioneller Art feststellen, die bis 1810 das gesamte Territorium des Rheinlands und Westfalens und schließlich bis 1820 das ganze

wirtschaftlichen Bedingungen der Befreiung des Bauernstandes im Herzogtum Kleve und in der Grafschaft Mark im Rahmen der Agrargeschichte Westdeutschlands, Berlin 1920, S. 159 f. Schon die Zeitgenossen erkannten die Bedeutung der sog. „Kohlestraßen“ für den Getreidehandel; vgl. F. Salter, Entwicklung und Bedeutung des Chaussee- und Wegebbaus in der Provinz Westfalen unter ihrem ersten Oberpräsidenten Ludwig Freiherr von Vincke, 1815-1844, Diss. Marburg 1917, S. 7 f.

38 Zum Zusammenhang zwischen agrarischem Wachstum einer Region und ihrer Anbindung an expandierende gewerblich-industrielle Nachfragezentren vgl. Kopsidis, Die regionale Entwicklung.

39 Ein großangelegter Ausbau des westfälischen Straßennetzes erfolgte erst nach 1830; vgl. Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 305 ff. Zur Deregulierung von städtischen Marktordnungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vgl. ebd. S. 307 f.

Königreich Preußen erfaßt hatte. Die Entstehung eines zusammenhängenden rheinisch-westfälischen Agrarmarktes fällt nach der Korrelationsanalyse in die napoleonische Zeit, die mit einer erheblichen Reduzierung sowohl der staatlichen Zollgrenzen als auch der Binnenzölle einherging. Die Zollgesetzgebung des Königreichs Westfalen und des Großherzogtums Berg blieb in den Nachfolgestaaten nach 1815 weiterbestehen. Die französische Zollgesetzgebung diente des weiteren als Vorbild für die durchgreifenden liberalen preußischen Zollreformen von 1818, welche die staatliche Integrationspolitik weiterführten.⁴⁰

Trotz eines nun existierenden Binnenmarktes kam es nach dem gegebenen Datenmaterial zwischen 1820 und 1850 vermutlich nicht zu einer bedeutenden Zunahme des überlokalen Agrarhandels in Westfalen. Hohe Transportkosten und eine fehlende Verkehrsinfrastruktur behinderten immer noch die schnelle und regelmäßige Zirkulation größerer Mengen über weite Strecken. Da Statistiken über innerwestfälische Agrarhandelsströme fehlen, ist es notwendig, von der Entwicklung des liberalisierten westfälischen Agraraußenhandels auf den Überlandhandel über längere Distanzen zu schließen. Die vorliegenden wenigen Daten, vornehmlich Zollstatistiken für 1826 bis 1828⁴¹ belegen den geringen Umfang der im landgestützten Fernhandel bewegten Mengen für ein binnenländisches Gebiet ohne nennenswerte Wasserwege. Eine detaillierte Übersicht über die Getreideeinfuhr und -ausfuhr der Provinz Westfalen für 1826, 1827 und 1828 in die angrenzenden nichtpreußischen Gebiete, die ca. zwei Drittel der westfälischen Grenzen einnahmen, erlaubt es, die Bedeutung und den Umfang überregionaler Handelsströme um 1830 näher herauszuarbeiten. Legt man die allerdings sehr vagen und nicht nachvollziehbaren Schätzungen Finckensteins zur Roggen- und Weizenproduktion Westfalens für 1828 zugrunde und rechnet man seine Tonnenangaben in Scheffel um, so betrug der Anteil der Weizenexporte Westfalens an der Gesamtproduktion für 1828 4,9 Prozent und für Roggen 0,3 Prozent. Die Brotgetreideexporte zusammen haben einen Anteil von 0,9 Prozent an der westfälischen Produktion. Der Anteil der westfälischen Importe an der inländischen Gesamtproduktion lag für Weizen bei 1,3 Prozent, für Roggen bei 0,7 Prozent und für Brotgetreide insgesamt bei 0,8 Prozent.⁴² Auch wenn es sich bei diesen Kennziffern nur um Annäherungswerte handelt, so wird doch deutlich, welcher geringen Umfang die im weiträumigen Handel befindlichen Mengen, verglichen mit der westfälischen Gesamtproduktion, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatten. Ein Befund, der sich auch durch die niedrigen Anteile der Importe, Exporte und Nettoimporte an der Nettoproduktion der Regierungsbezirke Münster und Arnberg stützen läßt (vgl. Tab. 9).

Die 1826/28 im westfälischen Außenhandel jährlich umgesetzte durchschnittliche Getreidemenge betrug, ohne Berücksichtigung des Handels mit der Rheinprovinz, bei Weizen 1924 t (Einfuhr: 846 t, Ausfuhr: 1078 t) und bei Roggen 3827 t (Einfuhr: 3007 t, Ausfuhr: 820 t). Sie stieg bis 1886/87 für den Verkehrsbezirk Westfalen (plus der kleinen Territorien Waldeck und Lippe-Detmold abzüglich des Ruhrgebietes), bei Abzug der über das Rhein-

40 Zur Reform des Zollwesens während der napoleonischen Zeit und anschließend im Kgr. Preußen vgl. *Berding* und *T. Ohnishi*, Zolltarifpolitik Preußens bis zur Gründung des Deutschen Zollvereins, Diss. Göttingen 1973.

41 „Acta die Getreide Ein, und Ausfuhr der Provinz Westphalen betr. 1826-1853“ des Oberpräsidiums Münster; STAM, OP Münster, Nr. 112.

42 Eigene Berechnung der Prozentwerte. Die Produktionszahlen stammen aus *H.W. Graf von Finckenstein*, Die Entwicklung der Landwirtschaft in Preußen und Deutschland 1800-1930, Würzburg 1960, S. 313 f. Nach Finckenstein betrug 1828 die Weizenproduktion Westfalens 33100 Tonnen und die Roggenproduktion 184200 Tonnen. Die Export- und Importmengen von 1828 für Weizen und Roggen stellen eigene Berechnungen dar nach Angaben aus STAM, OP Münster, Nr. 112, Blatt 9 ff.

land und der ins Ruhrgebiet gehandelten Brotgetreidemengen, für Weizen auf 32750 t (Einfuhr: 24300 t, Ausfuhr: 8450 t) und für Roggen auf 9400 t (Einfuhr: 6600 t, Ausfuhr: 2800 t).⁴³ Sogar ohne Berücksichtigung der seit den siebziger Jahren immer wichtiger werdenden Rheinhäfen und des steigenden Handels mit Mehl- und Mühlenfabrikaten nahm bei Zugrundelegung fast identischer "Zollgrenzen" für 1826/28 und 1886/87 das mengenmäßige Handelsvolumen für Brotgetreide innerhalb von sechs Jahrzehnten von 5751 t auf 42150 t zu. Diese Zahlen offenbaren eine signifikante Erhöhung der im überregionalen Handel umgesetzten Getreidemengen. Die Einfuhr der Provinz Westfalen hatte sich ohne Berücksichtigung des Handels mit dem Rheinland verachtfacht! Die Ausfuhr hatte sich versiebenfacht. Die Zahlen können als Hinweis gelten, daß sich der Anteil des im Handel umgesetzten Getreides an der inländischen Gesamtproduktion in Westfalen zwischen 1830 und 1880 so stark erhöht haben muß, daß von einem qualitativen Sprung im Grad der Marktintegration gesprochen werden kann.

Trotz fehlenden Datenmaterials lassen sich unter Zuhilfenahme nichtstatistischer Quellen Aufschlüsse über die zentrale Rolle der Eisenbahn sowohl für den Aufschwung des Agrarhandels als auch des damit zusammenhängenden Produktionswachstums der westfälischen Landwirtschaft gewinnen. Hierzu dienen in erster Linie die Anfang der sechziger Jahre erstellten Kreisbeschreibungen für den Regierungsbezirk Münster. Im Rahmen der Neuregelung der Grundsteuer 1861/65 mußten die Landräte umfangreiche Kreisbeschreibungen nach standardisiertem Muster anfertigen. Sie dienten der Charakterisierung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Kreise⁴⁴ und gingen ausführlich auf die Absatzmöglichkeiten für Agrarprodukte sowie deren Einfluß auf die landwirtschaftliche Produktion ein.⁴⁵ Die Darstellung des Agrarhandels für den Kreis Münster und die Kreise der Hellwegregion muß sich auf verstreute Angaben in den gedruckt vorliegenden Kreisstatistiken der sechziger und siebziger Jahre stützen. Die Kreisbeschreibungen und -statistiken bieten den großen Vorteil, daß sie die Rolle der Eisenbahn schon für einen frühen Zeitpunkt behandeln. Ihr Betrachtungszeitraum, die Jahre vor bzw. um 1860, fallen zusammen mit der einsetzenden Glättung der Preisschwankungen.

43 Für 1826/28 vgl. *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 309 (eigene Berechnung nach den zollstatistischen Angaben aus STAM, OP Münster, Nr. 112, Blatt 9 ff.). Die Werte für 1886/87 stammen aus A. Kötting, Studien über Getreideverkehr und Getreidepreise in Deutschland, Jena 1890, S. 50 f. Diese beruhen wiederum auf den Angaben der Verkehrsstatistik. Die Provinz Westfalen mit Waldeck und Lippe-Detmold wurde dabei von Kötting in Hauptgebiet (Verkehrsbezirk Nr. 24: Westfalen, Lippe etc.) und Ruhrgebiet (Verkehrsbezirk Nr. 22: westfälisches Ruhr-Révier) aufgeteilt. Den Rechnungen liegen die Angaben zu Empfang und Versand des Hauptgebietes zugrunde. Der Empfang des Hauptgebietes an Weizen aus den drei Rheinhäfen und an Roggen aus dem gesamten Rheinland wurde dabei vom gesamten Empfang des Hauptgebietes subtrahiert. Ohne Berücksichtigung der Rheinhäfen, des Rheinlandes und des Ruhrgebietes entsprechen die 1886/87 betrachteten "Zollgrenzen" des Hauptgebietes fast deckungsgleich den Grenzen der Provinz Westfalens zu nichtpreußischen Gebieten 1826/28. Leider konnten beim Roggenversand des westfälischen Verkehrsbezirks nicht die Ausfuhr ins Rheinland herausgerechnet werden. Da die gesamten Roggenausfuhr nur geringen Umfang hatten, fällt dieser Mangel allerdings nicht so schwer ins Gewicht; ausführlicher hierzu vgl. *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 309.

44 Vgl. W. Müller-Wille, Die Akten der Katastralabschätzung 1822-35 und der Grundsteuerregelung 1861-65 in ihrer Bedeutung für die Landesforschung in Westfalen, in: Westfälische Forschungen, 3. Bd., 1940, S. 48-64, S. 61.

45 Zu den Kreisbeschreibungen des Regierungsbezirkes Münster vgl. *STAM*, Regierung Münster, Katasterverwaltung O12.

Die Ausdehnung des zur Versorgung der dichtbevölkerten industriell-gewerblichen Zentren notwendigen Gebietes nach Norden war um 1860 bereits in vollem Gange. Der Nachfragesog der aufstrebenden rheinisch-westfälischen Industriegebiete hatte bereits die Produktion und den Agrarhandel des Kernmünsterlandes (die Kreise Beckum, Lüdinghausen, Coesfeld, Recklinghausen und Münster) voll erfaßt.⁴⁶ Die traditionellen Getreidekammern Westfalens in den Hellwegkreisen Lippstadt, Soest und Hamm waren immer weniger in der Lage, aus eigener Kraft die Versorgung von Ruhrgebiet und Niedersauerland zu sichern.⁴⁷ Das abseits gelegene Sandmünsterland (die Kreise Borken, Ahaus, Steinfurt, Tecklenburg) war dagegen nur peripher in den Versorgungsgürtel der gewerblichen Bedarfszentren integriert. Fast alle Kreisbeschreibungen und -statistiken aus Regionen mit umfangreichen Agrarüberschüssen betonen, daß die Abwicklung des überörtlichen Agrarhandels hauptsächlich über die Eisenbahn erfolgt. Sie weisen gleichzeitig auf die wichtige Rolle eines dichten lokalen Straßennetzes für die optimale Leistungsfähigkeit der Bahnhöfe hin. Die zentrale Bedeutung der Verkehrsinfrastruktur und insbesondere der Eisenbahnen für die Entwicklung der agrarischen Produktion läßt sich ebenfalls anhand der Kreisbeschreibungen strukturschwacher Gebiete aufzeigen. Am deutlichsten wird dies für den abgelegenen und schlecht erschlossenen Kreis Ahaus dargelegt, dem jeder Anschluß an eine größere Stadt fehlte. Hier heißt es: "Der Absatz der Producte wird durch die chaussierten Wege, auf den Eisenbahnen zu Rheine und Wesel und durch die Schifffahrt auf der Berkel vermittelt. Wenn auch der Kreis nach allen Richtungen mit Chausseen versehen ist, so kann der Getreideverkehr wegen der großen Entfernung von den Eisenbahn Stationen als begünstigt nicht betrachtet werden [Hervorhebung durch M.K.]. Der Kreis liegt auch zu weit entfernt von einer größeren Stadt. Daher kann der hiesige Landwirth seine Boden-Erzeugnisse nicht so gut vermarkten. Milch, Gemüse und alle solche Boden-Erzeugnisse, deren weiterer Transport nur mit großen Kosten ausgeführt werden kann sind garnicht, oder doch nur zu niedrigen Preisen zu verkaufen. Der Vortheil eines wohlfeilen Dünger-Ankaufes aus den Städten entbehrt der hiesige Landwirth vollständig. Da wie gesagt größere Städte dem Kreise entfernt liegen und die Bewohner der Städte im Kreise, mit sehr geringer Ausnahme, sämmtliche Landwirthschaft betreiben."⁴⁸

Der Ausbau des westfälischen Eisenbahnnetzes erfolgte dabei sehr zügig.⁴⁹ Schon in den ersten Jahren erreichten insbesondere die Hellwegkreise und der Kreis Beckum eine Bahnhofsichte, die sich zwischen 1855 und 1875 nicht mehr wesentlich verbesserte. Von 27 Bahnhöfen, die zwischen 1847 und 1855 in Betrieb gingen, hatten 23 bereits bis Ende 1850 ihren Dienst aufgenommen. Die wichtigsten Agrargebiete Westfalens verfügten somit bereits 1850 über ausreichende Eisenbahnanschlüsse an die aufstrebenden industriellen Zentren. Ein flächendeckender Ausbau des Schienennetzes für das gesamte Untersuchungsgebiet setzte allerdings erst nach 1865 ein. Nahm mit hoher Wahrscheinlichkeit schon in den fünfziger Jahren das Volumen des westfälischen Binnenhandels mit Agrargütern stark zu, so dürfte in den sechziger Jahren die Kostengünstigkeit der Eisenbahn für Massengütertransporte durch eine reformierte Tarifgestaltung noch gesteigert worden sein.

46 Eine ausführliche Behandlung der Kreisstatistiken findet sich in *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 310 ff.

47 Vgl. Statistik des Kreises Hamm, Hamm 1870, S. 47.

48 *STAM*, Regierung Münster, Katasterverwaltung O 12, Ahaus. Gleichlautend für den ebenfalls strukturschwachen Kreis Warendorf ebd., Warendorf.

49 Vgl. hierzu ausführlich *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 317 ff.

Parallel zum Ausbau der Infrastruktur zogen in den fünfziger Jahren die Preise für Agrarprodukte steil an (vgl. Tab. 5). Das durchgehend hohe Niveau der Getreidepreise über zwei Jahrzehnte bei gleichzeitig stark verminderten Preisschwankungen tat sein übriges, um die Intensivierung der Produktion zu fördern. So berichtet ein Landwirt des Kreises Münster im Jahre 1861: "Wenn schon in den vorhergehenden Decennien die Theilung der Gemeinheiten eine große Regsamkeit in der Landwirthschaft des hiesigen Kreises hervorgerufen hatte, so waren in dem letzten über die ganze erste Hälfte desselben dauernden hohen Preise fast sämtlicher landwirthschaftlicher Producte ein starker Antrieb, alle Kräfte aufzubieten, um dem Acker den möglichst höchsten Ertrag abzugewinnen und dem Ackerbau durch neue Cultivierungen eine größere Bodenfläche zu widmen. Es ist daher wohl in keinem Jahrzehnt der Fortschritt der Landwirthschaft erfreulicher gewesen als in dem jetzt verflossenen."⁵⁰

Es wäre immer noch denkbar, daß die Gründe für die Glättung der Preisschwankungen hauptsächlich innerhalb des westfälischen Agrarsektors zu finden sind. Hypothetisch könnten demnach Landesausbau und endogener technischer Fortschritt in der Landwirtschaft ab 1850 zu einer signifikanten Erhöhung der Erträge bei gleichzeitiger Verminderung der Ertragschwankungen geführt haben, um eine wachsende Bevölkerung mit zunehmender Versorgungssicherheit ernähren zu können. Im Gegensatz zu Ostelbien kam es aber in Westfalen trotz starkem Bevölkerungswachstum aufgrund geringer Landreserven im 19. Jahrhundert nicht zu einem Landesausbau in großem Stil.⁵¹ Ein Erklärungsansatz, der für Westfalen von einer rein endogen durch die Landwirtschaft induzierten Entwicklung bei einer autarken Versorgung ausgeht, muß daher in erster Linie auf die Erhöhung der Bodenproduktivität und eine verbesserte Ertragssicherheit abstellen. Anhand der Beantwortung folgender Fragen läßt sich die Relevanz eines solchen Ansatzes überprüfen:

- 1) Kam es in den fünfziger Jahren zu einer signifikanten Verringerung der Ertragschwankungen, die sich auf die Preisvolatilität auswirkte?
- 2) Wie entwickelte sich die Pro-Kopf-Produktion bei gegebenem Verbrauchsstandard? War das Bevölkerungswachstum mit einem sinkenden Pro-Kopf-Konsum verbunden, so daß sich tendenziell der Druck der Nachfrageseite auf die Preise abschwächte und somit abnehmende Preisschwankungen begünstigt wurden?
- 3) Vollzog sich in den Jahrzehnten vor 1880 in großem Stil eine Substitution von Getreide durch Kartoffeln, so daß mit der gleichen Fläche deutlich mehr Menschen ernährt werden konnten? Mußte ein solcher Substitutionsprozeß tatsächlich eine geringere Oszillation der Getreidepreise mit sich bringen?

Die drei genannten Fragen lassen sich für Westfalen anhand des vorhandenen Datenmaterials beantworten.

⁵⁰ Statistische Nachrichten über den Kreis Münster. Mit einer Abbildung des Franziskus-Hospitals auf St. Mauritz, Münster 1861, mit einer Abbildung, S. 7. Gleichlautend in Statistische Nachrichten über den Kreis Münster. Aufgestellt im Juni 1863, Münster 1864, S. 26. Kurz und prägnant heißt es ebenfalls in der Kreisbeschreibung für Lüdinghausen: "Auch ist nicht zu verkennen, daß bei der Höhe der Preise von Lebensmitteln, wie selbige sich in den letzten Jahren sich herausgestellt hat, eine vortheilhaftere Ackerbewirthschaftung Platz gegriffen, und somit eine gesteigerte Production hervorgerufen hat"; *STAM, Regierung Münster, Katasterverwaltung O 12*, Lüdinghausen.

⁵¹ In den Regierungsbezirken Münster und Arnsberg, die ca. zwei Drittel der Provinz Westfalen einnahmen erhöhte sich die Anbaufläche zwischen 1822/35 und 1878/82 nur um 9,3%, während die Bevölkerung um 83,9% anwuchs; *Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung*, S. 107 u. S. 167.

Tabelle 10: Der Variationskoeffizient der Ernteschätzungen für die Provinz Westfalen pro Jahrfünft 1846-1870 (Standardabweichung in Klammern)

Jahrfünft	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln
1846/50	0,11 (0,11)	0,33 (0,33)	0,10 (0,09)	0,12 (0,10)	0,26 (0,16)
1851/55	0,13 (0,11)	0,09 (0,08)	0,08 (0,07)	0,07 (0,07)	0,16 (0,09)
1856/60	0,12 (0,11)	0,20 (0,19)	0,16 (0,13)	0,16 (0,15)	0,21 (0,17)
1861/65	0,11 (0,10)	0,14 (0,12)	0,09 (0,08)	0,13 (0,13)	0,35 (0,27)
1866/70	0,11 (0,10)	0,13 (0,12)	0,07 (0,06)	0,14 (0,12)	0,25 (0,20)

Quelle: *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 328.

Eine Verminderung der westfälischen Ertragsschwankungen vollzog sich bis 1870 nicht (Tab. 10).⁵² Dieser Befund deckt sich mit den Ergebnissen von Bass. In einem Vergleich des Variationskoeffizienten der Ernteschätzungen für Roggen aus den Provinzen Rheinland, Sachsen und Schlesien für die Perioden 1816/1833, 1846/1858 und 1878/1913 kommt er zu dem Ergebnis, daß erst in der letzten Periode ein Absinken der Ertragsschwankungen nachzuweisen ist.⁵³ Die Glättung der Preisschwankungen in den fünfziger und sechziger Jahren ist somit nicht auf eine sinkende Varianz der Erträge zurückzuführen.

Kein Autor geht von einer Abnahme des durchschnittlichen Verbrauchsstandards an Getreide zwischen 1806 und 1863 bzw. 1830 und 1880 aus.⁵⁴ Entweder wird ein leichter Zuwachs oder ein konstantes Konsumniveau angenommen. Bei gegebenem Konsumstandard der westfälischen Bevölkerung nahm der Importbedarf insbesondere nach 1870 mit dem beschleunigten Aufstieg des Ruhrgebietes erheblich zu.⁵⁵

Eine weitgehende Substitution von Getreide durch die bodensparende Kartoffel, wie sie sich z.B. in Irland mit verheerenden Folgen vollzog, hat es in Westfalen zwischen 1780 und 1880 nicht gegeben. Denkbar wäre aber, daß nach Getreidemißernten kurzfristige Defizite durch erhöhten Kartoffelkonsum ausgeglichen und dadurch Preisoszillationen gemindert wurden. Dies müßte sich in einer starken Streuung des jährlichen Getreidekonsums um den Mittelwert niederschlagen. Zahlen hierzu liegen vor. Die von Burgholz für jedes Jahr zwischen 1838 und 1861 auf Basis der Mahl- und Schlachtsteuer errechneten Werte zum städtischen Roggen- und Weizenkonsum kommen für alle preußischen Provinzen zu dem Ergebnis, daß nur eine schwache Streuung des Getreideverbrauchs um einen leicht ansteigenden Trend auszumachen ist. Die Varianzen im jährlichen Roggen- und Weizenkonsum bewegen sich deutlich unter dem Ausmaß der zeitgleichen Ernteschwankungen. Dies deutet auf einen relativ preisunelastischen Getreidekonsum hin, der bis 1880 nicht wesentlich durch denkbare Substitutionsmöglichkeiten, z.B. Kartoffeln, aufgelockert wurde.

Es ist überhaupt fraglich, ob sich die Kartoffel dazu eignet, Preisoszillationen zu glätten. Da die Kartoffelerträge deutlich stärkeren Schwankungen als die Getreideerträge unterlagen

⁵² Die Berechnung der Ertragsschwankungen beruht auf den Ernteschätzungen der preußischen Landesökonomiekollegien. Die Brauchbarkeit dieses Indikators zur Messung von Ertragsschwankungen trotz seiner sonstigen gravierenden Mängel wird ausführlich dargelegt bei *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 327 ff.

⁵³ Vgl. *Bass*, S. 55 ff.

⁵⁴ Vgl. *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 515 ff..

⁵⁵ In den Regierungsbezirken Münster und Arnberg, die auch das Ruhrgebiet enthalten, stieg das Getreidedefizit (Verbrauch minus Eigenproduktion) zwischen 1830 und 1880 von 4,23% auf 35,3% des Konsums an; zu den Verbrauchsberechnungen vgl. ausführlich *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 244 ff. u. S. 515 ff.

und die überregionale Marktgängigkeit dieser Frucht sehr eingeschränkt war, mußte schon der Fall eintreten, daß eine schlechte Getreideernte mit einer guten Kartoffelernte zusammenfiel, um Getreide durch Kartoffeln substituieren zu können. Fielen Getreide- und Kartoffelmißernten zusammen, ohne daß die Möglichkeit ausreichender Marktzufuhren bestand, so kam es zu heftigen Preisschwankungen wie in den Jahren 1845 und 1846. Zwischen 1846 und 1871 ist für 18 Jahre ein Gleichverlauf von Roggen- und Kartoffelernten feststellbar.⁵⁶ Nur in sieben Jahren sind sinkende Roggenernten von steigenden Kartoffelernten begleitet und umgekehrt. Der Rückgang der Preisoszillationen in den fünfziger und sechziger Jahren läßt sich somit schwerlich durch erhöhten Kartoffelkonsum auf Kosten des Getreides erklären. Eine verstärkte Abhängigkeit der Nahrungsmittelversorgung von Kartoffeln erhöhte eher die Wahrscheinlichkeit heftiger Preisausschläge.

Mit den bisher vorliegenden Fakten, so lückenhaft sie für einige Fragestellungen auch noch sein mögen, läßt sich in Grundzügen ein Erklärungsmuster für die Begründung einer "Take off"-Phase der westfälischen Landwirtschaft in den fünfziger Jahren herausarbeiten.⁵⁷ Das hohe Preisniveau, daß bis Mitte der siebziger Jahre über zwei Jahrzehnte vorherrschte, war nicht das Ergebnis einer Serie von schweren Mißernten, sondern in erster Linie die Folge stetig steigender Nachfrage in den neuen industriellen Ballungszentren an Rhein und Ruhr. Nachdem der Chausseeausbau vor 1850 eine Intensivierung des Verkehrs zwischen den Agrarüberschußgebieten der Hellwegregion und den benachbarten Nachfragezentren in Ruhrgebiet und Niedersauerland mit sich gebracht hatte, ermöglichte es die Eisenbahn, daß der Versorgungsring des Ruhrgebietes immer weiter ins Münsterland, über den östlichen Hellweg nach Ostwestfalen und nach Nordwestdeutschland hinein ausgedehnt werden konnte. Die Feststellung Müller-Willes, daß bis 1870 der nach Norden erweiterte Getreidering ausreichte, um die Versorgung des Ruhrgebietes zu sichern⁵⁸, hat als Voraussetzung den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur. Die Ausdehnung des Schienennetzes sorgte dabei nicht nur für den Transport größerer Mengen, sondern induzierte Anstrengungen zur Steigerung der Agrarproduktion in den betroffenen Regionen. Hohe Transportkosten als Markteintrittsbarrieren für abgelegene Regionen fielen weg. Erst jetzt lohnte es in vielen Gebieten, ältere extensive Bewirtschaftungsweisen aufzugeben und kostspieligere, intensivere, aber auch ertragreichere neue Anbausysteme einzuführen. Diese brachten die dauerhafte Erzeugung immer höherer Überschüsse mit sich, die auf einen sicheren Absatzmarkt angewiesen waren. Gerade der Ausbau der Vieh- und Milchwirtschaft, der mit intensiveren Bewirtschaftungssystemen einherging, lohnte in vielen Gebieten erst nach erfolgtem Eisenbahnanschluß. Die extreme Transportempfindlichkeit vieler tierischer Produkte, insbesondere der profitablen Milchwirtschaft, führte zu einer hohen Abhängigkeit der intensiven Landwirtschaft von der Qualität der Verkehrsinfrastruktur.⁵⁹ Noch 1886 kam der allergrößte Teil der über die Eisen-

56 Vgl. Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung, S. 330 ff.

57 Tilly kommt in seinen auf Finckensteins Produktionszahlen basierenden Schätzungen zu der Vermutung, daß der Agrarsektor wahrscheinlich in ganz Deutschland während der 1850er und 1860er Jahre einen deutlichen Produktivitätsschub erfuhr, vgl. R.H. Tilly, Capital Formation in Germany in the Nineteenth Century, in: P. Mathias/M.M. Postan (Hg.), The Cambridge Economic History of Europe, Vol. 7, Cambridge 1978, S. 382-441, S. 384 f.

58 Vgl. W. Müller-Wille, Westfalen. Landschaftliche Ordnung und Bindung eines Landes, Münster²1981, S. 249.

59 Ausführlich wird der Zusammenhang zwischen dem Aufstieg des Ruhrgebietes, dem Eisenbahnausbau und der Intensivierung der agrarischen Produktion belegt bei Kopsidis, Die regionale Entwicklung sowie ders., Marktintegration und Entwicklung, S. 111 ff. und S. 147 ff.

bahn transportierten Agrargüter zur Versorgung des Ruhrgebietes aus Westfalen.⁶⁰ Anders verhielt es sich mit den nach 1870 stark zunehmenden Schiffszufuhren über den Rhein mit Agrarimporten aus aller Welt.

Da für die späten vierziger und die fünfziger Jahre von einem "Take off" im westfälischen Verkehrssektor auszugehen ist, und sich ein enger Zusammenhang zwischen dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur und der Entwicklung im Agrarsektor belegen läßt, spricht vieles dafür, von einer Beschleunigung des agrarischen Wachstumes in den fünfziger Jahren auszugehen. In einer solchen Sichtweise der landwirtschaftlichen Entwicklung Westfalens im 19. Jahrhundert kommt dem Agrarsektor nicht nur eine die Industrialisierung ermöglichende Rolle zu, sondern sein Wachstum wird durch den industriellen Führungssektor, den Eisenbahnbau, noch beschleunigt.⁶¹ Für die Landwirtschaft bedeutete die Eisenbahn letztlich eine enorme Erweiterung der Thünenschen Kreise eines jeden Nachfragezentrums und damit einhergehend die Intensivierung der Produktion in immer umfangreicheren Kreisen um die Bedarfsgebiete. Die Outputerhöhung des Agrarsektors läßt sich nicht als exogene Größe unabhängig von der Verkehrsinfrastruktur betrachten. Schon im 19. Jahrhundert stellte man diesen Zusammenhang fest. So sah z.B. Sax die Auswirkungen einer verbesserten Verkehrsinfrastruktur für die landwirtschaftliche Produktion am Beispiel der Eisenbahn in einer "Steigerung der Production [Hervorhebung im Original], zu welcher durch den eröffneten Absatz allerorten der Impuls gegeben ist."⁶²

Die von den Zeitgenossen vertretene Einschätzung des erheblichen Einflusses der Eisenbahn und der gesunkenen Transportkosten auf die durch Mengeneffekte veränderten Preisbildungsprozesse des Agrarmarktes, insbesondere die Volatilität der Preise, die Versorgungssicherheit der Konsumenten und die Markteingebundenheit der Produzenten wird von den Ergebnissen der hier vorliegenden Studie bestätigt.⁶³ Zeitgenössische Autoren sahen gerade in der Verringerung der Volatilität der Preise den wichtigsten Beitrag des Eisenbahnbaus. Ihre Ansichten zur zentralen Bedeutung der Eisenbahn für den Agrarmarkt und die Marktintegration werden dabei durch die Ergebnisse von Fremdling und Hohorst nicht widerlegt.⁶⁴ Es ist zweifelhaft, ob die Korrelation der Preisreihen verschiedener Marktorte und die Streuung der Preise verschiedener Märkte, die Hohorst und Fremdling untersuchten, überhaupt geeignete Indikatoren darstellen, um die revolutionierende Wirkung der Eisenbahn auf die Agrarmärkte zu erfassen. Die Glättung der Preisschwankungen untersuchten Fremdling und Hohorst nicht, so daß sie die Rolle der Eisenbahn im Integrationsprozeß aufgrund der Auswahl falscher Indikatoren nicht erfassen konnten.

60 Von 10900 t eisenbahngestützte Weizenzufuhren für das Ruhrgebiet 1886 kamen 7400 t aus dem restlichen Gebiet des Verkehrsbezirks Westfalen und nur 3500 t aus anderen Verkehrsbezirken; *Kopsidis*, Marktintegration und Entwicklung, S. 324.

61 Zur Sichtweise des Agrarsektors als einen die Industrialisierung in Preußen ermöglichenden Sektor vgl. *Tilly*, S. 385.

62 E. Sax, Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirthschaft, 2. Bd.: Die Eisenbahnen, Wien 1879, S. 25. Gleichlautend vgl. A. Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates nach dem Gebietsumfang vor 1866, 4 Bde., Berlin 1868 ff., S. 292.

63 Exemplarisch vgl. *Meitzen*, Bd. 3, S. 352 ff.; *Sax*, S. 1 ff.; sowie Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, Getreidepreise.

64 Vgl. *Fremdling/Hohorst*, bes. S. 79.

IV. Marktintegration in zwei Stufen. Eine modellhafte Betrachtung der westfälischen Entwicklung 1780-1880

Für Westfalen läßt sich sagen, daß der Prozeß der Marktintegration in den Jahrzehnten vor und während der Industrialisierung zwar kontinuierlich aber nicht in gleichmäßigem Tempo voranschritt, sondern sich eher schubweise mit zwei Phasen beschleunigter Entwicklung vollzog. Einer ersten Phase forciert überregionaler Marktintegration in den ersten beiden bzw. drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts folgte eine weitere Intensivierung dieses Prozesses in den beiden Jahrzehnten nach 1850. Die für Westfalen beschriebene Veränderung der Determinanten des Preisbildungsprozesses vollzog sich auch in anderen europäischen Regionen im 19. Jahrhundert. Eine modellhafte Betrachtung des westfälischen Beispiels unter Berücksichtigung der schon vorliegenden Studien zu historischen Integrationsprozessen auf Agrarmärkten erlaubt es, den typischen Verlauf der Marktintegration binnenländischer Gebiete Westeuropas ohne ausreichende Wasserwege im Voreisenbahn- und Eisenbahnzeitalter herauszuarbeiten.⁶⁵ Zwei Phasen der Marktintegration lassen sich dabei unterscheiden. Eine Beschreibung der sie charakterisierenden Determinanten bezogen auf die kurzfristige Preisbildung soll nun erfolgen:

1) *Vor der Marktintegration*: Die kurzfristige Preisbildung innerhalb einer Region hängt nur vom lokalen Ernteausgang ab. Die örtliche Preisbildung unterliegt keinerlei überregionalen Einflüssen.

2) *Erste Stufe der Marktintegration*: Erst ein kleiner Teil der Nahrungsmittelproduktion wird über überregionale Märkte gehandelt. Die Anzahl der zu berücksichtigenden Einflußfaktoren hat gegenüber dem autarken Zustand zugenommen, weil nun die Versorgung eines Gebietes durch die Überschüsse anderer Regionen möglich ist. Die regionale Preisbildung und Versorgung hängt nun zusätzlich ab vom relativen Einkommen eines Gebietes und der Höhe der durch Technologie, Infrastruktur oder institutionelle Hindernisse (z.B. Zollgrenzen) bestimmten Transportkosten und -kapazitäten. Unter bestimmten Umständen läßt sich dabei ein hoher Grad an Marktintegration gemessen am „law of one price“ erreichen, bei weiterhin starkem Einfluß der Variable "regionaler Ernteausgang" auf die Preisbildung.

Je niedriger bei kurzfristig unelastischer Nachfrage, aber stark schwankendem Angebot die zur Verfügung stehenden Getreideüberschüsse der ländlichen Gebiete innerhalb des Marktraumes sind, desto eher kann selbst der Handel mit geringen Mengen zu hohen Korrelationen der Preisreihen und einer Annäherung der absoluten Preishöhen bei weiterhin extremen Preisszillationen führen. Da einkommensstarke, gewerbereiche Regionen nun im Unterschied zum autarken Zustand Teile des Agraroutputs einkommensschwacher Agrar-

65 Die bisherigen historischen Arbeiten konzentrieren sich dabei allerdings stärker auf die Erklärung von vorindustriellen Hungerkrisen. Die relative Benachteiligung einkommensschwacher Agrarregionen in ihrer Nahrungsmittelversorgung während der ersten Phase überregionaler Marktintegration wurde erstmals vom französischen Historiker Jean Meuvret für Frankreich im 17. und frühen 18. Jahrhundert ausführlich behandelt; zu den Arbeiten Meuvrets vgl. *G. Grantham, Jean Meuvret and the Subsistence Problem in Early Modern France*, in: *Journal of Economic History* 49/1, 1989, S. 184-200. Zu den strukturellen Veränderungen auf den französischen Agrarmärkten nach Einführung der Eisenbahn vgl. *R. Price, The Modernization of Rural France*, London 1983. Deutsche Historiker untersuchten die Zusammenhänge zwischen Marktintegration und Benachteiligung einkommensschwacher Agrarregionen in der Konkurrenz um das knappe Nahrungsmittelangebot für die Hungerkrisen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; vgl. *J. Bergmann, Ökonomische Voraussetzungen der Revolution von 1848. Zur Krise von 1845 bis 1848 in Deutschland*, in: *ders./K. Megerle/P. Steinbach (Hg.), Geschichte als politische Wissenschaft*, Stuttgart 1979, S. 24-54 und *Bass*.

regionen über den Markt beziehen, wird in den erstgenannten Gebieten tendenziell der Preisanstieg gedämpft, während er sich in den strukturschwachen Gebieten verstärkt. Es kommt aufgrund einer unelastischen urbanen Nachfrage zur Annäherung der absoluten Preishöhen und der Intensität der Preisschwankungen beider Regionen auf hohem Niveau. Solange selbst die Angebotsüberschüsse typischer Agrarregion nach einer normalen Mittel-ernte nur knapp über dem lokalen Bedarf liegen, können nach unterdurchschnittlichen Ernten sogar geringe Mengen an gehandeltem Getreide innerhalb des integrierten Markt-gebietes extreme Preisschwankungen bei erhöhter Korrelation der Preisreihen bewirken. Der Ernteausgang in reichen Regionen, die eine Marktnachfrage entfalten können, bestimmt nun auch die Preisbildung in einkommensschwachen Gebieten. Wenn mehrere urbane Zentren um die geringen Überschüsse einer Agrarregion konkurrieren, führt dies zu wachsenden Korrelationen der Preisreihen weit voneinander entfernt liegender Marktorte.

Bei fehlendem technischen Fortschritt stellt die Abschaffung von handelshemmenden Binnen- und Außenzöllen fast die einzige Maßnahme dar, um Frachtkosten zu senken und somit überregionalen Handel zu ermöglichen. Diese bewegen sich aber auch nach den Zoll-reformen noch auf einem außerordentlichen Niveau. Hohe Transportkosten bei mangelhafter Infrastruktur und vorindustrieller Verkehrstechnologie verhindern während der ersten Stufe der Marktintegration weiterhin, daß in abgelegenen, potentiell fruchtbaren Gebieten kosten-intensive Anstrengungen unternommen werden, um dauerhaft die Produktion zu erhöhen (Urbarmachung, erhöhter Arbeitseinsatz etc.). Der Umfang agrarischer Überschußgebiete, die kontinuierlich für ein Bedarfszentrum produzieren ist somit relativ klein. Erst nach schlechten Ernten lassen die hohen Preise den kostspieligen Transport größerer Mengen aus weiter entfernt liegenden Gebieten lohnend erscheinen. Die Ernährungskrise nach Mißernten verschärft sich somit marktbedingt in einkommensschwachen Regionen.

Schon der französische Historiker Meuvret vertrat die Ansicht, daß solange die Transport- und Transaktionskosten des Getreidehandels hoch lagen, keine Anreize existierten, die Produktion dauerhaft zu erhöhen. Vielmehr absorbierte die urbane Nachfrage nach Mißernten eine zunehmende Menge des gesunkenen Outputs ländlicher Gebiete, was die Krise in den strukturschwachen Regionen noch verstärkte: "The subsistence crises thus situate themselves logically in a specific stage in the development of market economies. The factors to which Meuvret attributed price volatility seem to be inherent to economic development prior to cheap and rapid transportation and communication."⁶⁶

Über die Determinanten der Preisbildung während der ersten Stufe der Marktintegration läßt sich sagen, daß der Ernteausgang und die Ertragsschwankungen weiterhin sowohl für die Preishöhe als auch für die Intensität der Preisschwankungen eine wichtige Rolle spielen. Gleichzeitig werden aber sowohl das absolute Preisniveau als auch die lokalen Preisschwankungen durch überregionale Markteinflüsse mitgeprägt. Die lokale Preisbildung einzelner Regionen stellt nun keinen Prozeß mehr da, der nur noch von örtlichen Faktoren abhängt.

3) *Zweite Stufe der Marktintegration*: Bringt die erste Stufe der Marktintegration die zunehmende Korrelation der Preisreihen räumlich voneinander entfernter Märkte und die Verminderung der absoluten Preisdifferenzen mit sich, so kommt es in der zweiten Stufe zu einer Nivellierung der Preisschwankungen. Die Nivellierung sowohl der jährlichen erntebedingten als auch der saisonalen Preisschwankungen sind darauf zurückzuführen, daß einer kurzfristig konstanten, preisunelastischen Nachfrage nun auch ein stabiles Angebot gegen-

übersteht. Ein Marktgleichgewicht ist während der ersten Phase der Marktintegration nur durch starke Erhöhungen des Gleichgewichtspreises zu sichern bei erheblicher Verschlechterung des Pro-Kopf-Konsums bis zum völligen Ausschluß einkommensschwacher Konsumenten von der Marktversorgung.

In der zweiten Phase der Marktintegration ist es dagegen nach Mißernten zusehends möglich, bereits nach geringeren Preiserhöhungen einen Gleichgewichtspreis zu realisieren, so daß keine einschneidende Beschränkung des Verbrauchs erfolgt. Der verminderte Preisanstieg läßt sich unter der Bedingung weiterhin stark schwankender Ernten durch den Umstand erklären, daß ausreichende Mengen über den Markt zur Verfügung stehen, um lokale Erntedefizite auszugleichen. Der Konsum einer Region ist nicht mehr abhängig vom lokalen Ernteausgang. Die kurzfristige Angebotsmenge stabilisiert sich und unterliegt nicht mehr erntebedingten exogenen Schocks: Die Hungerkrisen verschwinden.

Wo liegen die Gründe für die Stabilisierung des Angebotes? Bemerkenswert bleibt, daß die Gefahr einer Hungersnot binnen kurzer Zeit gebannt wurde. Die schwere Mißernte von 1855 führte im Gegensatz zu denen von 1816 und 1845/46 nicht mehr zu denselben lebensbedrohlichen Versorgungsengpässen. Mit ziemlicher Sicherheit lassen sich in der drastischen Abnahme der Transportkosten und der Zunahme der Frachtkapazitäten die wichtigsten Ursachen dafür finden, daß sowohl in den einkommensstarken Bedarfszentren als auch in den strukturschwachen Überschußgebieten ein stabiles Marktangebot realisiert werden konnte.

Transportkosten spielen während der zweiten Phase der Marktintegration als Markteintrittsbarriere für eine Region keine Rolle mehr. Die niedrigen Transportkosten und der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur lassen es im Gegensatz zu den vorhergehenden Jahrzehnten bei ansteigender Nachfrage in den Bedarfszentren in immer mehr Gebieten lohnend erscheinen, permanente Überschüsse zu produzieren. Der gesamte Output und die gehandelten Mengen im Marktraum nehmen soweit zu, daß Konkurrenz zwischen den Regionen um knappe Nahrungsressourcen nicht mehr stattfindet. Immer größere Gebiete stehen zur Verfügung, um Erntedefizite zu beheben oder Überschüsse aufzunehmen.⁶⁷ Transaktionskostenwirksame institutionelle Veränderungen des Getreidehandels, z.B. die Entstehung von Getreidebörsen und großen Handelshäusern, die sowohl den dezentral strukturierten Getreideaufkauf bei den Produzenten als auch den zentralisierten Verkauf in den großen Bedarfszentren organisieren, lassen sich nach Meinung der Zeitgenossen nicht von der Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur trennen.⁶⁸ Erst die Produktion regelmäßiger Überschüsse und ihres gesicherten Transports macht vermutlich die kostspielige Organisation dauerhafter Handelsbeziehungen rentabel. Es sei aber erwähnt, daß Untersuchungen über die enormen strukturellen Veränderungen im deutschen Getreidehandel während des 19. Jahrhunderts, insbesondere in bezug auf ihre ökonomischen Auswirkungen, noch ein Forschungsdesiderat darstellen.

67 Meitzen schreibt zu den Auswirkungen gesunkener Transportkosten auf den Handel: "Die Transportfähigkeit aber giebt die Möglichkeit eine *Ausgleichung der Ernteaussfälle* [Hervorhebung im Original] nicht bloß über benachbarte, sondern je nach Bedarf auch über sehr entfernte Strecken, und zuletzt über die ganze Erde herbeizuführen, so lange die Nachfrage noch höhere Preise anbietet, als die Summe der Erzeugungs-, Transport- und Handelskosten notwendig bedingt", mit der Folge, daß auch die lokalen Preise über den Weltmarkt bestimmt werden; *Meitzen*, Bd. 3, 1868 ff., S. 353.

68 Vgl. *K. Wiedenfeld*, Stichwort: "Die Organisation des Getreidehandels II", in: *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, 4. Bd., Jena³1909, S. 770-783, S. 770 ff.

Die zweite Phase der Marktintegration zeichnet sich dadurch aus, daß bei wachsendem Output der Anteil der Produktion eines integrierten Marktraumes, der in den überregionalen Handel geht, steil angestiegen ist. Diese Mengeneffekte lassen sich als eine qualitative Veränderung interpretieren, da die traditionell wichtigste Variable im regionalen Preisbildungsprozeß, der örtliche Ernteausgang, faktisch eliminiert wird. Zu Beginn der zweiten Phase kann die absolute Höhe des Preises einer Region immer noch dem Einfluß örtlicher erntebedingter Nachfrage- oder Angebotsüberhänge unterliegen. Die interregional gehandelten Mengen haben aber schon einen solchen Umfang erreicht, daß die Preisschwankungen deutlich zurückgehen. Im Endstadium entwickelt sich ein einheitlicher Marktpreis, der nur noch durch die Transportkosten differenziert wird. Langfristig kommt es dann bei transportbedingter Ausdehnung der Produktionsgebiete und zunehmender regionaler Spezialisierung zu einer Senkung der Agrarpreise, da der Markt dafür sorgt, daß die Produktion im Kostenminimum erfolgt.

Von einer zweiten, qualitativ neuen Stufe der Marktintegration läßt sich nicht nur aus Sicht der marktbestimmten Versorgungssicherheit der Konsumenten, sondern auch aus der Perspektive der agrarischen Produzenten sprechen. Ist die bäuerliche Einkommensentwicklung in der ersten Phase der Marktintegration hauptsächlich vom regionalen Ernteausgang abhängig, so entscheidet in der zweiten Phase allein der vom lokalen Geschehen weitgehend unbeeinflusste Marktpreis über die Einkommenslage.⁶⁹ Es kann nun der Fall auftreten, daß regionale Mißernten mit einem niedrigen (Welt)marktpreis oder reichliche Ernten mit einem hohen Marktpreis zusammenfallen. Die bäuerliche Einkommensentwicklung wird nun im Gegensatz zur vorhergehenden Phase weniger von lokalen Faktoren als vielmehr von überregional bedingten Markteinflüssen geprägt.⁷⁰

V. Ausblick

Die in der bisherigen deutschsprachigen Wirtschaftsgeschichte vernachlässigte Frage nach der Bedeutung struktureller Veränderungen auf den Agrarmärkten für die landwirtschaftliche Entwicklung im 18. und 19. Jahrhundert bietet für die Forschung noch ein weites Feld. Dies betrifft zum einen die Durchführung ähnlicher Studien für weitere deutsche Regionen sowie auch die inhaltliche Vertiefung des Themas. Im Mittelpunkt der hier vorliegenden Arbeit stehen die Auswirkungen einer liberalen staatlichen Handelspolitik während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie der eisenbahnbedingten „Transportrevolution“ nach 1850 auf die Agrarmärkte. Mit der Analyse der napoleonischen und preußischen Zollpolitik in ihren Auswirkungen auf die landwirtschaftliche Entwicklung Westfalens wurde ein weiterer Schritt getan, den Agrarsektor als Teil einer sich entwickelnden Volkswirtschaft zu begreifen, auf den nicht nur die Agrarreformen einwirkten, sondern auch übergreifendere wirtschaftspolitische Maßnahmen. Einen hier nur am Rande gestreiften wichtigen Punkt, der noch einer gründlichen Erforschung harret, stellt dagegen die Liberalisierung und Deregulie-

⁶⁹ Vgl. Sax, S. 25 f.

⁷⁰ Einprägsam weist Meitzen auf die veränderten Rahmenbedingungen für das bäuerliche ökonomische Kalkül bei Entstehung eines Weltmarktes hin; vgl. Meitzen, Bd. 3, 1868 ff., S. 353. Deutlich wird dies auch bei Platzmann, der in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts detailliert den "Einfluß der Verkehrsmittel auf den Betrieb der Landwirtschaft" untersuchte; vgl. A. Platzmann, Einfluß der Verkehrsmittel auf den Betrieb der Landwirtschaft, in: Landwirtschaftliche Jahrbücher, 5. Bd., S. 885-985 u. 6. Bd., S. 515-646, Berlin 1876 f.

der Agrarvermarktung seit Ende des 18. Jahrhunderts dar.⁷¹ Wie entwickelte sich z.B. eine Kleinstadt wie Herdecke im Voreisenbahnzeitalter zum wichtigsten westfälischen Getreidemarkt mit überregionaler Ausstrahlung? Welche institutionellen Veränderungen auf staatlicher und kommunaler Ebene sowie im privatwirtschaftlichen Bereich vollzogen sich, um die Versorgung rapide wachsender protoindustrieller und später industrieller Zentren zu sichern? Übernahm der Staat eine aktive Rolle bei der Deregulierung des Getreidemarktes oder blieb ihm nichts anderes übrig, als sich schon vollziehende privatwirtschaftliche Entwicklungen zu legitimieren? Weiterführend, wie vollzog sich z.B. der Aufstieg großer Getreidehandelshäuser in Deutschland? Vielleicht ließe sich ja aus den Archivmaterialien bedeutender Marktorte das Wachstum ihres Handelsvolumens rekonstruieren und so auch nähere Aufschlüsse über die Entwicklung des Binnenhandels gewinnen.

Für Westfalen als ein Gebiet mit schlechter Infrastruktur und wenigen Wasserwegen lassen sich keine nennenswerten Auswirkungen staatlicher Zollreformen auf den überregionalen Agrarhandel feststellen. Doch wie beeinflusste die Beseitigung von Binnen- und Außenzöllen und eine allgemeine Deregulierung des Agrarhandels die landwirtschaftliche Entwicklung in einer küstenfernen Region, die über ausreichend schiffbare Wasserwege verfügte?

Die in Abhängigkeit von aufnahmefähigen Absatzmärkten und vom Ausbau der Verkehrsinfrastruktur insbesondere der Eisenbahn erfolgende landwirtschaftliche Entwicklung, wie sie für Westfalen nachgewiesen ist, wäre für die meisten deutschen Regionen noch zu untersuchen. Zu ermitteln ist hierbei auch der zeitliche Beginn des einsetzenden erhöhten agrarischen Wachstums für die einzelnen Gebiete. Durch die Auswertung von eventuell noch vorhandenen Frachtstatistiken für frühe deutsche Eisenbahnen ließe sich die These einer sprunghaften Zunahme des Agrarhandels über längere Strecken nach 1850 auf eine fundiertere Basis stellen.

Die in der vorliegenden Studie vorgestellten Forschungsergebnisse legen es nahe, sich mit der bisher vernachlässigten Entwicklung der Märkte und den sich vollziehenden Integrationsprozessen intensiver zu beschäftigen, um den lang anhaltenden Aufschwung der deutschen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert besser erklären zu können. Nur wenn man den Agrarsektor nicht als einen isolierten volkswirtschaftlichen Fremdkörper begreift, sondern das agrarische Wachstum in Zusammenhang mit der allgemeinen ökonomischen Entwicklung und der Entfaltung anderer Wirtschaftssektoren sieht, läßt sich der Erfolg der westfälischen bzw. deutschen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert eigentlich erst erklären.

71 Im Unterschied zu Deutschland ist z.B. die Entwicklung eines englischen Binnenmarktes für Agrarprodukte auch Thema einiger neueren Arbeiten; vgl. mit einem Literaturüberblick *M. Overton*, *Agricultural Revolution in England. The Transformation of the Agrarian Economy 1500-1850*, Cambridge 1996; *J.C. Chartres*, *The Marketing of Agricultural Produce*, in: *J. Thirsk (Hg.)*, *The Agrarian History of England and Wales 1640-1750: Agrarian Change*, Cambridge 1985, S. 406-502; *W. Thwaites*, *Dearth and the Marketing of Agricultural Produce: Oxfordshire c. 1750-1800*, in: *Agricultural History* 33, 1985, S. 119-131.

Eine Branche im Stützkorsett: Subventionen in der deutschen Schiffbauindustrie in der Nachkriegszeit¹

Von Götz Albert (Wiesbaden)

I. Einführung

Die deutsche Schiffbauindustrie galt seit Mitte der 1970er Jahre als Krisenbranche.² Wie andere Branchen oder auch ganze Sektoren der Volkswirtschaft (z.B. der Steinkohlebergbau oder die Landwirtschaft) erhielt die Schiffbauindustrie staatliche Unterstützung in Form von Subventionen. Durch den Zusammenbruch des Bremer Vulkan Konzerns im Jahr 1995 ist die Subventionierung der Werften auf breiteres öffentliches Interesse gestoßen, da hier der bestimmungswidrige Einsatz von staatlichen Mitteln zur Schiffbauförderung in Ostdeutschland den Konkurs der westdeutschen Konzernmutter hinausgeschoben hat, ohne ihn letztlich verhindern zu können. Betrachtet man die Geschichte des modernen deutschen Schiffbaus, spielten Subventionen schon immer eine Rolle.³ Vom Reichspostdampfer-Subventionsgesetz aus dem Jahr 1885 bis zur Neuordnung der Schiffbauhilfen 1987 und darüber hinaus hat die deutsche Werftindustrie mannigfaltige staatliche Hilfen bekommen.

In diesem Text soll untersucht werden, mit welchen Subventionen dem deutschen Schiffbau in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Vereinigung der beiden deutschen Staaten geholfen wurde⁴, um die Frage zu beantworten, wie die langfristigen Auswirkungen der Subventionierung zu beurteilen sind. Dazu werden zunächst verschiedene im Schiffbau gewährte Subventionsformen allgemein vorgestellt, bevor in einem folgenden Abschnitt die in Deutschland konkret gewährten Subventionen untersucht werden. Daraufhin wird die Rolle der internationalen und nationalen Schiffbaupolitik problematisiert, um dann in einem abschließenden Teil die langfristigen Wirkungen der staatlichen Subventionierung auf die Schiffbauindustrie darzustellen.

An anderer Stelle konnte gezeigt werden, daß die strukturelle Krise der deutschen Schiffbauindustrie - entgegen der oben erwähnten Ansicht - wesentlich früher als Mitte der 1970er Jahre begann.⁵ Zurückgehende Weltmarkt- und Exportmarktanteile, Beschäftigtenabbau und die Abkoppelung der Aktienkurse vom Industriedurchschnitt signalisieren eine zurückgehende Wettbewerbsfähigkeit spätestens ab Anfang der 1960er Jahre. In der bis 1975 anhaltenden Expansionsphase des Weltschiffbaus, die getragen wurde von der Zunahme des Weltseeverkehrs und da insbesondere von den Tankladungen, bestand die strukturelle Krise der deutschen Werften auch schon. Wegen des weltweit wachsenden Schiffsneubaumarktes hatte aber auch die deutsche Schiffbauindustrie existenzsichernde Absatzmöglichkeiten. Bis 1975

1 Für die kritische Diskussion des Manuskriptes danke ich Herrn Prof. Dr. Reinhard Spree, München.

2 Vgl. H. Gröner/M. Sindelar, Werftindustrie, in: P. Oberender (Hg.), Marktökonomie: Marktstruktur und Wettbewerb in ausgewählten Branchen der BRD, München 1989, S. 81; H. Heseler, Nationale Industriepolitik und Weltmarkt. Der Schiffbau - ein sterbender Wirtschaftszweig?, in: Mitteilungsblatt der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung „Arbeit und Betrieb“, Oktober 1986, S. 5.

3 Zur Branchengeschichte der deutschen Schiffbauindustrie vgl. G. Albert, Vom Blauen Band zur Grundberührung: Die deutsche Schiffbauindustrie von 1850 bis 1990, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 83, 1996, S. 155-179.

4 Es wird nur die westdeutsche Schiffbauindustrie untersucht.

5 Vgl. G. Albert, Wettbewerbsfähigkeit und Krise der deutschen Schiffbauindustrie 1945-1990, Frankfurt a.M. 1998.

kam es deshalb nur zu indirekten Krisenerscheinungen in Form von Unternehmenskonzentrationen, Beschäftigtenabbau und Subventionierung. Nach 1975 trat die strukturelle Krise dann mit Unternehmens- und Betriebsschließungen offen zu Tage.

II. Subventionsformen im Schiffbau

Die Untersuchung des Einflusses der *Subventionen* setzt voraus, daß Klarheit darüber besteht, wie der Staat der Schiffbauindustrie *Leistungen* zuteil werden lassen kann, *ohne eine konkrete Gegenleistung* zu erhalten. Es gibt verschiedene Formen der Subventionierung, die im Weltschiffbau nach dem Zweiten Weltkrieg eine Rolle gespielt haben: Exportkredite, Baukostenzuschüsse, Umstrukturierungshilfen, Reederhilfen, Finanzierungshilfen, Steuervergünstigungen, Zölle und Importbeschränkungen, Industrial Targeting, Förderung von Forschung und Entwicklung, Bürgschaften sowie Exportkredit- und Inflationsversicherungen.⁶ Die einzelnen Subventionsformen werden im folgenden vorgestellt. Dabei ist zu beachten, daß nicht nur angebotsseitig wirkende Subventionen, die direkt an die Werften adressiert sind, sondern auch nachfragestimulierende Unterstützungen, die unter Auflagen an Reeder gezahlt werden, eine begünstigende Wirkung für den Schiffbau haben und deshalb hier mit aufgenommen wurden. Die verschiedenen Subventionsformen werden bezüglich ihrer Wirkung auf die wichtigsten Wettbewerbsparameter im Markt für Schiffsneubauten (Preis, Finanzierung, Qualität, Lieferzeit) eingeordnet.⁷ Für jedes Programm läßt sich feststellen, auf welchen der Wettbewerbsparameter es primär wirkt, was eine nähere Einschätzung der einzelnen Subventionsform ermöglicht. Die Untersuchung individueller Programme ist deshalb sinnvoll, da zeitweise mehrere parallel nebeneinander existierten und eine kumulative Inanspruchnahme möglich war, weshalb die Wirkung der Gesamtheit der Subventionen auf einzelne Parameter meistens nicht ermittelt werden kann. Mit Bezug auf alle Subventionen kann lediglich festgestellt werden, daß sie insgesamt wettbewerbsverzerrend wirken.

Bei Exportkrediten, die staatlicherseits bereitgestellt, bezuschußt oder verbürgt werden, liefern die Werften nicht nur ein Schiff, sondern stellen auch deren Finanzierung bereit. Die Subventionswirkungen können sich auf verschiedene Dimensionen erstrecken. Der gewährte Kredit kann billiger sein als am Kapitalmarkt, wenn der vereinbarte Zins geringer als der Zins für Marktkredite ist. Der Kredit kann auch bessere Konditionen haben, z.B. indem er eine längere Laufzeit als Marktkredite hat, tilgungsfreie Jahre vorsieht oder einen geringeren Eigenfinanzierungsanteil voraussetzt. Schließlich ist auch denkbar, daß ein Reeder am Markt überhaupt keinen Kredit bekommen hätte und erst durch den Exportkredit in die Lage versetzt wird, als Nachfrager aufzutreten. Exportkredite setzen am Wettbewerbsparameter Finanzierung an. Da Schiffe zur Gruppe der „großen Industrieprodukte“⁸ gehören und ab Mitte der 1950er Jahre bis Mitte der 1970er Jahre ihre durchschnittliche Größe zugenommen hat, ist die durch einen Reeder aufzubringende Kaufsumme für ein einzelnes Schiff im Vergleich zu anderen Investitionsgütern relativ hoch und durch das Größenwachstum der

6 Vgl. Arthur D. Little International Inc. (Hg.), Der Einfluß der japanischen und der südkoreanischen Schiffbaupolitik auf die internationale Wettbewerbsfähigkeit der westdeutschen Werftindustrie. Gutachten im Auftrag des Bundesministers für Wirtschaft, Berlin 1993, VII.

7 Zu einem Marktmodell für den Schiffsneubaumarkt vgl. Albert, Wettbewerbsfähigkeit, Einleitung.

8 Weitere Produkte, die man zu dieser Gruppe zählen kann, sind: komplette Industrieanlagen, Kraftwerke, Flugzeuge, Raketen und Weltraumtransporter.

Schiffe tendenziell noch gestiegen. Damit haben die Finanzierungskonditionen für Schiffskredite an Bedeutung gewonnen. Die Zahlungen für Zinsen und Tilgung des zur Anschaffung des Schiffes aufgenommen Kredites sind neben der Abschreibung und den Betriebskosten ein wichtiger Posten in der Ertragsrechnung der Reeder.⁹

Baukostenzuschüsse beziehen sich in der Regel auf den Schiffspreis vor Subventionsgewährung. Ausgehend von der Überlegung, daß die begünstigte Werft zu den jeweils herrschenden Weltmarktpreisen nur zu nicht kostendeckenden Preise anbieten kann, soll durch Baukostenzuschüsse der von der Werft zur Substanzerhaltung des Unternehmens nötige Preis auf den Weltmarktpreis heruntersubventioniert werden. Ein Hauptproblem bei dieser Art von Subvention ist, daß jedes Unternehmen in Abhängigkeit von der eigenen Produktivität einen individuellen Kalkulationspreis hat, der mehr oder weniger weit vom Weltmarktpreis entfernt liegt. Dies würde für werftspezifische Baukostenzuschüsse sprechen, die aber aus Anreiz- und Verwaltungsgründen in der Realität meistens nicht gewährt werden können. Vielmehr werden in den meisten Fällen für die gesamte Branche einheitliche Prozentsätze festgelegt.

Umstrukturierungshilfen beziehen sich auf die Qualität von Schiffen, wenn es das Ziel der Zahlungen ist, die Umstellung der Produktion auf höherwertigere Schiffstypen zu erreichen. Ist das Ziel der Ausstieg aus der Schiffbauindustrie oder der Aufbau von schiffbaunahen oder schiffbaufremden Fertigungszweigen, zielen die Hilfen nicht auf Wettbewerbsparameter des Schiffsmarktes. Im Gegensatz zu Exportkrediten und Baukostenzuschüssen bedarf es bei der Gewährung von Umstrukturierungshilfen einer eindeutigen politischen Vorgabe, die den Weg zur Erreichung der Ziele der Umstrukturierung vorgibt. Nur so kann eine Anpassung an formulierte Ziele (z.B. Stärkung der Branche; Erhalten eines Mindestbestands an Werften; Ausstieg aus dem Markt; Ausrichtung auf ertragsstärkere Geschäftsfelder) erreicht werden.

Reederhilfen wirken auf den Schiffspreis. Die Subventionsempfänger sind die Reeder. Begünstigt sind Reeder und Werften, da nationale Reederhilfen in der Regel an den Erwerb von Schiffen gebunden sind, die auf inländischen Werften erstellt werden. Diese Subventionsform stellt darauf ab, daß es einen Zusammenhang zwischen der Stärke des Inlandsmarktes (nationale Handelsflotte) und der Entwicklung der heimischen Schiffbauindustrie gibt.

Finanzierungshilfen sind Unterstützungen, die der Staat den Werften bei der Kapitalausstattung durch Eigenkapitalhilfen oder beim Zufluß von günstigem Fremdkapital gewährt.¹⁰ Die Subventionswirkung besteht darin, daß das bereitgestellte Kapital geringer zu verzinsen ist als Marktkapital, womit in der Kalkulation des Unternehmens die Posten „Gewinnaufschlag für Eigenkapitalverzinsung“ oder „Fremdkapitalzinsen“ geringeres Gewicht haben. Bei staatlichen *Verlustübernahmen* operiert das begünstigte Unternehmen mit einer weichen Budgetbeschränkung und kann ohne Rücksicht auf eine mögliche Existenzgefährdung kurz-

9 Vgl. B. Volk, Shipping Investment in Recession, Bremen 1984, S. 27.

10 Der Begriff „Finanzierungshilfe“ ist nicht eindeutig belegt. Unter ihm können auch andere Hilfsmaßnahmen verstanden werden, v.a. die Förderung der Exporttätigkeit durch die Bereitstellung von Finanzmitteln (=Exportkredite), vgl. so bei G. Kuhnert, Wettbewerbsbedingungen auf dem internationalen Seeschiffbaumarkt. Eine vergleichende Darstellung der wichtigsten Schiffbauländer, Kiel 1969, S. 103 u. 122 und K. Lammers, Regionalförderung und Schiffbausubventionen in der Bundesrepublik, Tübingen 1989 (Kieler Studien, Band 224), S. 117-120. In dieser Arbeit wird der Begriff nur so verwendet, wie im Text abgegrenzt.

fristig mit nicht kostendeckenden Preisen am Markt auftreten. Diese Subventionsform wirkt somit auf den Schiffspreis. Eine Quersubventionierung innerhalb eines Unternehmens, die darin besteht, daß andere Geschäftseinheiten die Verluste des Schiffbaus tragen und ihrerseits staatlich unterstützt werden, hat die gleiche Wirkung, ist aber von außen als Schiffbausubvention kaum zu identifizieren.¹¹

Steuervergünstigungen sind dann gegeben, wenn Unternehmen der Schiffbauindustrie geringere Steuern auf den Gewinn bzw. andere Bemessungsgrundlagen zahlen müssen, als andere Unternehmen der inländischen Wirtschaft bzw. wenn es branchenspezifische Sonderabschreibungen gibt. Diese Subvention führt zu keinem staatlichen Mittelzufluß, sondern zu einer Ausgabensparnis. Sie wirkt durch ihre kapitalbegünstigende Wirkung auf den Schiffspreis.

Zölle und Importbeschränkungen sollen den Inlandsmarkt vor Schiffseinfuhren schützen. Im Extremfall können gesetzliche oder faktische Importverbote zu einer vollkommenen Abschottung führen. Diese Subventionsformen können sich nicht nur auf Schiffe, sondern auch auf Schiffbaumaterial beziehen, wenn ein Ziel der praktizierenden Länder z.B. eine Erhöhung des Lokalisierungsgrades der Wertzulieferindustrie ist.

Industrial Targeting bzw. *Industriepolitik* beschreibt die Gesamtheit aller staatlichen Eingriffe, die erfolgen, um eine einzelne Branche besonders zu fördern. Sie kann auf alle Wettbewerbsparameter wirken. Es lassen sich zwei Unterformen unterscheiden.¹² Erstens kann Industrial Targeting als wachstumsorientierte Strukturpolitik verstanden werden, die darauf setzt, daß die Schiffbauindustrie bedeutendes Wachstumspotential auf dem Weltmarkt hat und neben der Importsubstitution auch eine Exportausdehnung zuläßt. Dieses Vorgehen wird häufig dann verfolgt, wenn der Schiffbauindustrie im Rahmen langfristiger Strategien im Entwicklungsprozeß der inländischen Wirtschaft eine besondere Rolle zugeschrieben wird, die sich einerseits auf ihre devisensparende bzw. -beschaffende Art stützt, andererseits auf positive Rückkoppelungseffekte zu anderen Industrien. Zweitens können im Rahmen des Industrial Targeting administrative Leitlinien für die Marktteilnehmer bereitgestellt werden, deren Befolgung mit staatlichen Anreizen verbunden ist und in deren Rahmen im Extremfall das Marktrisiko der Unternehmen auf den Staat übertragen wird. Diese Fördermaßnahme enthält zum Teil Subventionsformen, die hier bereits aufgeführt wurden, aber auch darüber hinausgehende wie z.B. die Abstimmung des marktmaßigen Vorgehens zwischen Werften, Staat und anderen Industrien (Schifffahrt, Eisen- und Stahlindustrie, Maschinenbau, Banken).

Die *Förderung von Forschung und Entwicklung* zielt primär auf die Schiffsqualität. Es können z.B. die Entwicklung neuer Schiffstypen, der Einsatz besserer Produktionsverfahren oder die Verwendung neuer Materialien gefördert werden. Institutionell kann man die Unterstützung von Einzelprojekten mit klaren Fragestellungen gegenüber der Alimentierung von halbstaatlichen oder privaten Schiffbau-Forschungsinstituten abgrenzen.

Staatliche Bürgschaften treten in Verbindung mit schon beschriebenen Subventionsformen auf und wirken auf Schiffspreis und Finanzierung. Sie beziehen sich überwiegend auf Kredite, die entweder dem nachfragenden Reeder oder der Werft für Investitionen eingeräumt werden. Dabei hat die Bürgschaft einen zinsverbilligenden Effekt, da die Risikoprämie durch die Bank wegen der Stellung einer Sicherheit geringer ausfällt als ohne Sicherheit. In Einzelfällen kann eine staatliche Bürgschaft Voraussetzung für die Kreditgewährung durch

11 Vgl. K. Holocher/B. Volk, Shipbuilding - Competition and Policy, Bremen 1990, S. 21-22.

12 Vgl. Arthur D. Little International Inc. (Hg.), Einfluß, S. 69-70.

private Geschäftsbanken sein. Den Bürgschaften sind auch Exportkreditversicherungen zuzurechnen, wenn man unterstellt, daß die zu zahlenden Prämien das erwartbare Risiko nicht voll kompensieren und Defizite der Exportkreditversicherung aus dem Staatshaushalt gezahlt werden. Für Inflationsschutzversicherungen gilt das analog.

Neben diesen werftspezifischen Subventionsformen gibt es eine Reihe von allgemeinen Subventionen, die u.a. auch der Schiffbauindustrie zugute kommen. Dazu gehören *Unterstützungszahlungen im Rahmen von Regionalförderungen*, da Werften in vielen Ländern wegen ihrer Lage an der Küste in strukturschwachen Gebieten liegen, die eine besondere Förderung erfahren. Eine weitere Form sind *Beschaffungssubventionen*, die darin bestehen können, daß die inländische Marine ihre Schiffe zu über dem Weltmarktpreis liegenden Preisen bei heimischen Werften kauft. Eine letzte bedeutende Form ist die *Entwicklungshilfe*, die in einigen Staaten an den Erwerb inländischer Produkte gekoppelt wird bzw. bei der der Absatz von Investitionsgütern in Entwicklungsländer staatlich bezuschußt wird. Infrastrukturinvestitionen, die die Standortwahl beeinflussen oder vorhandene Standorte wettbewerbsfähiger machen sollen, werden hier nicht berücksichtigt, da es keine allgemeine Norm der Infrastrukturausstattung gibt und der Charakter als öffentliches Gut mit den Kriterien Nicht-Ausschließbarkeit und Nicht-Rivalität eine alleinige Zurechnung auf die Schiffbauindustrie nicht gerechtfertigt erscheint.¹³

Bei den meisten Subventionsformen läßt sich der Subventionswert bzw. das Subventionsäquivalent in der Regel bei Subventionsgewährung ermitteln. Der Subventionswert ist bei Barzahlungen (z.B. Baukostenzuschüsse, Umstrukturierungshilfen, Finanzierungshilfen, F & E-Förderung) der ausgezahlte bzw. bei zukünftigen Zahlungen der diskontierte Betrag. Das Subventionsäquivalent von Krediten ist die Ersparnis, die sich gegenüber einem marktüblichen Kredit ergibt. Wird z.B. durch einen Exportkredit, der 70 Prozent der Bausumme finanziert und eine Laufzeit von 7 Jahren hat, eine Zinsverbilligung von 2 Prozent gegenüber dem Marktzins erreicht, so entspricht dies einem abgezinsten Subventionsäquivalent von 5,25 Prozent des Baupreises.¹⁴ Bei Bürgschaften läßt sich der Subventionswert nur ex post ermitteln, da es sich um ein Ausfallversprechen handelt, das im Extremfall dazu führt, daß die gesamte Summe vom Bürgen übernommen werden muß. Der Subventionswert wäre dann die verbürgte Summe.

III. Gewährte Subventionen in Deutschland

In Deutschland existierten im Untersuchungszeitraum verschiedene Subventionsprogramme. Die in der ökonomischen Allokationstheorie akzeptierten Gründe für Subventionen (externe Effekte, sinkende Stückkosten, marktmachtbedingte Verzerrungen)¹⁵ können für den Schiffbau als nicht gegeben angenommen werden, weshalb politische Argumente für die Subventionierung in den Vordergrund rücken, die ökonomisch in der Regel nicht zu rechtfertigen sind.¹⁶ Argumente für die Subventionierung der Schiffbauindustrie waren:¹⁷

13 Vgl. N. Andel, Subventionen, in: W. Albers u.a. (Hg.), Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft, Bd. 7, Stuttgart 1977, S. 492.

14 Vgl. *Verband der Deutschen Schiffbauindustrie* (Hg.), Die Subventionierung des Schiffbaus in den Konkurrenzländern, Hamburg 1976, S. 5.

15 Vgl. N. Andel, Subventionen als Instrument des finanzwirtschaftlichen Interventionismus, Tübingen 1970, S. 71-83.

16 Vgl. Lammers, Regionalförderung, S. 175-176.

1. Ausgleich von Wettbewerbsverzerrungen, die durch Subventionierung im Ausland hervorgerufen werden
2. Erhalt von Arbeitsplätzen in strukturschwachen Gebieten (Küstenregionen)
3. Vorhalten einer strategischen Mindestreserve an Werftkapazitäten, um Schiffe für die auf Rohstoffeinfuhr angewiesene Bundesrepublik nötigenfalls selbst erstellen und reparieren zu können
4. Außenhandelsunterstützung (Reparaturkapazität in den Häfen, Liniendienste)
5. Zahlungsbilanzwirksamkeit von Schiffsexporten und Devisenersparnisse einer heimischen Handelsflotte
6. Anpassung der Branche an veränderte Weltmarktbedingungen

Bevor die Ausgestaltung und Wirkrichtung der einzelnen Programme dargestellt wird, sollen die Subventionen in ihrer Gesamtheit untersucht werden. Es existieren zwei Subventionsbegriffe: Subventionen aus der Sicht der Subventionsgeber (finanzwirtschaftlicher Subventionsbegriff) und Subventionen aus der Sicht der Subventionsnehmer (betriebswirtschaftlicher Subventionsbegriff). Beim finanzwirtschaftlichen Subventionsbegriff werden die Zahlungen betrachtet, die aus dem Bundeshaushalt bzw. den Länderhaushalten zur Begünstigung der Schiffbauindustrie eingesetzt werden. Beim betriebswirtschaftlichen Subventionsbegriff wird auf die Subventionswirkung für das einzelne Unternehmen abgestellt. Beide Begriffe weichen dann voneinander ab, wenn die Zuschußzusage nicht mit der Zuschußauszahlung zeitlich zusammenfällt, wie das z.B. bei Exportkrediten der Fall ist: Für das Unternehmen besteht die Subventionswirkung mit Zuschußzusage, da diese eine Voraussetzung für den Absatz ist; für den Haushalt, aus dem die Mittel stammen, führt die Zuschußzusage erst zu einem späteren Zeitpunkt zu einer Auszahlung.¹⁸ Im Rahmen dieser Arbeit wird der finanzwirtschaftliche Subventionsbegriff verwendet. Er bietet den Vorteil, daß nach ihm die Subventionen zuverlässig aus Haushaltsplänen zu bestimmen sind, während ein Nachteil darin besteht, daß er ein ungenaues Bild dann ergibt, wenn hohe Aufwendungen für Altkredite gemacht werden müssen bei gleichzeitig geringen Neuzusagen. In diesem Fall erscheint das Subventionsvolumen zum Beobachtungszeitpunkt höher als es für die Unternehmen tatsächlich ist. Wird die Subventionierung von langfristigen Krediten gerade erst begonnen, erscheint sie nach dem finanzwirtschaftlichen Begriff zum Beobachtungszeitpunkt geringer, als sie für die Begünstigten ist. Da die Subventionierung der deutschen Schiffbauindustrie zu einem Teil aus Zahlungen bestand, die nach beiden Subventionsbegriffen gleich wirkten, und die Darlehensgewährungen im Zeitablauf relativ konstant erfolgten (siehe unten), wird der finanzwirtschaftliche Subventionsbegriff hier zur Grundlage der Betrachtungen gemacht.

17 Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1969 bis 1972 (Dritter Subventionsbericht), Bonn 1971, S. 93; *ders.*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1975 bis 1978 (Sechster Subventionsbericht), Bonn 1977, S. 133; *ders.*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1981 bis 1984 (Neunter Subventionsbericht), Bonn 1983, S. 157; *Holcher/Volk*, Shipbuilding, S. 16. Die genannten Argumente wurden auch in ähnlicher Form für die Subventionierung der Schifffahrt vorgebracht.

18 Vgl. *Arthur D. Little International Inc. (Hg.)*, Einfluß, S. 186.

Da ein einzelner Subventionsindikator nicht aussagekräftig ist¹⁹, wird eine Reihe von Indikatoren gebildet, die in ihrer Gesamtheit Auskunft über die Entwicklung der Subventionierung geben können. Die einzelnen Indikatoren werden im folgenden kurz vorgestellt. Der *Subventionsgrad* gibt an, um wieviel Prozent die Produktionskosten für die Inputfaktoren Arbeit und Kapital höher liegen können als ohne Subventionen.²⁰ Die Kennzahl der *realen Subventionen pro Beschäftigten* zeigt, mit wieviel DM durchschnittlich jeder Arbeitsplatz der Schiffbauindustrie (inkl. Reparatur, schiffbaunahe und -fremde Fertigung) real subventioniert wurde. Der Indikator der *realen Subventionen pro produzierter GBRT* verdeutlicht, mit wieviel DM eine gewichtete Tonne produzierten Schiffsraums gefördert worden ist.²¹ Die Kennzahl der *Subventionen in Prozent des Produktionswertes* im Schiffsneubau gibt an, wie stark die preisliche Wettbewerbsfähigkeit erhöht worden ist.²² In Tabelle 1 finden sich Angaben zur nominalen und realen Subventionierung und zu den besprochenen Indikatoren.

Im Zeitraum von 1966-1990 wurden nominal rund 9,9 Mrd. DM Subventionen gezahlt, zu Preisen von 1985 rund 13,0 Mrd. DM. Auffallend ist, daß selbst im Tankerboom mit seinen hohen Gewinnen für die Schiffbauindustrie trotz der allgemein guten Branchenkonjunktur Subventionen gewährt wurden. Im Durchschnitt der Jahre 1970-1975 wurden pro Beschäftigten und Jahr real rund 6.300 DM gezahlt, was 69 Prozent des langfristigen Durchschnitts entspricht.²³ Jede abgelieferte GBRT wurde im gleichen Zeitraum jährlich mit real rund 320 DM gefördert, gleich 51 Prozent des langfristigen Durchschnitts. Betrachtet man die nach Produktion und Auftragseingängen extrem schwachen Jahre 1980 und 1987, so ergibt sich, daß 1980 die Unterstützungen pro Beschäftigten nur das 1,6fache des langfristigen Durchschnitts, die Subventionen pro GBRT das 2,2fache ausmachten; für 1987 ergeben sich für die Beschäftigten das 1,3fache und für die GBRT das 1,6fache. Die Variationskoeffizienten dieser beiden Indikatoren (Subventionen pro Beschäftigten bzw. pro GBRT) sind relativ gering, sie betragen 36 bzw. 48 Prozent. Diese Subventionsindikatoren zeigen damit, daß die Subventionierung im Untersuchungszeitraum recht gleichmäßig verlaufen ist. Unabhängig von den teilweise wechselnden Zielen einzelner Programme, die weiter unten detaillierter untersucht werden, hat sich die Werftindustrie auf eine relativ konstante staatliche Unterstützung verlassen können.

19 Vgl. M. Weilepp, Subventionierung im Weltschiffbau, Hamburg 1989 (Veröffentlichungen des HWWA-Instituts für Wirtschaftsforschung Hamburg), S. 135-139; *Holcher/Volk*, Shipbuilding, S. 21.

20 Der Subventionsgrad ist der prozentuale Anteil der Subventionen an der Nettowertschöpfung (ohne Subventionen), vgl. *Lammers*, Regionalförderung, S. 143-144. Da es sich bei beiden Werten (Subventionen und Nettowertschöpfung) um Größen zu laufenden Preisen handelt, sind die Werte des Subventionsgrades auch im Zeitablauf miteinander vergleichbar.

21 Das für Schiffe übliche Größenmaß Bruttoregistertonne (BRT) ist nicht geeignet, um den unterschiedlichen Schwierigkeitsgrad und den Zeitaufwand beim Bau verschiedener Schiffstypen abzubilden, da es ein reines Raummaß ist. Eine BRT eines produktionstechnisch einfach zu bauenden Rohöltankers entspricht vermessungstechnisch einer BRT eines aufwendigen Passagierschiffes. Um eine Differenzierung zwischen den Schiffstypen zu erreichen, können die BRT-Angaben mit Koeffizienten multipliziert werden, die die unterschiedliche Arbeitsintensität bei der Erstellung widerspiegeln. Man erhält Angaben in Gewichteten BRT (GBRT). Die Koeffizienten werden von den nationalen Schiffbauverbänden auf der Basis der tatsächlich gebauten Schiffe ermittelt und in supranationalen Institutionen (wie z.B. der OECD) für verbindlich erklärt.

22 Die Subventionen werden geteilt durch den Produktionswert im Schiffsneubau, von dem die Subventionen vorher abgezogen werden, vgl. *Arthur D. Little International Inc. (Hg.)*, Einfluß, S. 167; *Weilepp*, Subventionierung, S. 137.

23 Diese und die folgenden Berechnungen nach den Angaben in Tabelle 1.

Tabelle 1: Subventionierung der deutschen Schiffbauindustrie und Subventionsindikatoren 1966-1990

Jahr	Subventionen, nominal, Mill. DM	Subventionen, real *, Mill. DM	Subventionsgrad (in Prozent)	Reale* Subventionen pro Beschäftigten in DM	Reale* Subventionen pro GBRT in DM	Subventionen in Prozent des Produktionswertes im Schiffsneubau
1966	125	305	17	3686	**	9
1967	177	429	21	5282	**	13
1968	195	505	28	6297	**	12
1969	297	700	41	8647	**	15
1970	244	501	25	6230	349	13
1971	281	532	25	6632	310	11
1972	203	377	14	4854	192	7
1973	271	492	15	6685	240	8
1974	272	452	14	6021	405	8
1975	370	562	16	7201	406	10
1976	419	609	19	8183	374	10
1977	262	367	11	5257	283	6
1978	579	780	38	12102	737	19
1979	484	625	32	10849	1012	32
1980	694	840	46	14824	1359	52
1981	833	956	53	16787	1036	41
1982	461	484	23	8415	634	16
1983	553	568	36	10749	614	15
1984	448	455	26	10087	774	19
1985	410	410	25	9306	524	17
1986	431	418	32	10204	654	20
1987	437	415	24	11363	987	28
1988	435	404	29	11884	766	28
1989	456	411	23	12569	815	27
1990	514	446	28	13299	626	19
	9850	13044				
a	394	522	26	9097	624	18
b	164	154	10	3291	299	11
v	42	30	38	36	48	61

*: Basis 1985. **: GBRT-Werte liegen nicht vor; a: Arithmetisches Mittel; b: Standardabweichung; v: Variationskoeffizient (b/a). Enthalten sind alle Subventionen des Bundes und diejenigen der Länder, die in gemeinsamen Bund-Länder-Programmen gezahlt wurden. Ländersubventionen außerhalb dieser Programme sind nicht berücksichtigt. Summen errechnet mit ungerundeten Werten

Tabelle erstellt nach Angaben in: *Lammers, Regionalförderung*, 143; *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1987 bis 1990 (Zwölfter Subventionsbericht), Bonn 1989, 106 u. 129; *ders.*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1989 bis 1992 (Dreizehnter Subventionsbericht), Bonn 1991, 112 u. 136; *Statistisches Bundesamt (Hg.)*, Lange Reihen zur Wirtschaftsentwicklung 1992, Wiesbaden 1993, 200 u. 201; *Verband Deutscher Schiffswerften (Hg.)*, Deutscher Schiffbau, Hamburg 1963-1973; *Verband der Deutschen Schiffbauindustrie (Hg.)*, Deutscher Schiffbau, Hamburg 1974-1987; *Verband für Schiffbau und Meerestechnik (Hg.)*, Jahresbericht, Hamburg 1988-1992; eigene Berechnungen.

Dieser Beobachtung der recht konstanten Subventionierung, bezogen auf Beschäftigte und Output, steht die Entwicklung des Subventionsgrades entgegen, der ab 1978 stark anstieg und bis 1990 auf relativ hohem Niveau blieb: 1966-1977 ergab sich ein durchschnittlicher Subventionsgrad von 21 Prozent gegenüber 32 Prozent von 1978-1990. Die Steigerung des Subventionsgrades ist zwar auch auf leicht gestiegene reale Unterstützungen ab 1978 zurückzuführen (jährlicher Durchschnitt der realen Unterstützungen 1966-1977: rund 490 Mill. DM, 1978-1990: 560 Mill. DM). Bedeutender für die Entwicklung des Indikators war aber die seit 1976 tendenziell abnehmende reale Nettowertschöpfung (1975-1990: durchschnittliche jährliche Schrumpfung von minus 4,5 Prozent pro Jahr²⁴), die sich weniger stark in zurückgehenden Beschäftigtenzahlen als in geringerem oder negativem Kapitaleinkommen und dem Abbau von Fremdbeschäftigung durch Subunternehmen niedergeschlagen hat. Die trendmäßige Zunahme der Werte dieses Indikators im Zeitablauf signalisiert demnach eher die zurückgehende Aktivität der Schiffbauindustrie als ein Ansteigen der absoluten Subventionierung.

Während die Indikatoren der Subventionen pro Beschäftigten und pro GBRT die relative Konstanz der Subventionierung im Zeitablauf zeigen, kann an den Subventionen in Prozent des Produktionswertes die Intensität der Förderung abgelesen werden. Zur Konstruktion des Indikators ist daran zu erinnern, daß der Produktionswert nicht der Wertschöpfung der Werften entspricht, sondern (periodenübergreifend) dem Umsatz der Werften im Seeschiffbau gleichkommt, der die Vorleistungen noch enthält. Im Schiffbau betrug die Vorleistungsquote im langfristigen Durchschnitt rund 65 Prozent²⁵, was bedeutet, daß bei einer fünf- und dreißigprozentigen Subventionierung des Produktionswertes die Wertschöpfung, u.a. eingesetzt zur Entlohnung der Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital, gänzlich aus Subventionen erfolgt, während der erzielte Neubaupreis nur die Kosten für die Vorleistungen abdeckt. In den Jahren von 1966-1977 betrug die durchschnittlichen Subventionen als Anteil des Produktionswertes rund 10 Prozent, 1978-1990 rund 26 Prozent. Bei einer Vorleistungsquote von 65 Prozent entspricht das einer durchschnittlichen Förderung der Wertschöpfung von 29 Prozent (1966-1977) bzw. 73 Prozent (1978-1990).²⁶ Diese Zahlen dürfen aber nicht absolut interpretiert werden, da wegen der umfassenden Einbeziehung aller die Schiffbauindustrie begünstigenden Subventionen in ihnen auch Hilfen enthalten sind, die der Schiffbauindustrie nicht direkt zukamen (z.B. die Reederhilfen, siehe unten) und deshalb nicht zur Entlohnung der Produktionsfaktoren herangezogen werden konnten. Vielmehr kann mit diesen Zahlen nur die Entwicklung der Intensität der Förderung verdeutlicht werden.

Die Analyse der verwendeten Subventionsindikatoren ergibt somit einerseits, daß die Werftindustrie im Zeitraum von 1966-1990 auf die Subventionen als konstantes Element ihrer Einnahmen rechnen konnte, und andererseits, daß sich mit Rückgang der realen Nettowertschöpfung seit 1976 die Intensität der Förderung für die gesamte Schiffbauindustrie deutlich erhöht hat. Für den Schiffsneubau hat sie sich mehr als verdoppelt (Subventionen

24 Errechnet nach Angaben in: *Statistisches Bundesamt (Hg.)*, Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen: Ergebnisse für Wirtschaftsbereiche (Branchenblätter) 1960-1991, Fachserie 18, Reihe S. 18, Wiesbaden 1992, S. 187-190. Deflationiert wurde mit dem Preisindex für Stahlbauerzeugnisse, Werte für 1950-1969: *Statistisches Bundesamt (Hg.)*, Lange Reihen zur Wirtschaftsentwicklung 1974, Wiesbaden 1974, S. 129 (Zeitreihe mit Basisjahr 1970). 1970-1990: *das.*, Lange Reihen zur Wirtschaftsentwicklung 1988, Wiesbaden 1988, S. 191; *das.*, Lange Reihen zur Wirtschaftsentwicklung 1992, Wiesbaden 1993, S. 201 (Zeitreihe mit Basisjahr 1985).

25 Vgl. *Statistisches Bundesamt (Hg.)*, Gesamtrechnungen, S. 187-190.

26 Errechnet nach der Formel: Subventionen als Anteil des Produktionswertes / (1-Vorleistungsquote).

als Anteil des Produktionswertes: 26 Prozent für 1978-1990 gegenüber 10 Prozent für 1966-1977).

Die Differenzierung der realen Subventionen nach verschiedenen Programmen zeigt, daß deren jeweiliger Umfang sehr unterschiedlich war (siehe Tabelle 2). Aus diesem Grund ist eine detaillierte Betrachtung der Programme nach Zweck und Ausstattung angebracht, um ein abgestuftes Bild der Subventionswirkungen zu ermöglichen.

Tabelle 2: Gesamtumfang einzelner Subventionsprogramme

Programm	Zeitraum	In Mill. DM (real)*	In Prozent der Gesamtsubventionen
Werfthilfen	1961-1990	5.078	39
Reederhilfen	1962-1987	6.264	48
Investitionshilfen	1969-1974	276	2
Auftragshilfen	1979-1981	752	6
Wettbewerbshilfen	1987-1990	538	4
Umstrukturierungshilfen	1987-1990	138	1
Gesamtsubventionen	1961-1990	13.044	100

*: Basis 1985. Summe errechnet mit ungerundeten Werten

Tabelle erstellt nach Angaben in: vgl. Quellenangaben zu Tabelle 1, eigene Berechnungen.

Das Werfthilfeprogramm ist unter den die Schiffbauindustrie begünstigenden Programmen das mit der längsten Gesamtlaufzeit. Es wurde 1961 aufgelegt als Reaktion auf das japanische Vordringen auf den Schiffmarkt, welches unterstützt worden ist durch das Angebot langfristiger Schiffskredite.²⁷ Japanische Werften hatten den Wettbewerbsparameter Finanzierung als Ansatzpunkt des Eindringens in den von westeuropäischen Werften dominierten Neubaumarkt entdeckt. Bis Mitte der 1950er Jahre gab es einheitliche Zahlungsbedingungen für Schiffsneubauten, die fünf Raten vorsahen (je 20 Prozent bei Auftragsvergabe, Kielleitung, Spantenaufstellung, Stapellauf und Übergabe).²⁸ Nachdem verschiedene neue Finanzierungsmodelle ausprobiert worden waren, setzte Japan Anfang der 1960er Jahre den neuen Marktstandard für Exportfinanzierungen fest, der in von Zeit zu Zeit veränderter Form bis in die 1990er Jahre Gültigkeit hatte. Die Ausgangsbedingungen, die zur internationalen Praxis bis zum OECD-Abkommen von 1969 wurden, sahen vor, daß 80 Prozent des Schiffspreises zu einem Zinssatz von 5,5 Prozent über acht bis zehn Jahre Laufzeit kreditiert werden konnten.²⁹

Mit Exportkrediten im Rahmen des Werfthilfeprogramms begann die Subventionierung des deutschen Schiffbaus.³⁰ Das erste Werfthilfeprogramm bot Darlehen bis zu 70 Prozent

27 Vgl. J. W. Hinneberg, Seeschiffahrtssubventionen - Staatliche Hilfen an einen besonderen Wirtschaftszweig und deren Problematik, Zürich 1976, S. 68.

28 Vgl. K. Kramm, Die Seeschiffswerften und ihre Standorte in der BRD unter Berücksichtigung der Zulieferindustrie und der internationalen Wettbewerbslage, Essen 1980, S. 38.

29 Vgl. M. Stopford/J.R. Barton, Economic Problems of Shipbuilding and the State, in: Journal of Maritime Policy and Management 13 (1986), S. 30; A. Eufner, Industriepolitik und Süderweiterung der EG am Beispiel der Werftindustrie, Berlin 1983 (Schriften des Deutschen Instituts für Entwicklungspolitik, Band 72), S. 246.

30 Die staatlichen Hilfen im Rahmen des „Gesetzes über Darlehen zum Bau und Erwerb von Handelsschiffen vom 27.9.1950“ stellen strenggenommen auch eine staatliche Subventionierung dar, werden hier aber nicht berücksichtigt, da der Zweck der Hilfen der Wiederaufbau der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Handelsflotte war und

des Auftragswertes zu einem Zinssatz von 5 Prozent und einer Laufzeit von acht bis zehn Jahren.³¹ Die Werfthilfeprogramme wurden jährlich bzw. für einen Mehrjahreszeitraum neu aufgelegt, wobei die Konditionen für die Exportkredite variierten. Mit dem fünften Werfthilfeprogramm für den Förderungszeitraum 1966-1969 wurden, ergänzend zu den Darlehen, erstmalig Zinszuschüsse an die Werften bewilligt, die die Differenz zwischen Kapitalmarktzins und dem Zinssatz für den Exportkredit ausgleichen sollten. Die Zinszuschüsse wurden direkt aus dem Bundeshaushalt gezahlt: Das war der Beginn der Subventionierung der deutschen Schiffbauindustrie mit Mitteln des Bundeshaushaltes.³² Die verbilligten Darlehen stammten aus dem ERP-Sondervermögen³³ und Fonds der Kreditanstalt für Wiederaufbau, erst ab 1979 wurden auch sie aus dem Bundeshaushalt bereitgestellt.³⁴ Seit 1984 erfolgte die Förderung im Rahmen des Werfthilfeprogrammes nur noch über Zinszuschüsse.³⁵ Der Begünstigtenkreis wurde im Zeitablauf zunehmend ausgedehnt: Die Mittel waren zunächst nur für den Export von Schiffen in Nicht-EG-Länder vorgesehen, seit 1971 wurden auch Verkäufe in EG-Länder unterstützt, ab 1973 konnten zusätzlich Aufträge inländischer Abnehmer auf diese Art finanziert werden, seit 1977 Lieferungen in Entwicklungsländer.³⁶ Die Mittel der ersten sieben Programme (1961-1974) wurden nach dem „Windhundverfahren“ verteilt, für mittlere und kleinere Werften gab es Reservierungen.³⁷ Um einen möglichst hohen Förderanteil zu erreichen, versuchten die Werften nach Einsetzen der einzelnen Programme möglichst viele Exportaufträge abzuschließen, was zu einer Verstärkung der Exportorientierung führte.³⁸ Ab dem achten Werfthilfeprogramm, das sich auf die Jahre von 1976 bis über 1990 hinaus erstreckte, erfolgte die Zuteilung der Mittel in Einzelplafonds.³⁹

Zwar waren die einzelnen Programme zeitlich beschränkt, da aber Anschlußprogramme jeweils nahtlos folgten, erstreckte sich die Förderung im Rahmen der Werfthilfe auf den gesamten Zeitraum von 1961 bis über 1990 hinaus. Damit war das Werfthilfeprogramm das langfristige Instrument zur Förderung der deutschen Schiffbauindustrie, welches die Wett-

nicht der Ausgleich von Wettbewerbsverzerrungen oder Wettbewerbsvorteilen auf dem Weltschiffbaumarkt, wie es ab 1961 der Fall ist.

31 Vgl. *Hinneberg*, Seeschiffahrtssubventionen, S. 165.

32 Ab 1966 liegen so eindeutig zuordbare Haushaltstitel vor, was für die Jahre 1961-1965 nicht der Fall ist, da die Schiffbauhilfen in den Zuweisungen an die Kreditanstalt für Wiederaufbau enthalten sind und aus diesen nicht isoliert werden können.

33 ERP: European Recovery Program

34 Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1977 bis 1980 (Siebter Subventionsbericht), Bonn 1979, S. 117.

35 Vgl. *ders.*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1983 bis 1986 (Zehnter Subventionsbericht), Bonn 1985, S. 127. Für die Fälle in denen die auftraggebenden Reeder ihre Neubauten direkt bezahlen wollten (Bargeschäfte), wurden ab 1967 Ausgleichszinszuschüsse gewährt, welche auf der Grundlage fiktiver Darlehen berechnet wurden, vgl. *Hinneberg*, Seeschiffahrtssubventionen, S. 164-166.

36 Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1971 bis 1974 (Vierter Subventionsbericht), Bonn 1973, S. 111; *Lammers*, Regionalförderung, S. 117-120.

37 Vgl. *Kramm*, Seeschiffswerften, S. 41.

38 Vgl. *J. Langer*, Subventionierung der deutschen Werftindustrie. Ziele und Auswirkungen, Hamburg 1974 (Veröffentlichungen des HWWA-Instituts für Wirtschaftsforschung Hamburg), S. 253.

39 Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Dreizehnter Subventionsbericht, S. 112.

bewerbsfähigkeit der Werften im Parameter Finanzierung erhöhte. Die Werte in Tabelle 3 ergeben, daß der Subventionsgrad der Werfthilfen⁴⁰ im Durchschnitt der Jahre 1966-1990 bei rund 8 Prozent lag.⁴¹ Die Standardabweichung beträgt nur 3 Prozentpunkte, was zeigt, daß die Förderung für den betrachteten Zeitraum relativ konstant verlief. Für die Werften bedeutete das, daß sie die Subventionen im Rahmen der Werfthilfen als relativ verlässlichen Kalkulationsposten einrechnen konnten. Das wurde auch durch die von staatlichen Stellen vorgenommene Fixierung der betreffenden Richtlinien und Verträge und ein sich im Zeitablauf verfeinerndes Berechnungs- und Zuweisungssystem unterstützt.⁴² Insgesamt sind im Rahmen des Werfthilfeprogramms nominal 3,7 Mrd. DM, zu Preisen von 1985 5,1 Mrd. DM verausgabt worden.

Tabelle 3: Werfthilfen von 1966-1990

Jahr	1966-1970	1971-1975	1976-1980	1981-1985	1986-1990
Zuschüsse in Mill. DM, real * (nominal)	175 (77)	547 (323)	426 (316)	570 (551)	733 (798)
Darlehen in Mill. DM, real* (nominal)	854 (359)	756 (432)	492 (366)	524 (484)	0 (0)
Gesamt in Mill. DM, real* (nominal)	1029 (436)	1303 (755)	918 (682)	1094 (1035)	733 (798)
Subventionsgrad der Werfthilfen	10%	8%	6%	10%	8%

*: in Preisen von 1985

Tabelle erstellt nach Angaben in: *Lammers*, Regionalförderung, 119; *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Zwölfter Subventionsbericht, 106; *ders.*, Dreizehnter Subventionsbericht, 112; eigene Berechnungen.

Das zweite bedeutende Programm bestand aus den Reederhilfen, die primär der Schifffahrtsindustrie zugute kommen sollten. Sie setzten 1962 ein und liefen 1987 aus.⁴³ Im Rahmen der Reederhilfen wurden deutschen Reedern beim Bau oder Umbau von Schiffen Beihilfen bis zu 17,5 Prozent des Baupreises gezahlt. Als die Reeder Ende der 1960er Jahre verstärkt dazu übergingen, ihre Schiffe im Ausland zu beschaffen, wurde die Reederhilfe mehr und mehr zu einer Schiffbauhilfe, da zwar de jure Inlands- und Auslandsaufträge gefördert werden konnten, aber spätestens seit Mitte der 1970er Jahre faktisch nur noch Inlandsaufträge

⁴⁰ Anteil der Werfthilfen an der Nettowertschöpfung (ohne Subventionen).

⁴¹ Ob es sich bei den bereitgestellten Mitteln um verlorene Zuschüsse (Zinszuschüsse) oder Darlehen handelt, die nur zu einem Teil eine echte Subvention darstellen und in Zukunft evtl. Rückflüsse an den Staatshaushalt ergeben, ist für die Betrachtung der einzelnen Jahre unerheblich, da die Mittel in beiden Fällen durch den Subventionsgeber in voller Höhe bereitgestellt werden müssen und für die Werften eine direkte Subventionswirkung haben. Die erfolgten Rückflüsse (Darlehenszinsen und -tilgung) betragen in den meisten Jahren weniger als 10% der Neuzusagen, vgl. *T. Rother*, Deutsche Schiffbauindustrie: Subventionierung in den letzten zehn Jahren, in: *Hansa* 125, 1988, S. 474.

⁴² Vgl. *H. Heseler*, Der Subventionsdschungel, in: *H. Heseler/H.J. Kröger (Hg.)*, „Stell Dir vor, die Werften gehören uns ...“. Krise des Schiffbaus oder Krise der Politik?, Hamburg 1983, S. 110; *G. Wolf*, Schiffs-exportfinanzierung. Deutsche Werften im Auf und Ab des Weltmarktes, Frankfurt a.M. 1975, S. 122.

⁴³ Vgl. *Arthur D. Little International Inc. (Hg.)*, Einfluß, S. 140. Ab 1976 durften die Reederhilfen auch mit Werfthilfen kumuliert werden, wodurch ein Schiff mit mehreren Programmen gefördert werden konnte, vgl. *Gröner/Sindelar*, Wertindustrie, S. 97.

begünstigt wurden.⁴⁴ Bei den Reederhilfen handelt es sich für die Schiffbauindustrie um eine indirekte Subventionsmaßnahme, da Subventionsempfänger und Begünstigte nicht identisch sind. Die Subventionswirkung für die Werften besteht darin, daß sie aufgrund dieser Beihilfen trotz höherer Preise Aufträge von inländischen Nachfragern erhalten. Empirisch hat sich gezeigt, daß Reeder, die unter deutscher Flagge fahren, schwerpunktmäßig deutschen Werften einen Auftrag erteilt haben, während Tonnage, die von deutschen Reedern für die Registrierung im Ausland vorgesehen war, überwiegend auch im Ausland bestellt worden ist.⁴⁵ Der Zusammenhang zwischen deutscher Flagge und deutschem Schiff wird auf die Begünstigung durch die Reederhilfen zurückgeführt, da nach deren Abschaffung auch unter deutscher Flagge verkehrende Schiffe stärker als vorher im Ausland gekauft wurden.⁴⁶ Der Charakter einer Schiffbauhilfe wurde auch offiziell anerkannt, indem man das rein den Schiffbau begünstigende Wettbewerbshilfenprogramm (siehe unten) als Folgeprogramm zur eingestellten Reederhilfe auswies.⁴⁷ Im Rahmen der Reederhilfe wurden nominal rund 4,6 Mrd. DM an Beihilfen geleistet, zu Preisen von 1985 rund 6,3 Mrd. DM.⁴⁸

Von 1969 bis 1974 erfolgten Investitionshilfen, die auf Empfehlungen des ersten Wertgutachtens der Bundesregierung zurückzuführen sind, welches einen Investitionsrückstand deutscher Werften im internationalen Vergleich festgestellt hatte.⁴⁹ Das Ziel der Subventionen war es, die Wettbewerbsfähigkeit der Werften, insbesondere im Großschiffbau, zu verbessern. Gefördert wurden Investitionen, die dem Bau neuer Schiffstypen oder größerer Schiffe, dem verstärkten Übergang zur Sektionsbauweise⁵⁰ sowie der Serienfertigung, dem Ausbau der Produktionssteuerung oder der Verarbeitung neuer Materialien dienten.⁵¹ Ausgeschlossen waren Ersatzinvestitionen und Investitionen zum Zwecke der Kapazitätserweiterung. Das Investitionsprogramm umfaßte nominal rund 140 Mill. DM (zu Preisen von 1985 rund 280 Mill. DM), von denen der Bund und die Küstenländer je 50 Prozent trugen. Die Werften mußten die gleiche Summe zu den Investitionen beisteuern, die sie aus dem Programm erhielten. Es ergab sich somit eine gemischte Finanzierung: Bund und Länder finanzierten im Endeffekt je 25 Prozent der Investitionen, die Werften die restlichen

44 Vgl. *Lammers*, Regionalförderung, S. 122-123; *Heseler*, Subventionsdschungel, S. 110.

45 Vgl. *Institut für Seeverkehrswirtschaft und Logistik und Treuarbeit AG (Hg.)*, Lage und Perspektiven der deutschen Schiffbauindustrie (Gemeinsamer Bericht über eine Untersuchung im Auftrage der Bundesländer Bremen, Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein), Hamburg 1990, S. 19.

46 Vgl. *Arthur D. Little International Inc. (Hg.)*, Einfluß, S. 142.

47 Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Zwölfter Subventionsbericht, S. 38. Schon 1975 wurde festgestellt, daß eines der Hauptziele der Schiffsfahrtsförderung die Verbesserung der Beschäftigungslage der inländischen Werftindustrie sei, vgl. *ders.*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1973 bis 1976 (Fünfter Subventionsbericht), Bonn 1975, S. 23.

48 Enthalten sind auch Finanzbeiträge an Reeder, die in den Jahren 1979-1981 und 1985-1987 als Betriebskostenzuschüsse gezahlt wurden und dann nicht rückzahlbar waren, wenn in einem bestimmten Umfang Aufträge an inländische Werften erteilt wurden, vgl. *Lammers*, Regionalförderung, S. 119; *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Zwölfter Subventionsbericht, 129; *derselbe*, Dreizehnter Subventionsbericht, S. 136.

49 Vgl. *Bundesminister für Wirtschaft (Hg.)*, Die wirtschaftliche Lage und die Strukturverhältnisse der Schiffbauindustrie in der BRD im internationalen Wettbewerb. Eine volkswirtschaftlich, betriebswirtschaftlich und produktionstechnische Untersuchung, Bonn 1964 (Bericht Nr. 1992), S. 16.

50 Der Begriff Sektionsbauweise bezeichnet ein Produktionsverfahren im Schiffbau, nach dem einzelne Teile des Schiffes (Sektionen) dezentral erstellt und erst nach weitgehender Fertigstellung zusammengesetzt werden.

51 Vgl. *Langer*, Subventionierung, S. 265-266.

50 Prozent; der Gesamtumfang des Programms betrug nominal rund 280 Mill. DM (zu Preisen von 1985 rund 550 Mill. DM).

Von 1979 bis 1981 wurden Auftragshilfen an die Werften gezahlt, die aus direkten Baukostenzuschüssen bestanden. Aufträge konnten mit bis zu 20 Prozent des Vertragspreises gefördert werden, der Bund stellte 75 Prozent der Mittel bereit, die betroffenen Bundesländer 25 Prozent.⁵² Nach dem Abarbeiten der noch aus dem Tankerboom stammenden Aufträge war die Auslastung der Werften ab 1978 stark zurückgegangen, aber für den Beginn der 1980er Jahre wurde mit einem starken Ansteigen der Nachfrage gerechnet. Die Beschäftigungslücke sollten die Auftragshilfen schließen helfen.⁵³ Gefördert wurden technisch höherwertige Seeschiffe; Öltanker und Massengutschiffe waren von dem Programm ausgeschlossen. Empfangene Hilfen sollten bis zur Hälfte der Gesamtgewinne der Jahre 1983-1988 zurückgezahlt werden. Investitionen, die nicht zur Erweiterung der Kapazitäten führten bzw. keine Ersatzinvestitionen waren, sollten zur Hälfte auf die Rückzahlungsverpflichtung anrechenbar sein. Da 1981 der in verschiedenen Prognosen⁵⁴ erwartete Aufschwung ausblieb, der Bund aber zu einer dauerhaften Förderung im Rahmen direkter Baukostenzuschüsse nicht bereit war, lief das Programm aus, nachdem nominal rund 640 Mill. DM (in Preisen von 1985 rund 750 Mill. DM) gezahlt worden waren. Das Programm wurde ab 1983 von den Küstenländern fortgesetzt, die allerdings im Vergleich zum Bund-Länder-Auftragshilfenprogramm deutlich reduzierte Zuschüsse zahlten (bis Ende 1984 6 Prozent des Vertragspreises, bis Ende 1985 4 Prozent).

Die Neuordnung der Schiffbau- und Schifffahrtssubventionen im Jahr 1987 hat dazu geführt, daß Wettbewerbshilfen eingeführt wurden, die ähnlich wie die Auftragshilfen konzipiert waren und aus direkten Baukostenzuschüssen bestanden.⁵⁵ Der Fördersatz betrug bis zu 20 Prozent des Vertragspreises vor Subventionsgewährung, das Programm war aber nicht befristet und eine Rückzahlung nicht vorgesehen.⁵⁶ Die Hilfen konnten nur gewährt werden, um höhere Subventionen in anderen Schiffbauländern auszugleichen.⁵⁷ Der Bund trug zwei Drittel, das jeweils betroffene Bundesland ein Drittel. Von 1987 bis 1990 sind nominal rund 600 Mill. DM (in Preisen von 1985 rund 540 Mill. DM) bereitgestellt worden. Ebenfalls wurden Umstrukturierungshilfen, die Rationalisierungsmaßnahmen und Betriebsschließungen unterstützen sollten, von 1987-1990 in Höhe von nominal rund 150 Mill. DM (in Preisen von 1985 rund 140 Mill. DM) gezahlt.⁵⁸

Außer durch diese Programme ist dem Schiffbau noch durch andere Maßnahmen Hilfeleistung gegeben worden. Im Rahmen der Forschungsförderung wurden u.a. Projekte zum Schiffsantrieb, zum „Schiff der Zukunft“, zur Meeresforschung und Meerestechnik und zur Schiffsfertigungstechnik unterstützt, um Innovationen zu ermöglichen, die die Wettbewerbs-

52 Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Siebter Subventionsbericht, S. 117.

53 Vgl. ebd., 31; *ders.*, Neunter Subventionsbericht, S. 40.

54 Vgl. z.B.: *D. Porschen*, Branchenanalyse Schiffbau (I). Situation und mittelfristige Aussichten auf dem Welt-schiffbaumarkt, in: *Bremer Zeitschrift für Wirtschaftspolitik* 2, 1979, S. 98-100.

55 Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Zwölfter Subventionsbericht, S. 129.

56 Vgl. ebd., S. 38.

57 Vgl. *ders.*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuer-
vergünstigungen für die Jahre 1985 bis 1988 (Elfter Subventionsbericht), Bonn 1987, S. 38.

58 Vgl. *Arthur D. Little International Inc. (Hg.)*, Einfluß, S. 117.

fähigkeit der Schiffbauindustrie stärken sollten.⁵⁹ Die Steuervergünstigungen für den Betrieb von Handelsschiffen, die hohe Abschreibungen und verminderte Steuersätze umfaßten, begünstigten zwar primär die deutsche Schifffahrtsindustrie, wirkten sich aber auch positiv für die Werften aus. Einzelfallhilfen der Bundesländer, die außerhalb der gemeinsam mit dem Bund durchgeführten Investitions-, Auftrags- und Wettbewerbshilfenprogramme erfolgt sind, zielten überwiegend auf die Abwendung drohender Konkurse oder die Unterstützung von Fusionen und Restrukturierungen. Durch Landesbürgschaften beim Kauf oder Umbau von Schiffen ist in Einzelfällen ein mehrfaches der Mittel der aufgelegten Programme bereitgestellt worden.⁶⁰ Weitere Hilfen sind teils unregelmäßig, teils im Rahmen von Programmen geleistet worden. So führte z.B. das Land Schleswig-Holstein von 1982 bis 1986 ein Umstrukturierungsprogramm durch, das Investitionen für den Bau technisch höherwertiger Schiffe bzw. die Umstellung der Produktion auf Geschäftsfelder außerhalb des Schiffbaus begünstigte.

Beschaffungssubventionen haben zeitweise auch eine große Rolle für einzelne Werften gespielt. Das bekannteste Beispiel ist der Fall der Fregatte 122, die ab 1977 in Auftrag gegeben und vom Bremer Vulkan als Generalunternehmer produziert wurde. Als sich im nachhinein Verluste ergaben, hätte der Bremer Vulkan Konkurs anmelden müssen, wenn das Bundesverteidigungsministerium nicht bedeutende Summen nachgezahlt hätte.⁶¹ Die staatliche Übernahme von Verlusten bzw. der Verlust auf Gewinnausschüttungen bei Werften, die zumindest teilweise im Staatsbesitz waren, hat ebenfalls in Einzelfällen eine Rolle gespielt. Da die Schiffbauindustrie in den von der staatlichen Regionalförderung unterstützten Gebieten überdurchschnittlich vertreten ist, hat sie auch von regionalpolitisch motivierten Subventionen in erheblichem Umfang profitiert. Nicht begünstigt wurde die deutsche Schiffbauindustrie durch Importverbote, Zölle, Steuervergünstigungen und Inflationsversicherungen, die in anderen Ländern teilweise von erheblicher Bedeutung gewesen sind.

IV. Schiffbaupolitik auf internationaler und nationaler Ebene

Artikel 92 des EWG-Vertrages verbietet die Gewährung von Subventionen; Ausnahmen sind aber zulässig. Wegen rückläufiger Weltmarktanteile des westeuropäischen Schiffbaus wurde ab 1965 auf EWG-Ebene der Versuch unternommen, durch Einführung einer gemeinschaftlichen Beihilferegelung den Ausgleich von Wettbewerbsverzerrungen auf dem Weltschiffbaumarkt zu erreichen.⁶² Das Ziel war ein gemeinschaftlicher Schutz gegenüber Drittländern und die Vereinheitlichung der Unterstützungen innerhalb der EWG, nicht dagegen der Abbau von Subventionen für die Schiffbauindustrie.⁶³ 1969 wurde die erste europäische Schiffbaurichtlinie verabschiedet; in ihr war eine maximal zehnpromzentige nationale Beihilfe vorgesehen, womit erstmals eine Subventionsobergrenze gezogen wurde.⁶⁴ Diese Richtlinie wurde mehrmals neu gefaßt und ließ unterschiedliche Beihilfehöchstgrenzen zu: während die

59 Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Sechster Subventionsbericht, S. 127; *ders.*, Siebter Subventionsbericht, S. 30; *Lammers*, Regionalförderung, S. 134; *Arthur D. Little International Inc. (Hg.)*, Einfluß, S. 106.

60 Vgl. *Lammers*, Regionalförderung, S. 128-131; *Bundesminister für Wirtschaft (Hg.)*, Lage, S. 71.

61 Vgl. *Heseler*, Subventionsdschungel, S. 113.

62 Vgl. *Hinneberg*, Seeschiffahrtssubventionen, S. 172.

63 Vgl. *Eußner*, Industriepolitik, S. 51.

64 Vgl. *R. Kappel/D. Rother*, Wandlungsprozesse in der Schifffahrt und im Schiffbau Westeuropas – Möglichkeiten einer Beeinflussung, Bremen 1982, S. 1654.

zweite Schiffbaurichtlinie von 1972 die direkte Beihilfe auf maximal 5 Prozent reduzierte, sah die dritte von 1975 eine Abschaffung bis Ende des Jahres vor.⁶⁵ Unter dem Einfluß des zusammengebrochenen Tankermarktes und eines anschließenden erneuten „Subventionswettlaufs“ wurde 1978 die vierte Richtlinie erlassen, die Beihilfen dann erlaubte, wenn sie von der Europäischen Kommission genehmigt worden waren und sich progressiv reduzierten sowie der Umstrukturierung dienten. Mit dieser Richtlinie wurde die Unmöglichkeit einer gemeinsamen EG-Schiffbaupolitik dokumentiert, da sie im Prinzip die Anerkennung aller existierenden nationalen Subventionen ermöglichte und das Ziel des Subventionsabbaus durch Setzung von Beihilfemaximalgrenzen aufgab.⁶⁶ Die fünfte Richtlinie aus dem Jahr 1981 brachte keine wesentlichen Änderungen, die sechste von 1987 dagegen bestimmte eine Beihilfegrenze von 28 Prozent des Kontraktpreises vor Subventionen (oder 39 Prozent nach Subventionen), die in den Folgejahren sukzessive gesenkt wurde. Die Neuerung der sechsten Richtlinie bestand darin, daß sie im Gegensatz zu den ersten fünf verschiedene Subventionsformen umfaßte und nicht nur auf die direkten Produktionsbeihilfen abstellte.⁶⁷ Der deutsche Fördersatz lag regelmäßig unterhalb der EG-Grenze und war geringer als die Subventionierung in den anderen EG-Ländern.⁶⁸

Durch die Richtlinien wurden solche Hilfen, die nicht sektoral begrenzt waren, sondern auch anderen Industriezweigen gewährt wurden, nicht erfaßt. Damit blieb den subventionswilligen Ländern (v.a. Italien, Frankreich, Spanien) die Möglichkeit, die Schiffbauindustrie im Rahmen der allgemeinen Industriesubventionierung zu fördern. Ein zweiter Mangel bestand darin, daß es den Ländern freigestellt war, die Rahmenwerte voll, teilweise oder gar nicht auszuschöpfen, wodurch sich in der EG verschieden hohe Subventionniveaus ergaben und daher zumindest das Ziel der Nivellierung der europäischen Beihilfeshöhen nicht erreicht werden konnte.⁶⁹ Insgesamt kann die Perspektive der EG-Richtlinien als relativ kurzfristig eingeschätzt werden. Ziel war primär die Beseitigung der gerade aktuellen Probleme und weniger die Bereitstellung eines langfristigen Ordnungsrahmens für die Schiffbauindustrie der Gemeinschaft.⁷⁰

Die Bemühungen im Rahmen der OECD führten 1969 zu einem Exportkreditabkommen, das mehrfach modifiziert wurde (1970, 1974, 1980).⁷¹ Die Exportkreditvereinbarungen konnten ein Subventionsgefälle nicht vermeiden. Sie führten tendenziell zu einer Benachteiligung von Ländern mit niedrigen Zinsen und stabiler Währung. Lag der inländische Zinssatz unter den OECD-Sätzen, konnten die Werften keine Zinssubvention in Anspruch nehmen. Für Reeder, die Einnahmen in US-Dollar hatten, war eine Finanzierung in einer

65 Vgl. *Stopford/Barton*, Problems, S. 41-42. Zu den Richtlinien gab es Ausnahmen für einige Länder, von deren Aufführung hier abgesehen wird.

66 Vgl. *Kappel/Rother*, Wandlungsprozesse, S. 1657 u. S. 1660.

67 Vgl. *M. Davies*, Belief in the Sea. State Encouragement of British Merchant Shipping and Shipbuilding, London 1992, S. 309.

68 Vgl. *K. Holocher*, Schiffbauförderung in Japan und Korea: Schlußfolgerungen für die deutsche Schiffbaupolitik, in: *Hansa* 128, 1991, S. 645.

69 Vgl. *Hinneberg*, Seeschiffahrtssubventionen, S. 175.

70 Vgl. *M. Stopford*, A New Life for Shipbuilding in the 1990s?, in: *Maritime Policy and Management* 14, 1987, S. 305.

71 Die OECD-Standardbedingungen ab Dezember 1979 (gültig über 1990 hinaus) sahen vor, daß 80% des Schiffspreises bei einem Mindestzinssatz von 8% und einer Laufzeit von 8½ Jahren nach Ablieferung kreditiert werden dürfen, vgl. *Eußner*, Industriepolitik, S. 246.

weichen Währung bei gleich hohem OECD-Zinssatz attraktiver als eine in harter Währung (wie der DM), da Abwertungsgewinne bzgl. der Kreditsumme möglich waren bzw. keine Aufwertungsverluste drohten.⁷² Auf OECD-Ebene wurde 1972 auch ein allgemeines Abkommen über den stufenweisen Abbau von Subventionen bis 1975 vereinbart, das aber genauso wenig wie die Vereinbarungen auf EG-Ebene eingehalten wurde.⁷³

Weder für die deutsche Schiffbauindustrie noch für den gesamten maritimen Bereich existierte im Untersuchungszeitraum eine ausformulierte Industriepolitik, obwohl sich die Unterstützungsmaßnahmen über einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren erstreckt haben. Das u.a. im ersten Werftgutachten der Bundesregierung geforderte Vorgehen, zeitlich befristete Subventionen zu zahlen und gleichzeitig für einen internationalen Subventionsabbau einzutreten⁷⁴, wäre dann erfolgreich gewesen, wenn innerhalb eines überschaubaren Zeitraums aufgrund einer internationalen Übereinkunft ein Subventionsabbau erzielt worden wäre. Das ist aber nicht der Fall. Lediglich im Bereich einer Subventionsform (Exportkredite) hat man sich international auf einheitliche Bedingungen verständigen können. Die Beratungen auf OECD-Ebene, die ab 1966 in der Arbeitsgruppe 6 (Schiffbau) gebündelt wurden, haben bis Anfang der 1990er Jahre zu keinem umfassenden Subventionsabbau geführt. Mit dem Scheitern des OECD-Abkommens von 1972 und der dritten Richtlinie der EWG von 1975, die beide eine Abschaffung aller Subventionen (bis auf Exportkreditförderungen) bis Ende 1975 vorsahen, ist deutlich geworden, daß internationale Übereinkommen zwar nach langen Verhandlungen erreicht werden können; diese hielten aber in Krisenzeiten dem ökonomischen und sozialen Druck der Industrie, der in ihr beschäftigten Arbeitnehmer und der betroffenen Regionen nicht Stand. Dazu kam, daß wichtige Schiffbauländer den Verträgen auf OECD-Ebene nicht beitraten, Ausnahmeregelungen durchsetzten oder die Abkommen aufkündigten, weshalb eine Abschaffung der Wettbewerbsverzerrungen nicht gelang.⁷⁵

V. Schlußbetrachtung

Die Subventionierung hat einen starken Einfluß auf die deutsche Schiffbauindustrie entfaltet. Die auf Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit gerichtete Unterstützung begann Anfang der 1960er Jahre als Reaktion auf den von Japan begonnenen „Kreditwettlauf“, der erst durch das OECD-Abkommen von 1969 durch Vereinheitlichung der Konditionen beendet wurde. Die Wirkung dieser Subventionierung bestand primär in der Anpassung an die Marktstandards im Parameter Schiffsfinanzierung. Das von 1961 bis über 1990 hinaus gewährte Werftthilfeprogramm gestattete den Ausgleich von Wettbewerbsnachteilen im Parameter Schiffsfinanzierung. In den 1970er Jahren kam es zu einem Mix aus Erhaltungs- und Anpassungssubventionen, die auf zum Teil gegensätzliche Ziele gerichtet gewesen waren. So sollten die Investitionshilfen von 1969-1974 der Ausrichtung auf den Großschiffbau dienen,

⁷² Vgl. Kappel/Rother, *Wandlungsprozesse*, S. 1645.

⁷³ Vgl. Kramm, *Seeschiffswerften*, S. 45; *Eußner*, *Industriepolitik*, S. 51.

⁷⁴ Vgl. *Bundesminister für Wirtschaft (Hg.)*, *Lage*, S. 16; *ders.*, *Schiffbaupolitik der Bundesregierung*. Bundesdrucksache V/3290, in: *Verhandlungen des Deutschen Bundestages*, 5. Wahlperiode. Anlagen zu den steno-graphischen Berichten, Band 123, Drucksachen V 3201 bis V 3340, Bonn 1968, S. 5.

⁷⁵ Vgl. *Verband der Deutschen Schiffbauindustrie (Hg.)*, *Die Subventionierung des Schiffbaus in den Konkurrenzländern*, Hamburg 1982, S. 11; *Eußner*, *Industriepolitik*, S. 56. So ist z.B. Süd-Korea erst 1990 der OECD-Vereinbarung zur Exportfinanzierung beigetreten.

während die Auftragshilfen von 1979-1981 nur für den Spezialschiffbau gewährt wurden.⁷⁶ Die Investitionshilfen hatten zwar im Vergleich zu den Gesamtsubventionen nur ein geringes Volumen; sie können aber wegen der mit ihnen verbundenen Zweckbestimmung dafür mitverantwortlich gemacht werden, daß deutsche Werften sich auf den Großschiffbau hin orientiert haben. Dabei spielten nicht nur die ausgezahlten Fördermittel eine Rolle, sondern auch die von dem Programm begünstigte Einschätzung der zukünftigen Ertragsfähigkeit des Großschiffbaus. Damit förderten sie die Orientierung deutscher Werften auf Marktsegmente, in denen sie sowohl etablierten Wettbewerbern (z.B. aus Schweden) als auch neu eintretenden (z.B. aus Japan oder Süd-Korea) unterlegen waren. In den 1970er Jahren wurden durch die Gesamtsubventionen entscheidende Strukturveränderungen behindert oder der Druck dazu abgemildert, obwohl viele Werften noch über die Substanz verfügt hätten, diese durchzustehen.⁷⁷ Durch die unterbliebene Anpassung an einen veränderten Schiffsneubaumarkt wurde letztlich die Wettbewerbsfähigkeit deutscher Werften langfristig geschwächt. Das führte dazu, daß nach 1975 viele deutsche Werften ohne Subventionen wirtschaftlich nicht überlebt hätten.⁷⁸ In den 1980er Jahren dominierten die Erhaltungssubventionen, die Unterstützungen orientierten sich primär auf den Schiffspreis; Bedingungen für die Subventionsgewährung wurden überwiegend nicht gestellt. Die in den 1980er Jahren gewährten Erhaltungssubventionen sind letztlich als Folge der unterbliebenen Anpassung in den 1970er Jahren anzusehen.

Der internationale „Subventionswettlauf“, der nach dem Zusammenbruch des Tankermarktes Mitte der 1970er Jahre einsetzte, unterschied sich vom „Kreditwettlauf“ der 1960er Jahre dadurch, daß er sich auf viele verschiedene Subventionsformen richtete. Das erschwerte internationale Vereinbarungen, da Transparenz über die verschiedenen Subventionen nicht bestand und sich daher nationale Forderungen an den jeweils vermuteten höchsten Subventionen in den Konkurrenzländern orientierten. Die Intransparenz auf internationaler Ebene hatte für die deutschen Werften ein Pendant im Inland. Durch die Vielfalt der Programme, die mögliche Kumulierung der Förderungen und verschiedene Träger (Länder, verschiedene Bundesministerien: Wirtschafts-, Verkehrs- und Forschungsministerium) erhielten Werften und Reeder Subventionen, die meist nicht aufeinander abgestimmt waren und in der Regel mehrere Ziele gleichzeitig erreichen sollten. Für die Durchsetzung einzelner Programme und die Erlangung der ausgewiesenen Subventionen mußte die Schiffbauindustrie Ressourcen aufwenden. Über den Erfolg von Werften entschieden nicht nur die technischen und kaufmännischen Fähigkeiten des Managements, sondern auch, ob Subventionsquellen identifiziert und für das eigene Unternehmen nutzbar gemacht werden konnten. Das begünstigte den Erfolg von Managern, die sich im politischen Prozeß auf Länder- oder Bundesebene durchsetzen konnten, um für ihre Werften Subventionen zu erhalten. Der

⁷⁶ Vgl. *Bundesminister für Finanzen (Hg.)*, Bericht der Bundesregierung über die Entwicklung der Finanzhilfen des Bundes und der Steuervergünstigungen für die Jahre 1979 bis 1982 (Achter Subventionsbericht), Bonn 1981, S. 35; *Heseler*, Subventionsdschungel, S. 112.

⁷⁷ Vgl. *A. Gutowski u.a.*, Analyse der Subventionspolitik. Das Beispiel der Schiffbau-, Luft- und Raumfahrtindustrie. Ergänzungsband 4 zum HWWA-Strukturbericht 1983. Forschungsauftrag des Bundesministers für Wirtschaft, Hamburg 1984 (Veröffentlichungen des HWWA-Instituts für Wirtschaftsforschung Hamburg), S. 41-42.

⁷⁸ Vgl. *J. Gerdas u.a.*, Kooperation Universität/Arbeiterkammer, „Irgendwie mußte es ja weitergehen“. Vier Jahre nach Schließung der AG „Weser“, Hamburg 1987 (Schriftenreihe der Arbeiterkammer Bremen), S. 54; *Arthur D. Little International Inc. (Hg.)*, Einfluß, S. 51 u. S. 110.

Verband der Deutschen Schiffbauindustrie fand, neben seinen klassischen Verbandsaufgaben der Dienstleistung für die Mitgliedsfirmen und der Außenrepräsentation, ein weites Betätigungsfeld im Nachweis der Subventionierung in den anderen Schiffbaunationen und dem Aufstellen von Forderungen gegenüber staatlichen Stellen.⁷⁹

Inländische Subventionen können zwar internationale Wettbewerbsverzerrungen ausgleichen, die durch Subventionen in anderen Ländern hervorgerufen werden. Sie können aber nicht dauerhafte Wettbewerbsvorteile von Konkurrenten kompensieren, die u.a. in geringeren Lohnkosten, einer höheren Produktivität oder Zugang zu billigeren Inputfaktoren denkbar sind. Hier muß unterschieden werden zwischen einer *Verzerrung* und einer *Intensivierung* des Wettbewerbs. Auf den Eintritt von Entwicklungsländern auf den Schiffsneubaumarkt ab Mitte der 1970er Jahre wurde in Deutschland mit Subventionen reagiert (Auftrags- und Wettbewerbshilfen), um vermeintliche Wettbewerbsverzerrungen auszugleichen. Tatsächlich bestand eine Intensivierung des Wettbewerbs, die staatlicherseits auf Dauer nicht ausgeglichen werden konnte. So hat die staatliche Unterstützung der Werftindustrie bis zu Beginn der 1990er einen relativ starken Arbeitsplatzabbau (1990 gegenüber 1976 minus 55 Prozent der Beschäftigten) nicht verhindern können, wenn auch im Vergleich zu anderen westeuropäischen Ländern weniger Werften geschlossen wurden.

Als Fazit kann festgehalten werden, daß Subventionen nicht geeignet waren, verlorengangene Marktpositionen wieder erreichen zu helfen. Vielmehr schwächten sie durch die Minderung des Anpassungsdrucks die langfristige Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Schiffbauindustrie. Noch weniger konnte die Subventionierung die Notwendigkeit angemessener Unternehmensstrategien ersetzen, um im Wettbewerb bestehen zu können. Daß es in Deutschland Werften gab, die trotz der objektiv bestehenden Wettbewerbsnachteile (v.a. steigende Lohnstückkosten und Aufwertungsdruck seit Beginn der 1960er Jahre) ökonomisch erfolgreich Schiffe produzierten, ist auf deren an den nationalen und unternehmensindividuellen Wettbewerbsvor- und -nachteilen ausgerichteten Unternehmensstrategien zurückzuführen.⁸⁰ Alle Werften haben Subventionen erhalten - auch die, die sie wegen einer passenden Unternehmensstrategie eigentlich gar nicht benötigt hätten. Konkrataktische Fallstudien, die der Frage nachgehen, ob diese Werften nicht ohne Subventionen genauso oder vielleicht noch viel erfolgreicher gewesen wären, sind eine lohnende Forschungsarbeit, die erst in Zukunft möglich sein wird, wenn Archivmaterial zur Bearbeitung zur Verfügung steht.

⁷⁹ Vgl. dazu besonders die folgenden Veröffentlichungen: *Verband der Deutschen Schiffbauindustrie (Hg.)*, Die Subventionierung des Schiffbaus in den Konkurrenzländern, Hamburg 1974, 1976, 1978, 1981, 1982, 1984; *Verband der Deutschen Schiffbauindustrie (Hg.)*, Deutscher Schiffbau, Hamburg 1974-1987.

⁸⁰ Für zwei Fallstudien zu erfolgreichen Werften (Meyer Werft; Blohm + Voss) vgl. *Albert*, Wettbewerbsfähigkeit.

Forschungs- und Literaturberichte

Memorandum

Erfolgsbedingungen empirischer Wirtschaftsforschung und empirisch gestützter wirtschafts- und sozialpolitischer Beratung

Von Richard Hauser (Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main), Gert G. Wagner (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), Berlin, Europa Universität Viadrina, Frankfurt (Oder) und Centre for Economic Policy Research (CEPR), London) und Klaus F. Zimmermann (Forschungsinstitut „Zukunft der Arbeit“ (IZA), Bonn, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn, und Centre for Economic Policy Research (CEPR), London)

In seinen "allgemeinen Gesichtspunkten" der Stellungnahme zu den Wirtschaftsforschungsinstituten der Blauen Liste in den alten Ländern hat der Wissenschaftsrat im Januar 1998 festgestellt, daß "im Zuge der Erarbeitung der vorliegenden Stellungnahmen [...] sich Hinweise darauf ergeben [haben], daß der Status der empirischen Wirtschaftsforschung in Deutschland - auch im internationalen Vergleich - Anlaß zu einer Reihe von Fragen gibt und daher eine breit angelegte Untersuchung zur Struktur, Organisation und Leistungsfähigkeit der empirischen wirtschaftswissenschaftlichen Forschung in Deutschland notwendig und förderlich ist. Der Wissenschaftsrat empfiehlt nachdrücklich, diese Untersuchung möglichst bald durchzuführen und Fragen der theoretischen Wirtschaftsforschung mit einzubeziehen, soweit dies für den Untersuchungszweck angebracht ist. Im Anschluß daran sollte es zu weiteren Strukturempfehlungen kommen, die auch die Wirtschaftsforschungsinstitute der Blauen Liste einschließen".

Die Verfasser des vorliegenden Memorandums halten es für erforderlich, daß diese Analyse und Diskussion komplementär auch öffentlich durchgeführt wird. Zu einem zentralen Teilaspekt, der Datenproblematik, sollen die folgenden Überlegungen beitragen.

I. Theoretische Überlegungen

Für die meisten wirtschafts- und sozialpolitischen sowie finanzwissenschaftlichen Fragestellungen reichen rein theoretische Modelle nicht aus, sondern politisch umsetzbare Ergebnisse bedürfen einer empirischen Fundierung. Umgekehrt sind empirische Messungen ohne ein theoretisches Gerüst im allgemeinen sinnlos. Empirische Wirtschaftsforschung und Wirtschaftstheorie (einschließlich der Finanzwissenschaft) sollten deswegen im Zusammenhang analysiert und im Hinblick auf ihre organisatorischen Strukturen betrachtet werden.

Empirische Wirtschaftsforschung im engeren Sinne zielt darauf ab,

- die relevanten Aspekte der wirtschaftlichen Aktivitäten mit Hilfe von Statistiken zu beschreiben und soweit wie möglich in quantitativer Form zu messen (deskriptive Statistik),
- aus statistischen Daten Hypothesen über Regelmäßigkeiten [Gesetze] abzuleiten (induktive Methode),
- Verhaltenshypothesen, die auf der Basis von theoretischen Modellen abgeleitet wurden, mit Hilfe von (vor allem) ökonometrischen Verfahren zu testen (deduktive Methode),
- internationale Vergleiche zu allen genannten Aspekten in deskriptiver Form anzustellen,
- die Unterschiede zwischen den Vergleichsländern als das Ergebnis „natürlicher“ Sozialexperimente zu betrachten und auf dieser Basis die unterschiedlichen Auswirkungen

verschiedener institutioneller Ausgestaltungen der Wirtschafts- und Sozialordnung für das Verhalten von Wirtschaftssubjekten herauszuarbeiten,

- Parameterwerte für einzelne Verhaltenshypothesen numerisch zu schätzen und auf dieser Basis quantifizierte Prognosen zu erarbeiten,
- komplexe Modelle, die das wirtschaftliche Verhalten unterschiedlicher Akteursgruppen nachbilden und das Ergebnis des Zusammenwirkens dieser Gruppen nachzeichnen, zu erarbeiten,
- mit Hilfe dieser numerisch spezifizierten Modelle Prognosen zu erstellen, und
- mit Hilfe von Modellen Simulationsstudien über die Auswirkungen alternativer wirtschafts-, finanz- und sozialpolitischer Maßnahmen zu erstellen und damit empirisch gestützte Aussagen über die positiven und negativen Konsequenzen im Hinblick auf explizit gemachte Ziele abzuleiten.

Es ist offensichtlich, daß die Voraussetzung für eine erfolgreiche empirische Wirtschaftsforschung das Vorhandensein und die leichte Zugänglichkeit von möglichst vielfältigen und möglichst weit in die Vergangenheit zurückreichenden statistischen Daten ist.

Ebenso wie in den Naturwissenschaften ist auch bei der empirischen Wirtschaftsforschung eine möglichst breite nationale und internationale Konkurrenz zwischen Wissenschaftlern erforderlich, durch die sich die verlässlicheren deskriptiven Ergebnisse und die besseren Hypothesen durch gegenseitige Prüfung und Kritik allmählich durchsetzen. Aus diesen Gründen ist eine gleichrangige und gleichzeitige Zugänglichkeit von Datenbeständen für möglichst alle mit der jeweiligen Thematik befaßten Wissenschaftler erforderlich. Darüber hinaus sollten die Daten in einem engen Austauschprozeß zwischen analysierenden Forschern und Daten"produzenten" erstellt werden, um sicherzustellen, daß zu relevanten Fragen die angemessenen Daten mit methodisch adäquaten Verfahren erhoben werden.

Es geht uns im folgenden lediglich um die Erhebung und Verfügbarkeit der Daten für die wissenschaftliche Forschung und nicht-kommerzielle Nutzung.

II. Organisatorische Ausgangslage

In Deutschland liegt die Verantwortung für die Datengenerierung und -nutzung bei der amtlichen Statistik, Administrationen, wissenschaftlichen Einrichtungen und privaten Unternehmen (insbesondere Marktforschungsinstituten). Die amtliche Statistik ist den Innenministerien bzw. Staatskanzleien nachgelagert bzw. sie ist Teil kommunaler und anderer Einrichtungen (z. B. Bundesbank, Bundesanstalt für Arbeit). Öffentlich finanzierte statistische Erhebungen gibt es außerhalb der amtlichen Statistik im Bereich der Ressort- und Auftragsforschung und als Teil der Wissenschaftsförderung.

Die Erhebungsprogramme (und die zur Datenerhebung benutzten Methoden) werden von den analysierenden Forschern je nach Datenproduzent sehr unterschiedlich beeinflusst.

- Für die Daten der amtlichen Statistik gibt es in der Praxis fast keinen Einfluß der Wissenschaft auf die Erhebungsprogramme; diese Aussage gilt verstärkt für die Teile der amtlichen Statistik, die nicht in Statistischen Ämtern, sondern in Ministerien und anderen Einrichtungen geführt werden (z.B. Finanzministerium, Bundesanstalt für Arbeit, Bundesbank, Verband Deutscher Rentenversicherungsträger).
- Statistische Basisdaten, die mit öffentlichen Mitteln im Rahmen der Ressort- und Auftragsforschung erstellt werden (insbesondere auch in den Wirtschaftsforschungsinstituten), werden praktisch auch ohne Einfluß durch Wissenschaftler erstellt, die nicht an der Erhebung direkt beteiligt sind.

- Ein systematischer Einfluß der gesamten "Scientific Community" auf statistische Erhebungsprogramme gibt es nur dort, wo Daten durch wissenschaftliche Forschungsinstitutionen erhoben werden (z.B. DFG, VW Stiftung, teilweise auch BMBF).
- Auch auf die Erstellung vieler "abgeleiteter" Statistiken, wie insbesondere der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR), gibt es keinen direkten Einfluß der Wissenschaft.
- Mangels professioneller Großerhebungen werden immer wieder Erhebungen von Studenten im Rahmen von "Lehrforschung" durchgeführt (wobei das dilettantische Verhalten von Studenten bei Interviews zur Gefährdung der Akzeptanz von statistischen Erhebungen bei Befragten beitragen kann).

Auch die Zugänglichkeit dieser Datenbestände für die nicht-kommerzielle, empirische Wirtschaftsforschung an Universitäten und gemeinnützigen Forschungsinstituten unterscheidet sich deutlich. Für diese Unterschiede sind maßgeblich: (1) die Art der Finanzierung, (2) Datenschutzbestimmungen, (3) Verhaltensweisen der Datenproduzenten, und schließlich (4) die Verfahren der Datensammlung, Datenaufbereitung, Datendokumentation und Datenübermittlung, die angesichts der tiefgreifenden Änderungen bei den elektronischen Netzwerken und der Verfügbarkeit von bisher nicht vorhandenen Rechen- und Speicherkapazitäten am Arbeitsplatz des Wissenschaftlers einem tiefgreifenden Wandel unterliegen.

- Weitgehend unregelt ist der Zugang zu statistischen Daten, die vom Staat - außerhalb der eigentlichen amtlichen Statistik - in Ministerien und anderen Einrichtungen produziert werden.
- Der Zugang zu Daten der amtlichen Statistik ist weitgehend geregelt, allerdings gibt es zwei grundsätzliche Probleme: (1) Mikrodaten sind zum größten Teil nicht oder nur schwer zugänglich; dies gilt insbesondere für die nur schwer anonymisierbaren Betriebs- und Unternehmensdaten der Wirtschaftsstatistik. Mit den vom BMBF finanzierten "Scientific Use Files" für einige Stichproben der Bevölkerungsstatistik gibt es allerdings eine neue Entwicklung für den regelhaften Zugang zu anonymisierten Mikrodaten; (2) aggregierte Daten, z.B. der VGR, sind regelhaft zugänglich, insbesondere sind auch die Veröffentlichungszeitpunkte allgemein bekannt, jedoch ist für Außenstehende nicht klar, ob und wann Statistische Ämter vorläufige Daten und Sonderauswertungen zur Verfügung stellen. Manchmal führt dies dazu, daß Wissenschaftler den Eindruck gewinnen, daß Daten willkürlich herausgegeben oder zurückgehalten werden.¹
- Weitgehend unregelt ist auch der Zugang zu Daten, die mit öffentlichen Mitteln außerhalb der amtlichen Statistik erhoben werden. Zwar werden viele Erhebungen dem "Zentralarchiv für empirische Sozialforschung" in Köln übergeben, oder die Daten werden von den Produzenten direkt zugänglich gemacht, aber es ist oft zufällig, ob und wie dies geschieht. Nur wenige Wissenschaftsförderungsorganisationen knüpfen die Finanzierung einer Erhebung an die explizite Verpflichtung, diese rasch für Re-Analysen zugänglich zu machen. Vorbildlich ist hier beispielsweise die DFG.

Zu obigen Punkten nimmt das Memorandum im folgenden Stellung, um die Verantwortlichen zu einer den neuen wissenschaftlichen Entwicklungen entsprechenden Gestaltung der statistischen Infrastruktur aufzurufen und damit die Erfolgsbedingungen für die empirische Wirtschaftsforschung und empirisch gestützte Politikberatung zu verbessern.

1 Die Verfasser berichten hier über Äußerungen von anderer Seite. Auch wenn sie damit nicht den Vorwurf einer Willkür unterstützen wollen, so deutet dies doch darauf hin, daß die bisherigen Zugangsregeln zumindest undurchsichtig sind.

III. Datentypen und Datenschutz

Vorweg ist festzustellen, daß sich die empirische Wirtschafts- und Sozialforschung in dem oben beschriebenen Sinn nicht für identifizierbare Einzelfälle, sondern lediglich für anonyme Untersuchungseinheiten, für nach bestimmten Kriterien zusammengefaßte Gruppen von Untersuchungseinheiten und für statistische Regelmäßigkeiten interessiert. Individualisierte Fallstudien liegen außerhalb ihres Untersuchungsbereichs; dementsprechend sind die Probleme des Datenschutzes und der Datenzugänglichkeit auch nur für diese begrenzte statistische Nutzung zu klären.

Aus der Sicht des Datenschutzes lassen sich die für die empirische Wirtschaftsforschung erforderlichen Daten in zwei Klassen einteilen:

1. In Tabellenform oder summarisch zusammengefaßte Daten, wie sie etwa in der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, in Finanzstatistiken der Deutschen Bundesbank oder in Bevölkerungsstatistiken des Statistischen Bundesamtes vorliegen.
2. Einzeldaten von Personen, Haushalten, Unternehmen, Betrieben, Organisationen und staatlichen Organen.

Die erste Kategorie bietet keine datenschutzrechtlichen Probleme, sofern in den Tabellen eine genügende Anzahl von Untersuchungseinheiten zusammengefaßt sind und nur Durchschnitte oder Summen ausgewiesen werden. Für diese Daten bestehen lediglich die Probleme

- einer nutzerfreundlichen Information über die verfügbaren aggregierten Daten und Zeitreihen,

- der Standardisierung der Konzepte, der korrekten Erfassung und der Vergleichbarkeit in der zeitlichen, regionalen und internationalen Dimension,
- der verlässlichen (regelgebundenen) und schnellen Zugänglichkeit am Arbeitsplatz des Wissenschaftlers. (Dazu gehören auch Regeln, wie und wann vorläufige Daten herauszugeben sind; es stehen inzwischen auch Computeralgorithmen zur Verfügung [Statistical Disclosure Control], die das automatische, d.h. rasche Prüfen und ggf. eine geeignete Aggregation dünn besetzter Zellen vornehmen.)

Diese Punkte werden im Memorandum unten nochmals aufgegriffen.

Die zweite Kategorie der Einzeldaten ist in individualisierter Form (mit Identifikationsmerkmalen wie Name, Adresse, Telefonnummer) aus Datenschutzgründen grundsätzlich nicht zugänglich. Im Hinblick auf den Charakter der Information lassen sich folgende Typen von Datensätzen unterscheiden:

- Einmalige Querschnittserhebungen;
- Zeitreihen von Querschnittserhebungen, wobei im Prinzip jeweils unterschiedliche Untersuchungseinheiten die Informationen liefern;
- Wiederholungsbefragungen derselben Untersuchungseinheiten (Panels), die über einen kürzeren oder längeren Zeitraum fortgeführt werden.

Wenngleich Querschnittserhebungen und Zeitreihen von gleichartigen Querschnittserhebungen seit vielen Jahrzehnten eine unverzichtbare Basis für die empirische Wirtschaftsforschung darstellen, haben sich in den vergangenen beiden Dekaden doch Panelerhebungen von Mikrodaten als besonders fruchtbare Informationsquellen für viele Fragestellungen erwiesen, die mit Querschnittsdaten nicht geklärt werden konnten. Gerade auf diesem Gebiet vollzieht sich zur Zeit ein besonders schneller wissenschaftlicher Fortschritt, da hiermit die Reaktionen von Untersuchungseinheiten auf Änderungen der Einflußgrößen wesentlich besser analysiert werden können.

Auch mit Daten, die im Verwaltungsprozeß anfallen und die überdies mit Umfragedaten kombiniert werden können, sind bereits vielversprechende Untersuchungen angestellt worden. Auf diesem Feld liegen ebenfalls große, bisher nicht ausgeschöpfte, Möglichkeiten für die empirische Wirtschaftsforschung.

Es sind in den vergangenen beiden Jahrzehnten verschiedene Verfahren entwickelt worden, jene Informationen, die die empirische Wirtschaftsforschung braucht, zur Verfügung zu stellen, ohne daß eine Identifizierung des Merkmalsträgers erfolgen kann. Diese Verfahren sind im Statistikgesetz abgesichert. Dabei handelt es sich um

- Verfahren der absoluten Anonymisierung und um
- Verfahren der faktischen Anonymisierung.

Auf dieser Basis konnten inzwischen große amtliche Stichproben von Personen und Haushalten (Einkommens- und Verbrauchsstichproben, Mikrozensus) an wissenschaftliche Nutzer weitergegeben werden. In diesem Zusammenhang bestehen aber noch die Probleme

- der Kontinuität der Weitergabe,
- der Beschleunigung des Weitergabeverfahrens,
- die Standardisierung der Datenweitergabe, um die Installationskosten der interessierten Wissenschaftler möglichst gering zu halten,
- der Kostenübernahme für die faktische Anonymisierung,
- einer verbesserten Dokumentation der Erhebungs- und Aufbereitungsarbeiten durch das Statistische Bundesamt,
- der Beratung bei Datenproblemen über die Dokumentation hinaus und einer Rückkoppelung zur Verbesserung der Erhebungsinstrumente und der Datenaufbereitung,
- der Kooperation zwischen Statistischem Bundesamt und der Wissenschaft bei der Datenprüfung und -bereinigung,
- der Regelung der Einflußnahme auf die Erhebungsprogramme durch die Wissenschaft, um die theoretisch relevanten Phänomene und Kausalfaktoren besser erfassen zu können, und schließlich
- der Ausdehnung der Weitergabeverfahren auf andere Träger von Datenerhebungen und Besitzer von mit öffentlichen Mitteln beschafften Einzeldatenbeständen.

Es gibt auch Einzeldatensätze für Untersuchungseinheiten, insbesondere Unternehmen, Organisationen und staatliche Stellen, die sich nicht faktisch anonymisieren lassen, weil die Anzahl der jeweiligen Merkmalsträger so gering ist, daß sie bereits mit wenigen Zusatzinformationen identifiziert werden können oder daß zumindest einige herausragende Merkmalsträger identifiziert werden können. Beispiele wären Arbeitsstättenzählungen, Betriebspanels, u. ä. Um diese Einzeldaten für die empirische Wirtschaftsforschung zugänglich zu machen, bedarf es anderer Verfahren, wie beispielsweise die sanktionsbewehrte Verpflichtung zur vertraulichen Behandlung von Einzeldaten durch den Forscher oder die temporäre Beschäftigung bei einem Datenbesitzer mit entsprechender Verpflichtung zur Wahrung der Vertraulichkeit.

IV. Thesen zur Finanzierung und Organisation

1. Daten können mehrfach eingesetzt werden. Ihre Produktionskosten lohnen sich häufig nur, wenn sie in vollem Umfang genutzt werden. Ein freier Markt wird dieses Produkt nur in unzureichendem Umfang anbieten. Statistische Daten sind quasi "öffentliche Güter", die öffentlich finanziert werden müssen - was einen regulierten Wettbewerb bei der Produktion

- dieser Daten freilich keineswegs ausschließt. Eigentümer ist die Gesellschaft, die die Daten nur aus organisatorischen Gründen in den Besitz unterschiedlicher Institutionen gibt.
2. Die Daten der amtlichen Statistik sind offensichtlich alle öffentliche Güter in diesem Sinne.
 3. Die Daten der öffentlichen Verwaltung, die für die administrative Vorgänge erhoben werden oder dabei anfallen (*Steuerdaten, Daten im Bereich des Arbeitsmarktes und des sozialen Sicherungssystems*), sind ebenfalls öffentliche Güter; diese Daten sollten unter Mitarbeit von unabhängigen Wissenschaftlern soweit wie dies wissenschaftlich sinnvoll und datenschutzrechtlich möglich ist, als anonymisierte Datensätze aufbereitet und ebenfalls soweit wie möglich in geeigneter Form der Wissenschaft zur Verfügung gestellt werden.
 4. Sofern die Datenproduktion direkt oder indirekt über Forschungsförderungsinstitutionen mit öffentlichen Mitteln erfolgte, sollten die Daten allen Wissenschaftlern auf Anforderung gegen einen geringen Kostenbeitrag zur Verfügung gestellt werden.
 5. Für internationale Datenbasen sind geeignete Finanzierungsformen zu finden.
 6. In Deutschland ist zu prüfen, ob die Anbindung der Amtlichen Statistik an die Innenministerien bzw. Staatskanzleien, sowie die "Auslagerung" von Amtlicher Statistik in Ministerien, die Bundesbank, die Bundesanstalt für Arbeit und in einige Verbände optimal ist. Generell sind eine Trennung der Datenproduktion von politischen Bürokratien in unabhängige Institutionen mit wissenschaftlichen Beiräten und eine Dezentralisierung zweckmäßig.

V. Thesen zur Festlegung von Erhebungsprogrammen

1. Die Erhebungsprogramme für öffentlich relevante statistische Daten müssen von den Vertretern der Öffentlichkeit zusammen mit unabhängigen Fachwissenschaftlern (für Erhebungsmethoden und Analysen) entwickelt werden.
2. Es ist nicht nur für die Erhebungen der Amtlichen Statistik im engeren Sinne notwendig, daß Erhebungsprogramme von der Öffentlichkeit und den Fachwissenschaften beeinflusst werden können, sondern auch für Prozeßstatistiken und für Erhebungen, die im Rahmen der Ressortforschung, in öffentlich finanzierten Instituten und in Form von öffentlich finanzierten Aufträgen erhoben werden.
3. Fachbeiräte sind nützliche Instrumente, um die Mitwirkung der Öffentlichkeit und der Wissenschaft bei der Festlegung von Erhebungsprogrammen zu sichern.

VI. Thesen zur Beherrschung von Datenschutzproblemen

1. Die Möglichkeiten der "faktischen Anonymisierung" von statistischen Mikrodaten müssen konsequent genutzt werden. Sub-Sampling (also die Weitergabe einer Unterstichprobe der ursprünglich erhobenen Daten) ist eine wirksame Strategie, um Datenschutz einzuhalten, ohne daß dadurch Ergebnisse verzerrt werden. Hinzu kommen Möglichkeiten, Variablen verzerrungsfrei zu vergrößern und die Möglichkeit, besonders sensitive Variablen nicht zugänglich zu machen (z.B. feinräumige Regionalinformationen). Letztgenannte Methoden verzerrten zwar keine Ergebnisse, machen jedoch oft aussagekräftige Untersuchungen unmöglich.
2. Insoweit die faktische Anonymität von Mikrodaten nur herstellbar ist, indem wesentliche Variablen vergrößert oder nicht weitergegeben werden, müssen Datenproduzenten, die mit öffentlichen Mitteln arbeiten, verpflichtet werden, die Arbeit mit sensitiven Daten innerhalb ihrer Institutionen zu ermöglichen, dazu gehören ggf. auch "Filialen" dieser Einrichtungen,

die in der Praxis den Zugang wesentlich erleichtern können. Insoweit aus Datenschutzgründen nur Mitarbeiter einer Einrichtung mit bestimmten Daten arbeiten dürfen, müssen entsprechende Anstellungsverträge auch für "One-Dollar-Persons" ermöglicht werden (Fellowship-Programme nach US-amerikanischem Muster).

3. Darüber hinaus ist zu prüfen, ob die Ökonometrie- und Statistik-Ausbildung in den Universitäten derart professionalisiert werden kann, daß für Wissenschaftler ein bindender Ethik-Code zur Wahrung des Datengeheimnisses etabliert werden kann (ähnlich wie für Ärzte, Rechtsanwälte, usw.), der bei Nicht-Einhaltung zum Entzug der "Lizenz" für empirisches Arbeiten führt. Ein derartiger Wissenschaftler-Ethik-Code muß mit entsprechenden rechtlichen Rahmenbedingungen verbunden werden, die sicherstellen, daß für übergeordnete staatliche Zwecke das "Statistik-Geheimnis" nicht gebrochen werden kann. Bei einer derartigen Entwicklung muß beachtet werden, daß sie nicht zu einer Verknappung der entsprechend lizenzierten Wissenschaftlern führt, indem Marktzutrittsbarrieren errichtet werden, um der Zunft allokativ ungerechtfertigte Einkommensvorteile zu sichern.

VII. Thesen zum Ausbau der Infrastruktur

• Thesen zur ersten Datenkategorie (aggregierte Daten)

1. Sichergestellt werden muß eine *regelgebundene* Verfügbarkeit aggregierter Ergebnisse. Die Regelgebundenheit gilt auch für vorläufige Daten und Sonderauswertungen. Zumindest die endgültigen Daten sollten on-line zur Verfügung gestellt werden, und zwar sowohl nationale Daten als auch die von internationalen Organisationen gesammelten und aufbereiteten Daten.

2. Gegebenenfalls ist die Einrichtung einer deutschen Clearingstelle notwendig, die alle Daten beschafft und den Bestand pflegt, sofern das Statistische Bundesamt diese Aufgabe nicht übernimmt.

3. Um Zugangshürden abzubauen (insb. für Universitätsinstitute, die nicht permanent mit bestimmten Daten arbeiten) ist für die Wissenschaft eine Standardisierung des Datenzugangs notwendig, verbunden mit geringen Gebühren oder Kostenbefreiung.

• Thesen zur zweiten Datenkategorie (Mikrodaten)

4. In Zusammenarbeit mit den Forschungsförderungseinrichtungen (insb. der DFG) sollten zügig Fellowship-Programme eingerichtet werden, die das Arbeiten mit nicht oder nur schwer anonymisierbaren Mikrodaten bei den datenerhebenden Einrichtungen, die die datenschutzrechtliche Verantwortung tragen, ermöglichen.

5. Um Zugangshürden abzubauen (insb. für Universitätsinstitute, die nicht permanent mit bestimmten Daten arbeiten) ist für die Wissenschaft eine Standardisierung des Zugangs zu Mikrodaten (amtlicher und nicht-amtlicher Art) mit geringen Kosten oder Kostenbefreiung notwendig.

6. Ein weiterer Schritt wäre die Einrichtung einer Clearingstelle, die in regelhafter Weise Informationen über sämtliche Einzeldatenbestände und die jeweiligen Dokumentationen bereithält und die on-line konsultiert werden kann; über die Weiterentwicklung dieser Clearingstelle zu einer Datenbeschaffungsagentur für die empirische Wirtschaftsforschung sollte nachgedacht werden.

7. Es muß geprüft werden, wie getrennt erstellte statistische Datenbasen in datenschutzrechtlich einwandfreier Weise zusammengeführt werden können ("Link", z.B. von Firmen-

und Bevölkerungsinformationen). Unter Umständen können Clearing-Stellen auch für diesen Zweck nützlich sein.

8. Geprüft werden sollte unter datenschutzrechtlichen Gesichtspunkten die Möglichkeit des "Fernrechnens" für nicht anonymisierbare Datenbestände mit entsprechenden Sicherungsmaßnahmen gegen die Identifizierung einzelner Merkmalsträger. "Fernrechnen" bedeutet hier Übermittlung von Auswertungsprogrammen on-line an den Datenbesitzer und Rückgabe von geschätzten Parameterwerten sowie tabellierten Ergebnissen (unter Berücksichtigung von datenschutzrechtlich gebotenen Mindestfallzahlen).

VIII. Thesen zum Ausbau der empirischen Wirtschaftsforschung an den Universitäten

1. Stärkung der empirischen Wirtschaftsforschung in den Fächern Wirtschafts- und Sozialpolitik/Finanzwissenschaft und Statistik/Ökonometrie.
2. Einbau von Datenanalyse, Datenkritik und Datenschutz in die mittlere Ausbildungsphase von Ökonomiestudenten.
3. Verbesserte Ausbildung an Statistikpaketen.
4. Arbeit mit echten Daten bereits im Studium, evtl. in Zusammenarbeit mit Datenproduzenten, mit Hilfe von kleinen, hochanonymisierten Substichproben; Verzicht auf dilettantische Primärerhebungen durch Studenten, die die Akzeptanz von Erhebungen bei Befragten gefährden.
5. Verbesserung des Datenservice an den Universitäten für die Studenten und ausreichende Verfügbarkeit der jeweiligen Statistikpakete und Computerkapazitäten.
6. Zugang zu Clearingstellen und "Fernrechenmöglichkeiten" für Studenten.

IX. Aufforderung zur Diskussion

Dieses Memorandum soll zur Diskussion anregen. Diese kann in den einschlägigen Fachzeitschriften und auf speziellen Workshops geführt werden. Die Verfasser sind auch für direkte Stellungnahmen dankbar. Ergebnisse dieser Diskussion könnten dann auch für die Arbeit der Gremien des Wissenschaftsrates Gestaltungshilfen liefern.

Kontaktadressen:

Prof. Dr. Richard Hauser

Johann Wolfgang von Goethe-Universität
 Fachbereich Wirtschaftswissenschaften
 Senckenberganlage 31
 60325 Frankfurt am Main

Tel.: 069/7982-2546

Fax: 069/7982-8287

e-mail- R.Hauser@em.uni-frankfurt.de

Prof. Dr. Gert G. Wagner

Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung
 Königin-Luise-Straße 5
 14195 Berlin

Tel.: 030/89789-290

Fax: 030/89789-109

e-mail: gwagner@diw.de

Prof. Dr. Klaus F. Zimmermann

Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit (IZA)
 Postfach 7240
 53072 Bonn

Tel.: 0228/3894-200

Fax: 0228/3894-210

e-mail: Zimmermann@iza.org

Autorenverzeichnis

Albert, Götz, Dr., studierte Volkswirtschaftslehre und sammelte erste praktische Erfahrungen in der Unternehmensberatung und als Dozent in der Erwachsenenbildung. Nach Abschluß seines Studiums war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter für die Universität München tätig. Seit 1997 arbeitet er in der Unternehmensentwicklung eines deutschen Dienstleistungskonzerns.

Capuzzo, Paolo,

Gestwa, Klaus, geb. 1963, Studium der Geschichte und Slawistik in Marburg und Norwich, 1988/89 DAAD-Forschungsstipendium in Moskau, 1991/96 wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten in Frankfurt und Tübingen, dort seit 1996 wissenschaftlicher Hochschulassistent, 1996 Promotion mit einer Arbeit über die Proto-Industrialisierung in Rußland, Publikationen über sowjetische Zwangsarbeiter in Deutschland nach Ende des 2. Weltkriegs und die öffentlichen Diskussionen der zarischen Geschichte im post-sowjetischen Rußland.

Hauser, Richard, Professor für Sozialpolitik am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Universität Frankfurt/Main. Von 1979 bis 1990 Sprecher bzw. stv. Sprecher des Sonderforschungsbereichs 3 "Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik". Forschungsgebiete sind soziale Sicherung, Einkommensverteilung, Armut und internationale Vergleiche von Sicherungssystemen.

Kießling, Rolf, geb. 1941, Studium der Geschichte, Geographie und Germanistik in München und Erlangen, Staatsexamen 1966, Promotion 1969 mit einer Arbeit über „Bürgerliche Gesellschaft und Kirche in Augsburg im Spätmittelalter“ (bei Karl Bosl); anschließend im Schuldienst als Gymnasiallehrer; 1985 Habilitation an der Universität Augsburg mit „Die Stadt und ihr Land. Umlandpolitik, Bürgerbesitz und Wirtschaftsgefüge in Ostschwaben vom 14. bis ins 16. Jahrhundert“; 1992-1994 Prof. für Theorie und Didaktik der Geschichte an der Kath. Universität Eichstätt, seit 1994 Inhaber des Lehrstuhls für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg; Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte, zur Geschichte des Judentums und zur Wirtschaftsgeschichte vorwiegend Schwabens bzw. Süddeutschlands.

Kopsidis, Michael, geb. 1964, Studium der Volkswirtschaftslehre, von 1989 bis 1994 Assistent am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte bei Professor Dr. Richard H. Tilly an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Zur Zeit wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Agrarentwicklung in Mittel- und Osteuropa (IAMO) in Halle/Saale mit dem Schwerpunkt Marktintegration und Schaffung funktionierender Binnenmärkte am Beispiel der Russischen Förderation.

Kriedte, Peter, geb. 1940, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, Veröffentlichungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts; u.a.: Industrialisierung vor der Industrialisierung. Ge-

werbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus (1977; zusammen mit H. Medick und J. Schlumbohm), Spätfeudalismus und Handelskapital. Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (1980), Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts (2. Aufl. 1992).

Medick, Hans, geb. 1939, wissenschaftlicher Referent am Max-Planck-Institut für Geschichte und Professor für Mittlere und neuere Geschichte an der Universität Göttingen, Lehraufträge und Gastprofessuren an der University of California, Los Angeles, Johns Hopkins University, Baltimore, an den Universitäten Basel, Zürich, Hannover. Forschungsgebiete neben der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Historische Anthropologie, Wissenschaftstheorie und Geschichte der Sozialtheorie und Sozialwissenschaft. Gründungsherausgeber der Zeitschrift "Historische Anthropologie. Kultur - Geschichte - Alltag".

Pfister, Ulrich, geb. 1956, lehrt seit 1996 Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Davor nahm er Dozenturen in Konstanz, Genf und Zürich wahr. Neben seiner Studie »Die Zürcher Fabriques: protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jh.« (1992) hat er eine weitere Monographie sowie zahlreiche Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der frühen Neuzeit sowie der Dritten Welt im 20. Jh. publiziert.

Roy, Tirthankar, Associate Professor of Indira Gandhi Institute of Development Research, Bombay (an autonomous research institute established by the Reserve Bank of India). Trained as economist, main research interest is economic history. Major part of research deals with the experience of traditional industry in colonial and postcolonial south Asia; author of *Artisans and Industrialization. Indian Weaving in the 20th Century* (Delhi: Oxford University Press, 1993); *Traditional Industry in the Economy of Colonial India* (Cambridge University Press, in process), and several articles on industrial and financial history of modern south Asia.

Schlumbohm, Jürgen, arbeitet am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen und lehrt außerdem an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg. Gastprofessuren an der University of California, Los Angeles; an der Université de Paris I-Sorbonne; an der Ecole des Hautes Etudes en Sociales Sciences, Paris. Seine letzten Buch-Veröffentlichungen sind: *Familie und Familienlosigkeit. Fallstudien aus Niedersachsen und Bremen vom 15. bis 20. Jahrhundert*, Hannover 1993 (als Herausgeber); *Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650-1860*, Göttingen 1994, 2. Aufl. 1997; *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*, München 1998 (als Herausgeber); *Mikrogeschichte - Makrogeschichte: komplementär oder inkomensurabel*, Göttingen 1998 (als Herausgeber).

Torras, Jaume, born in 1943, student of History at the universities of Barcelona and Paris-Sorbonne; PhD degree (1971) at the Autonomous University, Barcelona (dissertation: peasant antiliberal movements in early 19th century Catalonia); has taught economic history at different Spanish universities (Valencia, Autonomous University of Barcelona, Zaragoza),

since 1992 at the Institut Universitari d'Història, Universitat Pompeu Fabra, Barcelona; research field: early modern economic history.

Wagner, Gert, geb. 1953, Prof. Dr. rer. oec., Diplom-Volkswirt, Studium in Frankfurt am Main, Promotion und Habilitation an der TU Berlin. Lehrstuhlinhaber für Volkswirtschaftslehre an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt(Oder); zuvor (1992-97) Lehrstuhlinhaber an der Ruhr-Universität Bochum. Seit 1989 Leiter der statistischen Erhebung "Das Sozio-oekonomische Panel" (SOEP) am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW, Berlin); seit 1997 Research Associate des "Centre for Economic Policy Research" (CEPR, London). 1995 bis 1998 sachverständiges Mitglied der Enquete-Kommission "Demographischer Wandel" des Deutschen Bundestags.

Zimmermann, Klaus F., Professor für Wirtschaftliche Staatswissenschaften der Universität Bonn und Wissenschaftlicher Direktor des IZA/Bonn. Er war von 1989-98 Professor für Wirtschaftstheorie der Universität München. Er ist Herausgeber des Journal of Population Economics, Forschungsdirektor für Arbeitsökonomie des CEPR/London und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats des SOEP. Seine Forschungsgebiete sind Arbeit, Bevölkerung und Ökonometrie.

(Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien, Band 4)

Rolf Walter
Wirtschafts-
geschichte
Vom Merkantilismus
bis zur Gegenwart

1998. 2., überarbeitete
 und aktualisierte Auflage.
 XVIII, 336 Seiten. Broschur.
 DM 48,-/öS 350,-/sFr 44,50
 ISBN 3-412-01398-6

In leicht lesbarer Form erschließt dieses inzwischen zum Standardwerk gewordene Buch die deutsche Wirtschaftsgeschichte vom Zeitalter des Merkantilismus bis zur Gegenwart. In chronologischer Reihenfolge werden die wesentlichen Grundzüge der Wirtschaftsgeschichte strukturiert und prägnant dargestellt. Die Darstellung bietet einen umfangreichen Stoff in geraffter und selektierter Form. Jedem Kapitel folgen zur Vertiefung und Ergänzung Literaturempfehlungen sowie eine Reihe von Kontroll- und Wiederholungsfragen. Als Lehr- und Studienbuch richtet sich das Werk, das hier in zweiter, gründlich überarbeiteter und aktualisierter Neuauflage vorliegt, vorwiegend an Studenten und Lehrer in den Fächern Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Volks- und Betriebswirtschaft sowie Geschichte.

Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte: Studien zur Protoindustrialisierung

97: Peter Kriedte

Eine Stadt am seidenen Faden

Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts 2., durchgesehene Auflage 1992. 436 Seiten mit 43 Abbildungen, 48 Tabellen und 3 Karten im Anhang, Leinen DM 92,- / öS 627,- / SFr 83,50. ISBN 3-525-35633-1

„Mit dieser Studie ist zum einen die Einlösung des Forschungskonzepts ‚Protoindustrialisierung‘ auf empirischer Basis gelungen und zum anderen dessen Weiterentwicklung und Differenzierung unübersehbar ... Eine sorgfältige, kluge Studie.“

Historische Zeitschrift

110: Jürgen Schlumbohm

Lebensläufe, Familien, Höfe

Die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650-1860

2., durchgesehene Auflage 1997.

690 Seiten mit 4 Faltkarten, Leinen DM 142,- / öS 1037,- / SFr 126,-. ISBN 3-525-35647-1

„Schlumbohm stellt die ‚Familiengeschichte‘ auf eine neue Grundlage: Einmal interessiert ihn nicht mehr das hausindustrielle System als solches, sondern das soziale Leben von Heuerlingen und Bauern in einer vom protoindustriellen Gewerbe geprägten ländlichen Region. Zum anderen konzentriert er sich weniger auf die ungewöhnlichen Geschichten einer regionalen Gesellschaft als auf die gewöhnlichen Lebensgeschichten der einfachen Menschen.“

Süddeutsche Zeitung

126: Hans Medick

Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900

Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte 2., durchgesehene Auflage 1997. 708 Seiten mit 75 Tabellen, 12 Grafiken und 23 teilweise farbigen Abbildungen auf Kunstdrucktafeln sowie einer Faltkarte und 33 Tabellen im Anhang, Leinen

DM 124,- / öS 905,- / SFr 110,-

ISBN 3-525-35443-6

„Unterteilt in vier große Kapitel, die die ökonomischen, demographischen, sozial-kulturellen und religiösen Veränderungen eines Dorfes auf der schwäbischen Alb im Übergang zur Moderne nachgehen, ist dieses Buch nämlich weit mehr als eine bloße Dorfgeschichte. Es ist der Versuch, eine Mikrogeschichte zu schreiben, die die zentralen modernisierungstheoretischen Paradigmen – Industrialisierung und Säkularisierung – in Frage stellt.“ *Die Zeit*

„*Weben und Überleben* setzt Maßstäbe in der Diskussion um die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Übergangsprozesse des 18. und 19. Jh.“ *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*

Weitere Informationen:

Vandenhoeck & Ruprecht, Geschichte,
37070 Göttingen

V&R

Vandenhoeck
& Ruprecht

Marc Frey

Der Erste Weltkrieg und die Niederlande

Ein neutrales Land im politischen und wirtschaftlichen
Kalkül der Kriegsgegner

Studien zur Internationalen Geschichte

Herausgegeben von Wilfried Loth in Verbindung mit Anselm Doering-Manteuffel,
Jost Dülffer und Jürgen Osterhammel, Band 5

1998. 411 S. – 170 x 240 mm

Gb, DM 148,-

ISBN 3-05-003265-0

In dieser Studie werden die strategischen, politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Interessen der Kriegsgegner an den neutralen Niederlanden während des Ersten Weltkrieges untersucht. Auf Grund ihrer geographischen Lage erlangten die Niederlande wesentliche Bedeutung für Großbritannien und Deutschland. Zunächst als „Luftröhre“ gedacht, entwickelten sie sich zum zeitweise wichtigsten neutralen Außenhandelspartner des Deutschen Reiches. Großbritannien wiederum band die Niederlande allmählich in das weltumspannende System der Fernblockade ein. Durch die konkurrierenden Ansprüche der Kriegsgegner wurden die Niederlande zu einem Objekt im internationalen Staatensystem. Diese Rolle verfestigte sich nach dem amerikanischen Kriegseintritt im April 1917.

Neben der Analyse des Wirtschaftskrieges, der um die Niederlande und in ihnen geführt wurde, bilden die Kriegsziele und Zukunftsvorstellungen der Kriegsgegner gegenüber dem neutralen Kleinstaat einen weiteren wichtigen Aspekt der Untersuchung. Darüber hinaus befaßt sich der Autor mit den Strategien niederländischer Politiker und Wirtschaftsführer, den eng umschriebenen Handlungsspielraum zu bewahren.

Das Buch leistet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der britisch-niederländischen und deutsch-niederländischen Beziehungen sowie zur Position der Niederlande im internationalen Staatensystem zwischen 1900 und 1925.

Bestellungen richten Sie bitte an
Ihre Buchhandlung



Akademie Verlag

<http://www.akademie-verlag.de>

Deutschland und China 1937–1949

Politik – Militär – Wirtschaft – Kultur. Eine Quellensammlung

Herausgegeben von Mechthild Leutner

Bearbeitet von Wolfram Adolphi und Peter Merker

Quellen zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen 1897–1995

Herausgegeben von Mechthild Leutner

1998. 543 S. – 170 x 240 mm

Gb, DM 198,-

ISBN 3-05-002986-2

Der Band dokumentiert die Entwicklung der deutsch-chinesischen Beziehungen vom Beginn des antijapanischen Krieges am 7. Juli 1937 bis zum Jahr 1949, als sich sowohl in Deutschland als auch in China neue Staaten etablierten.

Durch den im November 1936 abgeschlossenen Antikominternpakt stand Deutschland mit vertraglich fixierten politischen Verpflichtungen an der Seite des Aggressors Japan. Diese Bündnidkonstellation wurde letztendlich bestimmend für die Gestaltung der deutsch-chinesischen Beziehungen. China wiederum entwickelte seinen militärischen und politischen Widerstandskampf gegen die japanische Aggression im Laufe des Krieges immer entschiedener auch zu einem mit anderen Staaten koordinierten Kampf gegen die Achse Berlin–Rom–Tokio.

Als Deutschland am 8. Mai 1945 bedingungslos kapitulierte und das Bündnis mit Japan, dessen Kapitulation am 2. September 1945 folgte, obsolet geworden war, gehörte China als Mitglied der Antihitlerkoalition zu den Siegermächten. Es stand am Kriegsende in einer Reihe mit der UdSSR, Großbritannien, Frankreich und den USA, anerkannt von diesen als souveräner Staat und Großmacht und mitwirkend an der Gestaltung der Nachkriegswelt als Gründungsmitglied der UNO und Mitglied ihres Sicherheitsrates.

Bestellungen richten Sie bitte an
Ihre Buchhandlung



Akademie Verlag

<http://www.akademie-verlag.de>

Naturwissenschaft und Technik in der DDR

Herausgegeben von Dieter Hoffmann und Kristie Macrakis

1998. 410 S. – 170 x 240 mm

Gb, DM 78,-

ISBN 3-05-002955-2

Dieser Band, das Resultat eines deutsch-amerikanischen Kooperationsprojektes der Humboldt-Stiftung, widmet sich einem Desiderat in der ansonsten zahlreichen Literatur zur DDR-Geschichte. Er gibt einen schlaglichtartigen Überblick über die bisher ausgesparte Entwicklung von Wissenschaft und Technik in der DDR, über deren Einordnung in das politische System, die Wechselwirkung zwischen SED, Staat und Wissenschaft. Zugleich werden Bezüge zu anderen Ländern des Ostblocks hergestellt und Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten zur nationalsozialistischen Herrschaft herausgearbeitet.

Aus dem Inhalt:

Allgemeine Wissenschafts- und Forschungspolitik

Wissenschafts- und Technologiepolitik in der DDR

Das Reformpaket der sechziger Jahre

Spionage und Technologietransfer in der DDR

Hochschulpolitik im östlichen Mitteleuropa 1945–1955

Der Schatten des Nationalsozialismus

Institutionen

Der Wandel des Akademiegedankens zwischen 1945 und 1968

Die Leopoldina und das Machtdreieck in Ostdeutschland

Disziplinen

Ingenieure in der Ulbricht-Ära

Zum DDR-Flugzeugbau in den fünfziger Jahren

Genetische und biomedizinische Forschung

Biologie in der DDR

Computerindustrie und Informatik

Chemie und chemische Industrie

Kernforschung und Kerntechnik

Bestellungen richten Sie bitte an
Ihre Buchhandlung



Akademie Verlag

<http://www.akademie-verlag.de>